

Endbericht

Stadtteilmütterprojekte – Integration mit besonderer Wirkkraft?

Almut Sülzle
Birgit Glock
Susanne Jörg



Inhalt

Vorwort	1
Zusammenfassung	2
Einleitung	4
1 Forschungsstand	6
1.1 Forschungsstand Quartier und Integration	6
1.2 Forschungsstand Stadtteilmütterprojekte	8
2 Bestandsaufnahme von Stadtteilmütterprojekten	10
2.1 Stadtteilmütter als flexibles Konzept	11
2.2 Das Berliner Projekt „Stadtteilmütter in Neukölln“	11
2.3 Das Dortmunder Projekt „Stadtteilmütter und Stadtteilväter“	13
3 Zwischenfazit	15
3.1 Formen der Integration	15
3.2 Die Projekte als Spiegel der Zeit	17
3.3 Integration durch Aktivierung	17
3.4 Stadtteilmütter – (raus) aus dem Quartier?	18
4 Methodisches Vorgehen	20
4.1 Triangulation	20
4.2 Auswahl der Quartiere für die Fallstudien	20
4.3 Interviews	21
4.4 Netzwerkanalyse	24
4.5 Auswertung der qualitativen Interviews	30
4.6 Ethnografische Beobachtungen	30
5 Die vier untersuchten Quartiere	32
5.1 Die Gropiusstadt – „schön grün“	32
5.2 Richardplatz-Süd – Ein „sehr kieziger Kiez“	37
5.3 Dortmund-Nordstadt – „Du bist hier in Nordstadt“	39
5.4 Westerfild/Nette – „Aussen grün und innen bunt“	42
6 Wechselwirkungen zwischen Stadtteilmütterprojekten und Quartieren	45
6.1 Quartiersanbindung: Stadtteilmütter als Seismografen ihrer Quartiere	45
6.2 Das Wirkungsgefüge	46
6.3 Effekte auf die Quartiere	47
6.4 Quartiereffekte?	48
6.5 Unterschiede nach Städten – Konzepteffekte?	48
7 Fallübergreifende Ergebnisse	50
7.1 Wachsende Netzwerke und Öffnung in den Sozialraum	50
7.2 Öffnung in den Stadtraum	55
7.3 Institutionalisierte und lebensweltliche Netzwerke	58
7.4 Politische und kulturelle Teilhabe	59
7.5 Interkulturelle Öffnung der Institutionen und des Quartiers	62
8 Fazit	66
8.1 Quartiersnahe Stadtteilmütterarbeit	66
8.2 Vernetzung	66
8.3 Quartiereffekte auf die Vernetzung	67
8.4 Engagement und Teilhabe	67
8.5 Kontext	68
9 Handlungsmöglichkeiten und Empfehlungen	69
9.1 Handlungsmöglichkeiten für Verwaltung und Politik	69
9.2 Handlungsmöglichkeiten für Stadtteilmütterprojekte	72
9.3 Forschungsbedarf	74
Anhang	77
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	80
Literaturverzeichnis	81

Vorwort

Stadtteilmütter arbeiten seit anderthalb Jahrzehnten erfolgreich in vielen deutschen Kommunen. Ihre Aufgaben liegen in den Bereichen der Sprach- und Kulturmittlung sowie der Begleitung, Beratung und Alltagsunterstützung migrantischer Frauen. Stadtteilmütter arbeiten häufig mit Migrantinnen, die sich aus verschiedenen Gründen schlicht nicht trauen, öffentliche oder private Beratungs- und Hilfeleistungen in Anspruch zu nehmen. Stadtteilmütter schaffen zudem bei Mitarbeitenden von Behörden, Quartiers-, Bildungs- und Sozialeinrichtungen ein Bewusstsein für die Lebenswelten und die Bedürfnisse von Migrantinnen.

Der vhw befasst sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit intensiv mit den Themen Vielfalt und Stadtentwicklung. Hierbei geht er auch auf die Frage ein, wie bislang unterrepräsentierten Gruppen die Teilhabe an den Ressourcen dieser Gesellschaft ermöglicht werden kann. In der bisherigen Forschungs- und Teilhabungspraxis des vhw sind Stadtteilmütter keine Unbekannten. Bereits 2014 halfen Kulturmittlerinnen in Mannheim dabei, einen vom vhw begleiteten Teilhabungsprozess inklusiver zu gestalten. Seitdem unterstützen Stadtteilmütter den vhw in verschiedenen Vor-Ort-Projekten maßgeblich bei der Einbindung von Migrantinnen in deliberative Teilhabungsverfahren. Denn die bis dato angewandten Teilhabungsinstrumente vermochten es nur schwerlich, Migrantinnen zu erreichen. Ebensolche Schwierigkeiten verweisen auf ein weitreichenderes Problem: den weitgehenden Ausschluss migrantischer Frauen von gesellschaftlichen und politischen Aushandlungsprozessen.

Um diesen Defiziten der Repräsentation sowie des sozialen Ausgleichs entgegenzuwirken, können Stadtteilmütter-, Lotsen- und Mittlerinnenprojekte ein erster wichtiger Baustein kommunaler Sozial- und Teilhabepolitiken sein. Ein besonderes Potenzial kommt dabei der lokalen Ebene von Quartier und Nach-

barschaften zu. Hier können sich unterschiedliche Menschen begegnen, ein gegenseitiges Verständnis füreinander entwickeln und sich unmittelbare Hilfestellung geben.

Grund genug, dem bislang wenig beachteten Aspekt der Bildung von lokalen Netzwerken im Kontext dieser Projekte nachzuspüren. Im Auftrag des vhw hat das Team um Dr. Almut Sülzle von Camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung im sozialen Bereich in einem über ein Jahr dauernden, intensiven Forschungsprozess sowohl die Entstehung neuer Kontakte in Quartieren als auch Prozesse der interkulturellen Öffnung von Institutionen nachweisen können.

Entstanden ist eine gelungene Übersicht über die Praxis aktiver Stadtteilmütterprojekte in der Bundesrepublik und darüber hinaus ein vertiefter Einblick in die Arbeits- und Wirkungsweise von Stadtteilmütterprojekten in Dortmund und Berlin-Neukölln.

Die Studie liefert Praktikerinnen und Praktikern aus Politik, Verwaltungen und von Sozialträgern sowie Akteuren vor Ort nützliche Hinweise, wie die Arbeit in ihren jeweiligen Verantwortungsbereichen offener, zielgruppensensibel und teilhabegerechter gestaltet werden kann.

Steffen Jähn, Dr. Anna Becker, Stefanie Gutknecht

Zusammenfassung

Stadtteilmütter als Mittlerinnen zwischen Kulturen

Stadtteilmütterprojekte sind ein seit Jahren etabliertes, niedrigschwelliges Instrument der lokalen Integrationsförderung. Der Stadtteilmütteransatz sieht vor, Beratungs- und Unterstützungsleistungen von migrantischen Frauen für migrantische Frauen anzubieten und das wohnortnah. Stadtteilmütter verfolgen mit ihrer sozialraumbezogenen Herangehensweise das Ziel, bei ihren Klientinnen Fertigkeiten, Fähigkeiten und Selbstvertrauen aufzubauen. Erfolgsfaktor der Projekte ist es oft, dass Beraterin und Beratene aus ähnlichen migrantischen Communities kommen. Dieser lebensweltnahe Zugang ermöglicht es, Kontakt zu denjenigen herzustellen, die von Hilfsangeboten sonst kaum erreicht werden.

Stadtteilmütterarbeit variiert in ihrer Art und Tiefe zwischen den unterschiedlichen Projekten. Während in dem einen Projekt Stadtteilmütter ihre Klientinnen mehrmals zu Hause besuchen und sie im Rahmen eines Programms u.a. zu Themen wie Kindererziehung, Suchtprävention, gesunde Ernährung und soziale Rechte beraten, arbeiten sie andernorts als Mittlerinnen im Tandem mit Sozialarbeiterinnen bei Beratungsterminen in Institutionen. Zudem ist der Weg mit Klientinnen erstmals in Kontakt zu kommen unterschiedlich. In einem Fall lassen sich Stadtteilmütter per Schneeballprinzip Kontakte vermitteln und gehen aktiv auf neue Klientinnen zu. Bei anderen Projekten hingegen suchen die Klientinnen Hilfeinrichtungen von sich aus auf und kommen dadurch in Kontakt mit den Stadtteilmüttern. Stadtteilmütter bauen zu ihren Klientinnen somit Beziehungen mit unterschiedlichem Charakter und in unterschiedlicher Intensität auf.

Die Förderung von Sozialintegration ist dabei ein implizit vorausgesetzter und in der Praxis gerne genutzter Effekt der Stadtteilmütterarbeit. Wissenschaftlich wurde er bislang jedoch nicht weiter betrachtet. Diese Forschungslücke zu schließen, war Anlass des Forschungsvorhabens.

Ziel der Studie

Die Studie betrachtet die sozialintegrativen Effekte von Stadtteilmütterprojekten in Berlin-Neukölln und Dortmund. Die Projekte wurden vor allem hinsichtlich ihrer sozialkapitalbildenden Wirkungsweisen untersucht. Ziel war es zu zeigen, welche Rolle Quartier, Programmgestaltung und Arbeitsweise der Projekte für die Entstehung (interkultureller) Kontakte spielen sowie zu bestimmen, welcher Art und Intensität diese Kontakte sind. Darüber hinaus wurde in den Blick genommen, wie die Projekte die gesellschaftliche Teilhabe migrantischer Frauen stimulieren und auf welche Weise Stadtteilmütter die interkulturelle Öffnung von Institutionen beeinflussen.

Methodische Herangehensweise

In einem ersten Schritt wurde mittels Internetrecherche und Telefoninterviews eine Datenbank mit aktuell aktiven Stadtteilmütterprojekten erstellt. Auf dieser Grundlage wurden Stadtteilmütterprojekte in Berlin-Neukölln und Dortmund zur näheren Untersuchung in Fallstudien ausgewählt.

Im Rahmen der Fallstudien wurden Erhebungsmethoden wie Feldbeobachtungen genutzt und insgesamt 73 Einzel- und Grup-

peninterviews, davon 42 egozentrierte Netzanalysen, durchgeführt.

Ein Expertinnenworkshop im September 2018 reflektierte die Ergebnisse der empirischen Forschung und die Teilnehmenden erarbeiteten auf dieser Grundlage Handlungsempfehlungen für die Praxis.

Ergebnisse

1) Erweiterung sozialer Netzwerke im Quartier

Durch die Arbeit der Stadtteilmütter nimmt die Vernetzung im Quartier zu. Alle Interviewten haben durch die Stadtteilmütterarbeit neue Orte kennengelernt sowie Freundschaften und Bekanntschaften geschlossen. Durch den Kontakt zu den Stadtteilmüttern verändert sich das Leben der Klientinnen oft grundlegend. Mit der Stadtteilmutter lernen sie eine Person kennen, an die sie sich oft vertrauensvoll in verschiedenen Lebenslagen wenden können. In allen untersuchten Fällen wächst das Netzwerk der Klientinnen im Verhältnis zu seiner Ausgangsgröße deutlich. Dabei entstehen die meisten Kontakte im gleichen Stadtviertel und tragen so zu einer Verdichtung der dortigen sozialen Netzwerke bei. Die Verbindungen, die entstehen, weisen als „potenzierte Netzwerke“ sowohl enge, als auch lose Charakteristika auf. In der Praxis heißt das, dass Frauen über den Kontakt zu den Stadtteilmüttern auch Zugang zu deren oft großen sozialen Netzwerk haben, durch das sie Hilfe etwa bei der Arbeitsplatzsuche oder Problemen mit dem Vermieter bekommen können.

Diese Netzwerke entstehen über unterschiedliche Kulturen und Muttersprachen hinweg. Dies beginnt schon in der Ausbildungsphase. Sie findet in beiden verglichenen Städten im Rahmen einer transkulturellen Gruppe statt, in der Frauen aus unterschiedlichen Kulturen und Sprachräumen viel Zeit miteinander verbringen. Die Stadtteilmütter teilen oft Kulturelles, Politisches und Alltägliches sowie die gemeinsame Erfahrung ihrer Arbeit.

Allerdings, und das zeigt sich anhand verschiedener Beispiele, führt die bereits in der Projektkonzeption angelegte Mischung aus Privatem und Beruflichem, die den Erfolg der Projekte ausmacht, oftmals zu einer Überlastung der Stadtteilmütter.

2) Gelegenheiten des Austausches entstehen

Stadtteilmütter bewirken als interkulturelle Mittlerinnen zunehmende Verständigung verschiedener Gruppen im Quartier. Darüber hinaus eröffnen sie auf verschiedenen Wegen Möglichkeiten zur Teilhabe und schaffen Begegnungsräume.

Stadtteilmütter beteiligen sich an unterschiedlichen Projekten wie Lesungen oder Theatervorführungen. Zudem zeigt die Untersuchung, dass bürgerschaftliches, soziales und politisches Engagement migrantischer Frauen im Kontext der Projekte gefördert wird. Die Stadtteilmütterstätigkeit ebnet Frauen mit Migrationshintergrund den Weg, sich am gesellschaftlichen Leben aktiv zu beteiligen. Darüber hinaus schaffen Stadtteilmütter kulturelle Angebote im Quartier, die wiederum Gelegenheiten zum Austausch unterschiedlicher Gruppen bieten.

3) Interkulturelle Öffnung von Institutionen

Stadtteilmütter vernetzen nicht nur migrantische Frauen untereinander, sie bauen auch Barrieren zwischen dieser Personengruppe und Institutionen wie Behörden oder Schulen ab. Gerade weil Stadtteilmütter nicht in eigenen Beratungsstellen arbeiten und mobil unterwegs sind, lernen sie durch Begleitung bei Behördengängen oder durch Angebote wie Sprechstunden und Elterncafés viele Institutionen von innen kennen und entwickeln Arbeitsroutinen mit den dortigen Mitarbeitenden. Dadurch helfen sie die Hürden ihrer Klientinnen, sich mit ihren Anliegen an Institutionen zu wenden, zu verringern. Umgekehrt schaffen Stadtteilmütter bei Institutionenmitarbeitenden Verständnis für die Lebenswelten und Bedürfnisse migrantischer Frauen. Wengleich Stadtteilmütter die interkulturelle Öffnung von Institutionen nicht alleine bewerkstelligen können, gelingt es ihnen mitunter, zwischen verschiedenen Perspektiven zu vermitteln.

Handlungsempfehlungen zur Stärkung der Projekte

Als wichtigste Erfolgsfaktoren für eine nachhaltige Wirkung der Projekte identifiziert die Studie die *ideelle* Anerkennung der besonderen Leistungen der Stadtteilmütter für lokale Integrationseffekte sowie *materiell* eine solide und langfristige finanzielle Basis.

Stadtteilmütter sollen als Expertinnen für interkulturelle Öffnung und als Seismografen für Entwicklungen im Quartier ernst genommen und entsprechend in die Quartiersentwicklung eingebunden werden. Dabei ist darauf zu achten, dass ihr Beitrag nicht als „multikulturelles Beiwerk“ präsentiert und als kostenloses „Nebenprodukt“ vereinnahmt wird, sondern als Expertise Wertschätzung erfährt.

Weiterhin zeigt die Untersuchung, dass nachhaltige Vernetzung eine langfristige und planbare Arbeitsgrundlage braucht. Dafür müssen feste Stellen für Stadtteilmütter geschaffen werden. Denn einerseits wird Stadtteilmütterprojekten eine positive Wirkung auf vielen Ebenen attestiert. Andererseits werden die arbeitswilligen Stadtteilmütter nach Beendigung des in der Regel mehrjährigen Programms in die Arbeitslosigkeit entlassen.

Die Studie plädiert dafür, dass Verwaltung und Politik langfristige Lösungen für diese offenen Handlungsbedarfe erarbeiten. Denn eine Integration auf Zeit ist nicht nur für die Stadtteilmütter eine Enttäuschung, sondern ein fatales Signal an die migrantischen Communities insgesamt.

Festzuhalten bleibt, dass es aktuell die zentrale Herausforderung für die soziale Kohäsion von sich immer weiter diversifizierenden Stadtgesellschaften ist, Verbindungen über kulturelle Unterschiede hinweg herzustellen. Daher ist zu erwägen, die Tätigkeit der transkulturellen Mittlerin, wie sie aktuell u. a. die Stadtteilmütterprojekte in Berlin und Dortmund wahrnehmen, als eigenes Berufsbild dauerhaft zu institutionalisieren.

Einleitung

Integration von Migrantinnen und Migranten wird zunehmend als Aufgabe der Städte verstanden, denn der konkrete Ort der Integration ist meist der soziale Nahraum, also das Quartier bzw. die Nachbarschaft. Und rein statistisch befindet sich diese Nachbarschaft für Migranten häufig in städtischen Quartieren mit einem hohen Anteil an Migranten, die zugleich als benachteiligte Stadtteile gelten, da ihre Bewohner ärmer und häufiger arbeitslos sind als in anderen Teilen der Stadt (Mund/Theobald 2009; Häußermann/Kaplan 2009). Um Integration zu fördern (und zu erforschen) ist es also wichtig, sie in der Verschränkung und Wechselwirkung mit ihrer Umgebung – dem Quartier – zu betrachten.

Sozialraumorientierte Integrationsprojekte wie die der Stadtteilmütter stellen den Zusammenhang zwischen Quartier und Integration auf ganz alltagspraktischer Ebene her. Stadtteilmütterprojekte existieren seit ca. 20 Jahren in vielen deutschen Städten. Sie haben unterschiedliche Aufgaben, Rahmenbedingungen und Zielgruppen. Alle Projekte eint jedoch zum einen das Ziel, die Integration migrantischer Familien und vor allem die Bildungschancen der Kinder aus diesen Familien zu verbessern, und zum anderen der Weg dorthin, der über einen niedrigschwelligen, lebensweltlichen und sozialraumbezogenen Zugang führt. Die Stadtteilmütterprojekte arbeiten typischerweise mit einem doppelten Ansatz: Sie sollen sowohl migrantische Familien mit besonderem Hilfebedarf bei ihrer Integration unterstützend begleiten als auch eine bessere (berufliche) Integration der Stadtteilmütter selbst erreichen.

Dabei konzentrieren sie sich für die begleiteten Familien auf die Integrationsbereiche Bildung und Spracherwerb und für die Stadtteilmütter selbst auf die berufliche Integration. Zugleich führt schon alleine die quartiersnahe, sozialräumliche und

brückenbauende Arbeitsweise zu einer wachsenden Vernetzung und damit auch sozialen Integration für alle Beteiligten. Diese sozialintegrative Wirkung wurde bisher in der Forschung kaum beachtet und kann als ursprünglich nicht intendierte, aber umso mehr willkommene Nebenwirkung betrachtet werden.

Im Auftrag des vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. untersucht Camino gGmbH Stadtteilmütterprojekte auf ebendiese besondere Wirkkraft für die Integration im Quartier. Wir fragen also nach Effekten, die über die inzwischen gut dokumentierten Hauptwirkungen für die Klientinnen und die Stadtteilmütter selbst, wie beispielsweise zunehmendes Selbstbewusstsein und vermehrte Nutzung von Angeboten im Quartier, hinausgehen und die Quartiersentwicklung betreffen. Inwiefern verändert sich das Quartier bzw. der Sozialraum durch die Arbeit der Stadtteilmütter? Und inwieweit verändert sich die Beziehung der Migrantinnen und Migranten zu ihrem Quartier und ihre Vernetzung innerhalb desselben?

Untersucht werden somit sozial-integrative Wirkungen von Stadtteilmütterprojekten auf die Vernetzung der am Projekt beteiligten Frauen (sowohl die begleiteten Familienmütter als auch die Stadtteilmütter selbst) sowie auf die Quartierseinrichtungen und den Stadtteil insgesamt. Im Zentrum stehen dabei Fragen nach Netzwerken, die durch die Arbeit der Stadtteilmütter entstehen und die – so die Annahme – Zugehörigkeit und Teilhabe im Quartier stärken und quartiersbezogenes Sozialkapital schaffen.

Die ersten Schritte der Integration für eine junge migrantische Familie können beispielsweise ganz konkret die – von einer Stadtteilmutter begleitetet – ersten Schritte aus der Wohnung auf den benachbarten Spielplatz sein. Und dann kommt es darauf an, wie man empfangen wird. Denn damit Integration gelingen kann, bedarf es (neben vielem anderen) auch einer integrativen Umgebung, also eines Umfeldes, das auf Integration eingestellt ist, das echtes Interesse und geeignete Angebote bereithält. Je

nachdem, welche Angebote für Teilhabe und Vernetzung in den Wohnumfeldern angeboten werden, sind die Prozesse der An- und Einbindung der Quartiersbewohner unterschiedlich. Stadtteilmütter sind dabei einerseits Begleiterinnen bei den ersten Schritten ins Quartier. Zugleich arbeiten sie aktiv daran mit, ihre jeweiligen Quartiere offener zu gestalten.

Parallel zu der Frage, wie Stadtteilmütter langfristig zu einem partizipativen Klima im Quartier beitragen, eruieren wir auch umgekehrt, inwieweit der Charakter des Quartiers die Ausprägungen und Wirkungen der Stadtteilmütter-Arbeit beeinflusst, suchen also nach sogenannten Kontext- oder Quartiereffekten.

Untersucht wird diese doppelte Fragestellung am Beispiel zweier Fallstudien: dem Stadtteilmütterprojekt in Berlin-Neukölln und dem Projekt Stadtteilmütter und -väter in Dortmund. In beiden Städten beforschen wir je eine Großwohnsiedlung (die Gropiusstadt in Berlin und die beiden Quartiere Westerfildle und Nette in Dortmund) und ein Altbauquartier (den Richardkiez in Berlin-Neukölln und die Nordstadt in Dortmund).

Der vorliegende Endbericht wertet hierfür den Forschungsstand – sowohl zu Quartiereffekten als auch zu Stadtteilmütterprojekten und deren Wirkungen – aus (Kapitel 1), diskutiert die Ergebnisse unserer Recherche zu allen aktuell in Deutschland bestehenden Stadtteilmütterprojekten und zieht eine Bilanz zur aktuellen Situation von Stadtteilmütterprojekten in der Bundesrepublik (Kapitel 2). Kapitel 3 fasst in einem Zwischenfazit den Forschungsstand und unsere bundesweiten Recherchen unter dem Blickwinkel Quartiersbezug von Stadtteilmütterprojekten zusammen. Auf der Basis dieses Wissensstandes haben wir zwei Fallstudien erstellt. Die dabei angewendeten qualitativen Methoden werden vorgestellt (Kapitel 4), bevor dann im nächsten Schritt die vier beforschten Quartiere (Kapitel 5) beschrieben werden. Mithilfe eines Wirkungsgefüges (Kapitel 6) beantworten wir die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Stadtteilmütterprojekten

und Quartieren. Anschließend widmen wir uns dann detaillierter den verschiedenen Effekten und Erfolgen, die die Stadtteilmütterarbeit in den Quartieren erzielen kann, und erläutern an Beispielen, wie sie zu einem integrativen Klima im Quartier beitragen (Kapitel 7). Nach einem kurzen Fazit der vorliegenden Studie (Kapitel 8) werden abschließend Handlungsmöglichkeiten für Politik und Verwaltung wie auch für Stadtteilmütterprojekte vorgeschlagen (Kapitel 9).

1 Forschungsstand

1.1 Forschungsstand Quartier und Integration

Integration ist das Schlagwort, unter dem die Stadtteilmütterprojekte zumeist subsumiert werden. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, ist in Stadtteilmütterprojekten ein doppeltes Integrationspotenzial für die Stadtteilmütter selbst und für die von ihnen betreuten Familien angelegt. Anknüpfend an den postmigrantischen Diskurs (Foroutan et al. 2014; Straßburger 2009) kann darüber hinaus auch davon gesprochen werden, dass die Stadtteilmütter durch ihre Zusammenarbeit mit Institutionen dieselben dabei unterstützen, sich ihrerseits in die Einwanderungsgesellschaft zu integrieren, indem sie sich interkulturell öffnen. Dementsprechend lassen sich die Projekte mittels sozialwissenschaftlicher Integrationsmodelle untersuchen. Diese sind sich darin einig, dass Integration ein mehrdimensionaler und viele Akteure betreffender Prozess ist, der in verschiedenen Dimensionen stattfindet: Neben der kulturellen, strukturellen und identifikatorischen Ebene, also der Integration in den Arbeitsmarkt, dem Erwerb der Sprache und der Ausbildung eines Zugehörigkeitsgefühls, ist auch die soziale Integration in die Einwanderungsgesellschaft eine entscheidende Integrationsdimension (vgl. u. a. Esser 2001; Heckmann 1992, 1997, 2ff.).

Nach Esser geht es bei der sozialen Integration insbesondere um die sozialen Beziehungen mit Personen aus der eigenen Community sowie über diese hinaus (Esser 2001, 10ff.). Über sie vollzieht sich die Platzierung der Akteure in der Gesellschaft (Esser 2001, 11). Die sich daraus ergebenden Interaktionen und Beziehungsstrukturen bilden das kulturelle und soziale Kapital, mit

dem Menschen innerhalb ihrer eigenen Communities und über ihre Grenzen hinaus navigieren. Hierbei kann zwischen sozialen Netzwerken unterschieden werden, die sich ausschließlich auf die Mitglieder der eigenen Ethnie beziehen, und solchen, die auch Beziehungen zu Mitgliedern anderer Ethnien und zu Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft beinhalten (Esser 2001).

Ein wichtiger Faktor für Integration ist, ob und inwieweit es gelingt, das soziale Kapital, das sich häufig erst einmal auf enge Beziehungen zu Familienangehörigen und anderen Mitgliedern der eigenen Community beschränkt, im Laufe des Integrationsprozesses durch Formen des Sozialkapitals zu ergänzen, die sich durch Interaktion mit Mitgliedern anderer Communities bzw. der sogenannten Mehrheitsgesellschaft auszeichnen (Schnur 2008, 141).

Der Quartiersforscher Olaf Schnur beschreibt „quartiersbezogenes Sozialkapital“ als eine besonders wichtige und nützliche Ressource für soziale Teilhabe, die aber in der Integrationspolitik bis dato nur wenig Beachtung gefunden habe: *„Bislang entsteht z. B. im Kontext der ‚Sozialen Stadt‘ Sozialkapital eher als Abfallprodukt der Projektlandschaft. Neu wäre es, Bindungs-, aber vor allem Brücken-Sozialkapital als integratives Katalysatorelement gezielter und intensiver als bisher zu fördern“* (Schnur 2008, 143).

Schnurs Vermutung, dass Sozialkapital als „Abfallprodukt“ oder anders formuliert: als nicht intendiertes, aber willkommenes Nebenprodukt der Projektlandschaft positive integrative Wirkungen erzielt, lädt auch zehn Jahre später noch dazu ein, der Frage nachzugehen, wie dieses Abfallprodukt (evtl. als inzwischen fruchtbarer Humus) besser erforscht, wahrgenommen und gefördert werden kann.

Betrachtet man das soziale Kapital, können migrantisch geprägte Wohnquartiere als Ressource oder als Barriere für die gelungene Integration von Zuwandernden gesehen werden: Die räumli-

che Nähe zu Personen der eigenen Sprachgruppe könnte dazu führen, dass sich die Beziehungsstrukturen der (Neu-)Zugewanderten auch darauf beschränken und ein informeller Kontakt zu anderen Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft nicht zustande kommt (Häußermann 2007, 234; Häußermann/Siebel 2001, 71f.). Das Wohngebiet könnte so zu einer Mobilitätsfalle werden, weil vor allem (ethnisch) gebundenes Sozialkapital gebildet wird, das zwar den Zusammenhalt durch Netzwerke in der eigenen Community stärkt, letztlich aber keine Brücke zu weiteren Ressourcen und Unterstützungssystemen herstellen kann und daher für die strukturelle Integration in die Aufnahmegesellschaft kaum hilfreich ist (so z.B. Esser 2001, 11). Umgekehrt können migrantisch geprägte Wohnquartiere die Integration von Zuwandernden auch befördern: Denn räumlich gebundene ethnische Netzwerke können durchaus, und gerade zu Beginn des Integrationsprozesses, von Vorteil sein, weil sie (Neu)Zugewanderten Orientierungshilfe bieten (so z.B. Elwert 1982, 714ff.; Schnur 2008, 141).

Stadtteile können also integrationsfördernd, aber auch integrationshemmend wirken. Das Quartier, so die zugrunde liegende Vermutung, konstituiert einen Sozialisations-, Möglichkeits- und Handlungsraum, der die Integration von Migranten beeinflusst (vgl. Farwick 2014). Hierbei scheinen es insbesondere vier Mechanismen zu sein, über die die Effekte des Quartiers vermittelt werden:

- (inner- bzw. interethnische) Kontakte,
- (gruppenspezifische) Normen, Werte und kulturelle Orientierungen,
- (inner- bzw. interethnische) Netzwerke sowie
- materielle Ausstattung mit Infrastrukturen und Dienstleistungsangeboten sowie symbolische Attributionen (Häußermann 2007, 236f.).

Häufig wird gerade in der politisch-medialen Diskussion vermutet, dass sich Migranten sozial, kulturell, politisch, rechtlich abschotten und in sogenannte Parallelgesellschaften zurückziehen, dass also die räumliche Segregation dazu beiträgt, soziale Integration zu verhindern (Häußermann 2007).

Die empirischen Befunde, die bislang zu den Kontexteffekten der ethnischen Segregation vorliegen, zeigen bei aller Ambivalenz, dass Kontakte, Werte und Normen sowie kulturelle Orientierung von Migranten in erster Linie von individuellen Faktoren – wie ethnischer Herkunft und Bildungsstand – abhängig sind. So ergab z.B. die Untersuchung von Drever (2004), dass sich die Bewohner, die in einer ethnischen Nachbarschaft leben, nicht stärker als Bewohner in nicht-segregierten Gebieten darum bemühen, ihre Herkunftskultur oder Religion zu bewahren. Ein solches Bemühen ist eher durch die ethnische Herkunft als durch die Nachbarschaft bestimmt (Drever 2004). Auch die Untersuchung von Salentin (2004) belegt, dass die soziale Integration in die eigenethnische Gruppe keine Konkurrenz zur sozialen Integration in die Aufnahmegesellschaft darstellt, sondern vielmehr eine Integration in beide Gruppen zu beobachten ist. Lediglich für den Zweitsprachenerwerb gilt: „[...] [J]e stärker die Einbindung in den ethnischen Kontext, umso eher wird die Muttersprache

beibehalten, aber umso weniger kommt es zum Zweitspracherwerb“ (Esser 2006, 16).

Es zeigt sich also, dass den Effekten des Quartiers im Vergleich zu den individuellen, sozioökonomischen Faktoren tendenziell geringere Bedeutung zukommt. Der europäischen Forschung zu den Kontexteffekten lässt sich entnehmen, dass die europäischen bzw. deutschen Städte im Vergleich zu ihren US-amerikanischen Gegenstücken grundsätzlich deutlich weniger stark sozialräumlich segregiert sind. Dementsprechend fallen auch die Effekte des Kontextes auf der Ebene der Quartiere insgesamt geringer aus, sind aber dennoch nicht zu vernachlässigen (Kronauer/Siebel 2013). Die Studien verdeutlichen, dass es – trotz vielfältiger Forschungsanstrengungen – zwei wesentliche konzeptionell-methodische Herausforderungen im Bereich der Forschung zu Quartierseffekten gibt. Diese bestehen zum einen darin, dass die Bewohner sich das Quartier selbst aussuchen (Senkel 2012) und dass sie zum anderen möglicherweise eine andere Vorstellung davon haben, was ihr Quartier ist, als die Forscher (Volkman 2012). Beide Herausforderungen werden nachfolgend ausführlicher diskutiert.

Ausgangspunkt vieler empirischer Studien ist die Frage nach ‚den‘ Quartierseffekten. Dabei wird impliziert, dass das Quartier alle Bewohner in gleicher Weise beeinflusst. Das ist jedoch nicht der Fall; vielmehr lässt sich nachweisen, dass die Effekte des Quartiers davon abhängen, wie stark die Bewohner dem Kontext überhaupt ausgesetzt sind, von dem dieser Einfluss angeblich ausgeht, was wiederum mit ihrem jeweiligen Raumbezug und individuellen Aktionsradien zusammenhängt (Oberwittler 2013, 60ff.). Letzteres unterscheidet sich aber bei Menschen in verschiedenen sozialen Lagen. Dass Sozialraum und Wohnort bei einigen Gruppen auseinanderfallen, ist methodisch schwer zu erfassen. So zeigt Volkman, dass nur diejenigen Bewohner vom Quartier beeinflusst werden, bei denen der Sozialraum und das Quartier deckungsgleich sind (Volkman 2012). Wenn aber das zu untersuchende Quartier von den Forschenden aufgrund administrativer Gliederungen definiert wird, dann kann es sein, dass die Forschenden von einer anderen Bezugsgröße sprechen als die Beforschten, wenn von Quartier und Nachbarschaft die Rede ist. Im englischen Sprachraum wurde deshalb das Konzept der „bespoke neighborhoods“ eingeführt, bei dem – verkürzt gesprochen – die Grenzen des Quartiers individuell durch die Bewohner definiert werden (Stein 2014). Zudem lässt sich kaum unterscheiden, welche Effekte auf den Kontext und welche auf die individuelle Wahl des Wohnquartiers zurückgehen. Verschiedene qualitative Studien zu den Wirkungen von Kontexteffekten (siehe u.a. Gestring et al. 2006; Kronauer/Vogel 2004, 256) weisen darauf hin, dass unterschiedliche Quartierstypen auch unterschiedliche Bewohnergruppen anziehen: Innerstädtische Altbausiedlungen oder periphere Großsiedlungen sind als Wohnstandorte für unterschiedliche Bewohnergruppen attraktiv, weil sie unterschiedliche Ressourcen bereitstellen, die für die Lebensbewältigung wichtig sind (so z.B. niedrigschwellige Arbeitsplatzmöglichkeiten in den innerstädtischen Altbaugebieten oder Kindergartenplätze in peripheren Großsiedlungen). Das bedeutet im Umkehrschluss auch, dass die verschiedenen Bewohnergruppen das Quartier, also den Kontext, in dem sie leben, selbst bestimmen und zugleich auch aktiv prägen (Häußermann/Kronauer 2009).

Ungeachtet dieser methodisch-konzeptionellen Schwierigkeiten, mit denen die Forschung zu den Quartiereffekten behaftet ist, stellt diese Diskussion einen weiteren theoretischen Bezugsrahmen zur Analyse und Interpretation der von uns erhobenen Daten bereit.

1.2 Forschungsstand Stadtteilmütterprojekte

Was die Überprüfung der Zielerreichungen angeht, ist die Arbeit der Stadtteilmütter sehr gut dokumentiert und analysiert (vgl. Behn et al. 2010; Berg/Stolzenberg 2008; Koch 2009; Khan-Zvorničanin/Schaffranke 2016; Kroneder/Regnoux 2014; Stolzenberg et al. 2013; Wießmeier 2011; Straßburger/Wurtzbacher 2011; Straßburger/Bestmann 2008). Insbesondere für die in Berlin ansässigen Projekte (in den Bezirken Neukölln, Mitte und Charlottenburg) findet sich eine Vielzahl an Evaluationen. Über den Grund hierfür spekuliert Brigitte Wießmeier, Professorin für Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Berlin:

„Stadtteilmütter sind seit dem Jahr 2004 ein Merkmal der sozialen Arbeit Berlins, viel beachtet, preisgekrönt, aber damit noch keineswegs mit einem festen Platz in dieser verankert. Vielleicht sorgte gar diese Unsicherheit für eine überdurchschnittlich gute wissenschaftliche Begleitung und Auswertung des Geleisteten“ (Wießmeier 2011, 3).

Die Evaluationen sind durchgängig als wirkungsorientierte Studien angelegt und untersuchen die Effekte des Projekts bei den beiden Zielgruppen (vgl. Koch 2017). Die bisherige Forschung konzentriert sich demnach auf Veränderungen und bei den Stadtteilmüttern selbst. Für die Familien lässt sich übereinstimmend sagen, dass sie über die Stadtteilmütter neue, interessante und verwertbare Informationen erhalten, dass sich das Familienleben positiv verändert und die Kinder besser gefördert werden (vgl. Koch 2009).

Laut Berg und Stolzenberg (2011) können die Antworten der besuchten Frauen auf die Frage, was für sie die wichtigste Form der Hilfe bei den Besuchen durch die Stadtteilmütter war, unter drei Schlagworten zusammengefasst werden: An erster Stelle steht „Unterstützung“ (Rat, Empfehlung, Problemlösung, Begleitung), an zweiter Stelle „Beziehung“ (Zuhören, Vertrauen) und an dritter Stelle „Kindererziehung“. Hier zeigt sich deutlich, dass neben der Wissensvermittlung vor allem die Art der lebensweltnahen und sehr persönlichen Unterstützung, die persönlich-freundschaftliche und sozialarbeiterische Elemente kombiniert, ein wichtiger Gelingensfaktor ist (Berg und Stolzenberg 2011, 17).

Darüber hinaus bestätigen alle Evaluationen auch den doppelten Effekt von Stadtteilmütterprojekten: Nicht nur die zu Erreichenden profitierten von der Arbeit, sondern auch die Stadtteilmütter selbst (vgl. Koch 2017). Als positive Veränderungen bei den Stadtteilmüttern werden insbesondere ein zunehmendes Selbstbewusstsein (als Ansprechpartnerin für Familien und Institutionen, als Mutter, als Arbeitnehmerin, als (migrantische) Kiezbewohnerin), die hohe Motivation zu verantwortungsvoller Erwerbsarbeit und Stolz auf die Erfolge der immer wieder hoch-

gelobten Stadtteilmütterarbeit genannt. Durchgängig wird berichtet, dass die Stadtteilmütter das im Zuge ihrer Qualifizierung Erlernte auch auf sich selbst und ihre Kinder anwenden und z. B. ihr eigenes Erziehungsverhalten geändert haben (z. B. Wießmeier 2011, 7). Eine Wirkung liegt auch darin, dass die Stadtteilmütter in ihrer Ausbildung und Arbeit viel mehr Gelegenheiten haben, Deutsch zu sprechen. Sie können ihr Deutsch grundlegend verbessern und fühlen sich zunehmend in der deutschen Sprache und ihrem deutschsprachigen Umfeld zuhause. Insgesamt attestieren die Evaluationen den Projekten einen positiven Einfluss auf die persönliche Entwicklung der Stadtteilmütter. Koch fasst die Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

„Allgemein wird hinsichtlich der Zielgruppe der Stadtteilmütter ausgesagt, dass sie sich ein hohes Fachwissen – insbesondere Erziehungs-, Bildungs- und Gesundheitsthemen betreffend – als auch Kompetenzzuwächse in den Bereichen Büroorganisation, interkulturelle Teamentwicklung, Kooperations- und Vernetzungsarbeit und Zugänge zu sogenannten ‚schwer erreichbaren‘ Zielgruppen aneignen konnten. ... Darüber hinaus weisen die Ergebnisse auf eine Stärkung des Selbstbewusstseins, eine Erweiterung des sozialen Netzwerkes und des eigenen Engagements auch außerhalb des Stadtteilmütter-Projekts hin, wie zum Beispiel in Kindergärten, Grundschulen und Kiezgremien; desgleichen wird ein hoher Nutzen der gewonnenen Informationen und Fähigkeiten für den eigenen Familien- und Lebensalltag konstatiert“ (Koch 2017, 75).

Dem in mehreren Evaluationen eher beiläufig erwähnten Hinweis auf eine Erweiterung der Netzwerke und des Engagements soll in dieser Studie dezidiert nachgegangen werden.

So effektiv diese Art der sozialen Arbeit erwiesenermaßen ist, birgt sie allerdings auch die in vielen Evaluationen angesprochene Gefahr der Überforderung sowie die anspruchsvolle Gratwanderung, *„Stadtteilmütter an der sozialraumorientierten sozialen Arbeit zu beteiligen, ohne sie als Semiprofessionelle auszubeuten“* (Wießmeier 2011, 21f.).

Das „Erfolgsgeheimnis“ des Ansatzes besteht demnach in der Kombination aus persönlicher und fachlicher Begleitung, und zwar nicht nur in der Arbeit der Stadtteilmütter, sondern bereits bei deren Ausbildung. Es geht um eine gelungene Melange von Informationsvermittlung, persönlicher Begleitung in allen Lebenslagen, Unterstützung in beruflichen Fragen und Empowerment. Getragen wird die Arbeit von großem gegenseitigem Vertrauen, was besonders gut auf der Basis von geteilten Erfahrungen gelingt, welche die Stadtteilmütter und ihre Klientinnen in demselben Kiez und (zumeist auch) derselben Community gemacht haben.

Die Forschung zu Stadtteilmütterprojekten konzentrierte sich bisher vor allem auf Evaluationen, die die Zielerreichung dieses in Politik und Medien hochgelobten Projektansatzes überprüfen und dokumentieren und dabei insbesondere die besuchten Familien ins Zentrum stellen. Zwei Dissertationen und eine Masterarbeit beschäftigen sich über den Evaluationsansatz hinaus intensiv mit der Arbeit der Stadtteilmütter in Berlin. Liv-Berit Koch (2017) untersucht, welche Chancen, aber auch Beschränkungen das Projekt für die persönliche und berufliche Entwicklung der Stadtteilmütter mit sich bringt. Sie zeigt auf, dass Stadtteilmüt-

terprojekte die Frauen zwar für den Arbeitsmarkt aktivieren und sie dazu motivieren, sich aus ihrer Situation als erwerbslose, unbezahlte Hausfrauen zu lösen, um als Stadtteilmütter zu arbeiten. Anschließend stehen jedoch keine Beschäftigungsmöglichkeiten zur Verfügung – eine Demütigung und Enttäuschung für die Frauen, die sich mit viel persönlichem Einsatz zur Stadtteilmutter weitergebildet haben.

In ihrer ethnografischen Studie beschäftigt sich Saara Toukolehto (2015) mit den kulturellen Veränderungen in migrantischen Communities durch Projekte zur sozialen Integration am Beispiel der Stadtteilmütter in Neukölln. Ihr zufolge lässt sich feststellen, dass die Frauen im Rahmen ihrer Ausbildung und Arbeit als Stadtteilmütter neue Werte und kulturelle Muster der Ankunftsgesellschaft übernehmen, die allerdings nicht im Konflikt mit „alten“ Werten und Mustern stehen, sondern vielmehr darauf aufbauen. Sie zeigt, dass Wertekonflikte in den Ausbildungsgruppen (z.B. „türkische“ versus „arabische“ Sichtweisen) zu Diskussionen und besserem gegenseitigen Verständnis anregen, die in einem gemeinsamen, erweiterten Werteverständnis münden (Toukolehto 2015, 83).

Demgegenüber konzentriert sich Sulamith Hamras Studie (2017) nicht auf die Stadtteilmütter oder die von ihnen besuchten Familien, sondern analysiert Stadtteilmütterprojekte als Feld städtischer Migrationspolitiken und die dadurch entstehenden Aushandlungen auf politischer und diskursiver Ebene.¹ Sie zeichnet nach, wie stark der (mediale) Diskurs einer angeblichen muslimischen Parallelgesellschaft die Arbeit der Stadtteilmütterprojekte beeinflusst und ihre Arbeit immer wieder auf diesen Aspekt reduziert wird. In der Folge rückt die notwendige und durch Stadtteilmütter angestoßene Auseinandersetzung mit dem alltäglichen gesellschaftlichen und institutionellen Rassismus in der öffentlichen Wahrnehmung weit in den Hintergrund.

¹ Inzwischen (Ende 2018) erschienen unter dem Titel „Projekt ‚Integration‘. Berliner Stadtteilmütterprojekte als Aushandlungsraum städtischer Integrationspolitik“, als Band 6 der Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie (KAEE).

2 Bestandsaufnahme von Stadtteilmuttermütterprojekten

Mittels einer webbasierten und durch Telefoninterviews ergänzten Recherche wurden für diese Studie sämtliche Stadtteilmuttermütterprojekte, die gegenwärtig in Deutschland umgesetzt werden, in einer Datenbank erfasst und nach relevanten Merkmalen (u. a. Zielgruppen und Zielstellung, Quartierstyp) katalogisiert (siehe Bericht zur Datenbank im Anhang). Mit Stichtag 14. Februar 2018 konnten 53* zu diesem Zeitpunkt aktive Stadtteilmuttermütterprojekte sowie weitere Vorläuferprojekte und Trägergemeinschaften recherchiert und in die Datenbank aufgenommen werden. Auf Grundlage dieser Bestandsaufnahme wurden die beiden Projekte (Berlin-Neukölln und Dortmund) ausgewählt, die im Rahmen von Fallstudien näher untersucht werden.

Bei der Recherche stellte es sich schnell als wenig sinnvoll heraus, nur an den Begriff „Stadtteilmuttermütter“ im Projektnamen anzuknüpfen, da die Projektbezeichnungen Konjunkturen unterliegen und Veränderungen in Diskursen widerspiegeln. Mit den konzeptionellen und förderungsbedingten Veränderungen in der gut 20-jährigen Geschichte der Stadtteilmuttermütterprojekte sowie der sich verändernden Migrationsbewegungen und der ebenfalls in Bewegung gekommenen Diskurse über Integration in Deutschland waren und sind unterschiedliche Bezeichnungen „en vogue“.

Die Herausforderung lag darin, in die Datenbank genau jene Projekte aufzunehmen, die aktuell nach dem Stadtteilmuttermütter-Ansatz arbeiten, unabhängig davon, ob sie selbst den Begriff Stadtteilmuttermütter verwenden. Aus diesem Grund war es zentral, im Laufe der Recherche die für uns grundlegenden Eigenschaften von Stadtteilmuttermütterprojekten zu bestimmen. Ausgangspunkt für

diese vorläufige Definition des Forschungsgegenstandes waren die beiden bereits in dem bildhaften Begriff Stadtteilmuttermütter angelegten Komponenten: erstens die im Quartier verankerte Arbeit mit engem Sozialraumbezug („Stadtteil“) und zweitens der Ansatz, der den Alltag und die Lebenswelt von Müttern bzw. Eltern aufgreift („Mütter“). Im Zuge der Bestandsaufnahme zu den aktuell aktiven Stadtteilmuttermütterprojekten haben wir untersucht, welche Programmziele die Projekte verfolgen und wie ihre konkrete Arbeit ausgestaltet ist.

Auf Grundlage unserer Desktoprecherche zu aktiven Stadtteilmuttermütterprojekten im Jahr 2018 und einer Re-Lektüre relevanter Literatur unterscheiden wir im Folgenden drei Typen von Stadtteilmuttermütterprojekten nach den Schwerpunkten ihrer Arbeitsansätze:

Typ 1: Schwerpunkt auf bilingualer Sprachkompetenz

Diese Projekte stellen die bilinguale Sprachentwicklung der Kinder aus migrantischen Familien in den Mittelpunkt. Die Arbeit findet zumeist ehrenamtlich und in enger Anbindung an eine Bildungseinrichtung statt. Viele Stadtteilmuttermütterprojekte, die direkt an Kitas angegliedert sind, arbeiten in Anlehnung an die Idee der Rucksackprojekte, die auf die spielerische Stärkung des Selbstbewusstseins durch Anerkennung der Muttersprache und die Einbindung von Migrantinnen und Migranten als Sprachspezialisten abzielen. Zielgruppe sind die Eltern von zweisprachig aufwachsenden Kindern, die Kindergarten oder Grundschule besuchen. Ein typisches Beispiel hierfür ist ein beim Deutschen Kinderschutzbund Augsburg angesiedeltes Projekt mit dem Namen „Stadtteilmuttermütter. Ein Konzept zur Mehrsprachigkeit und Elternbildung“, das mittlerweile nicht nur sogenannte Problemviertel, sondern das gesamte Stadtgebiet umfasst (DKSB 2000).

*57 lt. Aktualisierung August 2019, vgl. Anhang Endbericht, online abrufbar unter: <https://www.vhw.de/publikationen/vhw-schriftenreihe>

Typ 2: Schwerpunkt auf dem Erreichen von sogenannten „Schwer-Erreichbaren“² durch aufsuchende Arbeit und auf dem Konzept der doppelten Zielgruppe

Projekte mit diesem Ansatz gehen von zurückgezogen lebenden Familien(müttern) aus, die erreicht werden sollen, um ihre und auch die Integrationschancen und Lebens- und Bildungsbedingungen ihrer Kinder zu verbessern. Der Zugang soll über gut integrierte Frauen, die ebenfalls Mütter sind, im selben Stadtteil leben und dadurch die Lebenswelt der Zielgruppe teilen, hergestellt werden. Paradebeispiel hierfür ist das Neuköllner Stadtteilütterprojekt.

Typ 3: Schwerpunkt auf der Eingliederung der Stadtteilütter in den Arbeitsmarkt

In diesen Projekten liegt das Hauptaugenmerk auf der beruflichen Entwicklung und Wiedereingliederung der als Stadtteilütter tätigen migrantischen Frauen. Dieses Konzept rückt vom aufsuchenden Ansatz ab; es setzt darauf, durch Arbeit im Tandem mit einer Fachkraft (z.B. einer Sozialarbeiterin) die Überforderung der Semiprofessionellen zu verhindern, und bereitet damit zugleich die Stadtteilütter auf eine eher assistierende Tätigkeit im sozialen Bereich vor. Ein Beispiel hierfür ist das in der vorliegenden Studie untersuchte Dortmunder Projekt.

2.1 Stadtteilütter als flexibles Konzept

Die Zusammenschau der aktuell arbeitenden Stadtteilütterprojekte und ein Blick in deren Geschichte, die meist über die projekteigenen Webseiten nachvollziehbar gemacht wird, lassen erkennen, dass Stadtteilütterprojekte ihrer Arbeit ein spezifisches, sich im Laufe der Zeit wandelndes gesellschaftliches Verständnis von Integration zugrunde legen und in ihrer Ausgestaltung von sich gleichfalls verändernden Förderlogiken beeinflusst sind. Eine wichtige und folgenreiche Veränderung ist die Hinwendung der (staatlichen wie ehrenamtlichen) Integrationsbemühungen zu Lotsen- und Mentorenprojekten.³ Dass Integrationsbegleitende zum zentralen Bestandteil kommunaler migrationspolitischer Strategien geworden sind, beobachtet Gesemann in seiner 2015 erschienenen Expertise zu Lotsenprojekten in Deutschland. Er räumt dem Stadtteilütter-Ansatz einen besonders hohen Stellenwert ein und bezeichnet ihn als eine wichtige Ausprägung der Integrationsbegleitung in Deutschland.

Die verschiedenen Programmtypen folgen unterschiedlichen Schwerpunkten, die grob auch unterschiedlichen Idealvorstellungen von Integration zugeordnet werden können: Rucksackprojekte setzen auf die Förderung von Integration durch Mehrfachvernetzung und Mehrsprachigkeit (in den Esser'schen Begrifflichkeiten auch Mehrfachintegration genannt) und Stärkung des Selbstbewusstseins durch Anerkennung der Muttersprache als wichtige Kompetenz; im Zentrum stehen hier die Bildungschancen der Kinder. Das Neuköllner Modell fördert vorrangig den Erwerb der deutschen Sprache, die Integration in das deutsche Bildungssystem und dezidiert auch soziale Integration, bei der neben den Kindern auch die Mütter im Zentrum stehen.

Das Dortmunder Modell hingegen fokussiert die Vermittlung in den Arbeitsmarkt als wesentliches Moment einer gelingenden (strukturellen) Integration. Eine weitere Variante sind die ehrenamtlich arbeitenden Lotsenprojekte, in denen auch häufig Stadtteilütter vertreten sind. Hier wird Hilfe zur Integration als unbezahlte Dienstleistung aus der Community für die Community verstanden; die Aufgabe der institutionalisierten Hilfesysteme besteht dann lediglich darin, diesen Prozess z. B. durch Anleitung und Organisationsangebote zu unterstützen.

In der Praxis sind die Projekte selten nur einem Ansatz verpflichtet, sondern können eher als eine Bricolage der jeweils passenden Elemente denn als trennscharf voneinander abgrenzbare Typen beschrieben werden. Unsere Bestandsaufnahme aktuell arbeitender Projekte macht deutlich, dass die Übergänge zwischen Rucksack- und Stadtteilütterprojekten immer fließender werden. Demnach trifft es nicht zu, dass Rucksackprojekte durch Stadtteilütterprojekte abgelöst wurden. Vielmehr sorgt die Anbindung an Bildungseinrichtungen (z. B. durch Elternfrühstücke) und die wichtige Rolle der bilingualen Sprachförderung für die Entwicklung der Kinder dafür, dass beides auch Teil der Arbeit derjenigen Stadtteilütterprojekte wird, bei denen eigentlich Hausbesuche im Zentrum stehen. Das könnte auch eine Folge der vielen Evaluationen sein, die Gelingensbedingungen identifizieren und darauf aufbauend Handlungsempfehlungen formulieren. Es lässt sich beobachten, dass sich die Konzepte mit dem wachsenden Wissensstand über die Wirkungen verändern. Die Projekte verfolgen zunehmend weniger nur an einer bestimmten Personengruppe oder Problemlage ausgerichtete Ansätze; stattdessen greifen sie sich das Beste aus den bestehenden Modellen heraus und integrieren es in das eigene Konzept, um sich besser an die jeweilige sozialräumliche Situation anzupassen.

2.2 Das Berliner Projekt „Stadtteilütter in Neukölln“

Das erste Stadtteilütterprojekt in Berlin-Neukölln startete im Jahr 2004 als ein Mikroprojekt im Quartiersmanagementgebiet Schillerpromenade und wurde über das Programm „Lokales Kapital für soziale Zwecke“ gefördert (Koch 2017, 68). Im Rahmen einer vom Quartiersmanagement (QM) initiierten Bestandsauf-

² Bestimmte Gruppen von Migrantinnen und Migranten als Nicht-Erreichbare, Un-Erreichbare oder Schwer-Erreichbare zu bezeichnen, ist eine typische Floskel in Selbstbeschreibungen von Stadtteilütterprojekten. Zu vermuten ist, dass die Stadtteilütterprojekte mit solchen Formulierungen auf Anforderungen aus der Politik reagieren, die genau diese Gruppe als Ziel von besonderen Integrationsbemühungen ausruft. Implizit gemeint ist hier wohl ein vermeintlich religiös-traditionelles Milieu türkisch- und arabischsprachiger Familien, denen unterstellt wird, dass sie sich nicht integrieren möchten, und die deshalb mit dem politischen Schlagwort der Integrationsverweigerung belegt werden.

³ Lotsen- und Mentorenprojekte sind „niedrigschwellige Ansätze bzw. Instrumente zur Förderung der sozialen und gesellschaftlichen Teilhabe von Zugewanderten“ (Gesemann 2015, 6).

nahme der Lebensbedingungen der Kiezbewohner wurde Handlungsbedarf festgestellt:

„Kennzeichnend im Kiez waren: eine hohe Bevölkerungsdichte mit hoher Arbeitslosigkeit zumeist niedrigqualifizierter Berufsgruppen, mehr als ein Drittel der Bevölkerung nicht-deutscher Herkunft, nur 50 Prozent der Drei- bis Sechsjährigen mit Kita-Anbindung, 50 Prozent der Erstklässler mit nur geringen Deutschkenntnissen. Es gab häufig Entwicklungsverzögerungen und Erkrankungen bei den Kindern. Eltern erschienen mit der Wahrnehmung ihrer Erziehungs- und Bildungsaufgaben oft überfordert – und das, obwohl in der Nachbarschaft viele Bildungs- und Beratungsinstitutionen verfügbar waren. Diese wurden insbesondere von Migrantenfamilien offensichtlich nur wenig genutzt“ (Macher 2015, 5).

Die Grundidee besteht darin, Mütter mit Migrationshintergrund für den Einsatz in der Elternarbeit mit Personen nichtdeutscher Herkunft zu schulen. Hierfür werden immer wieder neue Gruppen von Stadtteilüttern ausgebildet. In ihrer Evaluation des Neuköllner Projekts hebt Koch hervor, dass mit diesem Projekt erstmals ein flächendeckendes Netz aufsuchender Integrations- und Präventionsarbeit für ein Gebiet mit 150.000 Bewohnern geschaffen wurde (vgl. Koch 2009, 10). Die Erfolge stellten sich bald ein:

„Bereits nach kurzer Zeit konnte ein deutlicher Anstieg der Kita- und Deutschkurs-Anmeldungen von Frauen verzeichnet werden. Durch die Begleitung zu entsprechenden weiteren Nachbarschafts-, Familien- und/oder Beratungseinrichtungen konnten Familien zudem vermehrt institutionell angebunden und durch vielfältige private und professionelle Kontakte gestärkt werden“ (Macher 2015, 6).

Das seitdem vielfach national und international ausgezeichnete Projekt fand von Anfang an viel Aufmerksamkeit in der Fachöffentlichkeit und in den Medien. Nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland und auch in anderen europäischen Ländern sind seither viele ähnliche Projekte nach dem Neuköllner Vorbild entstanden.

Angelehnt ist das Projekt an das Elternbildungskonzept der Rucksackmütter, das die Neuköllner Gründerinnen weiterentwickelt und verändert haben. Sie verabschiedeten sich von der – für Rucksackprojekte typischen – Engführung auf Sprachförderung. Die Stadtteilütter werden über mehrere Monate zu Themen wie Kita- und Schulsystem, Sprachentwicklung und Mehrsprachigkeit, Gesundheitsvorsorge und Medienerziehung fortgebildet, um Mütter – überwiegend mit Kleinkindern – für diese Themen zu sensibilisieren. Herzstück der aufsuchenden Arbeit sind zehn Besuche je Familie, in denen das ganze Set an Themen vermittelt und besprochen wird. Das Projekt unterscheidet sich von Rucksackprojekten durch die Nähe zwischen Adressatinnen und Vermittlerinnen (Hausbesuche statt Gruppentreffen in der Kita). Bauer betont, dass die Stadtteilütter in Neukölln *„nicht nur demselben kulturellen und sprachlichen Milieu angehören wie ihre Adressatinnen, sondern Mitglieder derselben ethnischen Gemeinde sind. Die Stadtteilütter sollen nur Mütter ihrer Communities ansprechen, es soll also nicht lediglich eine äußerliche Ähnlichkeit über Migrations, Mutterstatus und Sprache vorhanden sein, sondern eine konkrete Vergemeinschaftung*

vorliegen“ (Bauer 2013, 11–12). Koch bezeichnet diesen Ansatz als lebensweltbezogenes Peer-Angebot, da die Stadtteilütter in der Regel „im persönlichen Wohnumfeld und innerhalb der eigenen Migrantengemeinschaft“ arbeiten (Koch 2017, 69).

Mit anderen Worten, die Stadtteilütter in Neukölln werden aufgefordert, über eigene Netzwerke Mütter aus ihrer Community, die im selben Quartier wohnen, ausfindig zu machen und anzusprechen. Damit sollen insbesondere Familien erreicht werden, die aufgrund einer fehlenden Anbindung ihrer Kinder an Bildungseinrichtungen und/oder mangelnde Deutschkenntnisse bisher als nur schwer oder nicht erreichbar gelten.

Nach der Pilotphase wurde die starre Bindung an durch die Quartiersmanagement-Gebiete vorgegebene Grenzen aufgehoben sowie die Präsenz an (Grund-)Schulen und anderen Quartiersinstitutionen verstärkt und damit auch die Zielgruppe auf Mütter mit Kindern im Grundschulalter erweitert (vgl. Behn et al. 2010, 93). Zentrales Charakteristikum des Neuköllner Projekttypus bleibt jedoch die aufsuchende Arbeit im Quartier. Im Laufe der Jahre nahmen auch die Kooperationen zu; so hat sich z. B. die Zusammenarbeit mit dem Kinder- und Jugendgesundheitsdienst (KJGD) intensiviert, der mit Stadtteilüttern im Tandem arbeitet, um werdende Mütter zu erreichen und in die „Neuköllner Präventionskette“ (berlin.de 2016) einzubinden. Die Stadtteilütter wiederum nutzen den KJGD, um dort weitere Klientinnen für Hausbesuche kennenzulernen (vgl. interviewte Personen... E#2, S#1 im Anhang aufgeführt).

Insgesamt steht die sechsmonatige Qualifizierung der Stadtteilütter im Neuköllner Projekt stärker im Fokus als in anderen Stadtteilütterprojekten. Neben dem Ziel, bildungsferne Familien zu erreichen, geht es in dem Projekt darum, es langzeitarbeitslosen Frauen nichtdeutscher Herkunft zu ermöglichen, als Stadtteilütter Arbeitserfahrungen auf dem deutschen Arbeitsmarkt zu sammeln. Die Stadtteilütter arbeiten 30 Stunden pro Woche in befristeten sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen. Die Qualifizierung und die Tätigkeiten der Stadtteilütter wurden und werden größtenteils im Rahmen einer Beschäftigungsmaßnahme über das Jobcenter bezahlt (vgl. Koch 2009, 10). Im Anschluss an die Qualifizierungsphase nehmen die Stadtteilütter an berufsbegleitenden Weiterbildungen teil. Zudem treffen sich die Stadtteilütter einmal wöchentlich in ihren QM-Gebieten zur Teamsitzung. Diese wird von einer Projektkoordinatorin, die gleichzeitig eine pädagogische Fachkraft ist, geleitet. Dort werden die Familienbesuche reflektiert, Themen vertieft, die Beteiligung an Kiezveranstaltungen und die Zusammenarbeit mit den Bildungseinrichtungen besprochen.

Zentral für die Arbeit im Neuköllner Projekt ist die Ausrichtung an der doppelten Zielgruppe: Integrationshilfe für die besuchten Familien und berufliche wie persönliche Förderung für Stadtteilütter. Gesemann zufolge ist im Berliner Projekt die Integrationsarbeit für die Familien der Arbeitsmarktanbindung der Stadtteilütter übergeordnet, weshalb es seiner Einschätzung nach nicht als (reine) arbeitsmarktpolitische Maßnahme zu bewerten ist (Gesemann 2015, 11). Die Neuköllner Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeiter setzten sich für eine Verstetigung und Verberuflichung der Tätigkeit ein. 2015 wurde das „Curriculum für die Basisqualifizierung der Stadtteilütter in Berlin-Neukölln“

erstellt, das die Ausbildung differenziert beschreibt und zum Ziel hat, „einen Beitrag für eine Berufsbildentwicklung vorzulegen“ (Macher 2015, 3).

2018 wurde das Projekt auch in das Landesrahmenprogramm „Integrationslotsinnen und -lotsen“ aufgenommen; auf diese Weise konnten nach Tarif bezahlte befristete Stellen geschaffen werden. Die auf diesen Stellen tätigen Stadtteilütter arbeiten nicht mehr ausschließlich in ihren Heimatkiezen, sondern überörtlich und sind an Institutionen wie z. B. KITAS oder den KJGD angegliedert (vgl. E#2). Im Zuge dieser Professionalisierung und Institutionalisierung lockert sich die Quartiersanbindung weiter, sodass inzwischen auch Gebiete wie der Stadtteil Britz, der außerhalb der QM-Gebiete liegt, von Stadtteilütern bzw. Lotsinnen besucht werden. Seit April 2018 sind berlinweit an zwölf Familienzentren ebenfalls Stellen für Stadtteilütter eingerichtet worden, die jeweils für einen gesamten Bezirk (z. B. Friedrichshain-Kreuzberg) zuständig sind.

Mit Stand vom Herbst 2018 ist das Projekt über Gelder des Jobcenters, der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und des Bezirks finanziert. Der Träger, das Diakonische Werk Simeon, erhält Zuwendungen aus dem Senatsfonds „Soziale Stadt“ (Diakoniewerk Simeon gGmbH 2018). Aktuell werden in Neukölln jährlich 17 Stadtteilütter in einem sechsmonatigen Lehrgang ausgebildet, an den sich ein zweijähriger Arbeitsvertrag anschließt, beides jobcenterfinanziert. Ende Dezember 2018 arbeiteten in Neukölln 48 Stadtteilütter über diese Jobcenterfinanzierung, elf über eine ebenfalls sozialversicherungspflichtige Anstellung als Integrationslotsin im Landesrahmenprogramm Integrationslotsen (Finanzierung: Der Beauftragte des Berliner Senats für Integration und Migration) und drei als Mini-Jobberinnen bei unterschiedlichen Trägern. Zusätzlich wurden im April 2018 in einem befristeten Modellprojekt stadtweit 12 Stadtteilütter über die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie in Familienzentren angestellt, davon eine in Neukölln.

2.3 Das Dortmunder Projekt „Stadtteilütter und Stadtteilväter“

Orientiert am Vorbild der Neuköllner Stadtteilütter wurde 2010 das von mehreren Diakonievereinen getragene Pilotprojekt Stadtteilütter in den nordrhein-westfälischen Städten Bochum, Dortmund, Essen und Köln ins Leben gerufen. Finanziert wurde es über Gelder der Jobcenter als arbeitsmarktpolitische Maßnahme für langzeitarbeitslose Frauen nichtdeutscher Herkunft. Im Zentrum stand also nicht wie in Neukölln das Erreichen bildungsferner Familien mit Migrationshintergrund, sondern die Vermittlung der Stadtteilütter in den ersten Arbeitsmarkt. Auch bei den Begegnungen zwischen Familien und Stadtteilütern sollte daher konsequenterweise die Vermittlung von Wissen über die Dienstleistungen der Grundsicherungsträger im Mittelpunkt stehen (Bauer 2013). Während das Neuköllner Projekt im Hinblick auf die Effekte der Integrationsbegleitung für die von den Stadtteilütern aufgesuchten Familien evaluiert und positiv bewertet wurde (vgl. Koch 2009), musste sich das Pilotprojekt in Nordrhein-Westfalen an seiner Zielsetzung messen lassen, Frauen mit Migrationshintergrund an den ersten Arbeitsmarkt heranzufüh-

ren. Bauer formuliert es so: „Man erhält durch diese Dopplung eine externe und eine interne Zielgruppe, wobei letztere zugleich aus den zentralen Akteuren besteht – den Stadtteilütern –, die die Wirkungserzielung auf die externe Zielgruppe auslösen sollen“ (Bauer 2013, 14). In seiner Evaluation stellt Bauer fest, dass es dem Projekt nicht gelungen sei, den Stadtteilütern den Übergang in ein Anstellungsverhältnis zu ermöglichen. Die Anbindung an den ersten Arbeitsmarkt sei ausgeblieben und die selbst gesteckten, sehr hohen Zielvorgaben seien unter anderem deshalb nicht erreicht worden, weil die Tatsache nicht bedacht worden sei, dass langzeitarbeitslose, ältere, alleinerziehende und schlecht Deutsch sprechende Frauen mehrere Vermittlungshemmnisse aufweisen (vgl. Bauer 2013, 80f.).

Die Finanzierung des Projekts durch die Jobcenter lief nach der Pilotphase zunächst aus. Die Diakonien Dortmund und Lünen sowie die Stadt Dortmund bewerteten die Effekte für die begleiteten Familien jedoch als positiv und führten das Projekt nach der Pilotphase zunächst für den Zeitraum von 2013 bis 2016 fort. Im Laufe der Zeit wurden auch Stadtteilväter aufgenommen, einerseits, um Familien zu erreichen, in denen nur der Mann Außenkontakte hat, andererseits aus der Beobachtung heraus, dass sich unter den ankommenden Geflüchteten immer mehr alleinerziehende Väter finden (E#16).

2015 bis 2017 wurden im Rahmen der sozialen Arbeit mit Geflüchteten verstärkt Stadtteilütter eingesetzt, doch inzwischen geht der Bedarf in diesem Bereich stark zurück (Telefoninterviews Diakonie Dortmund 1.3.2018; 5.3.2018).

2017 lief eine neue Projektphase an, in der der inzwischen fünfte Jahrgang von Stadtteilütern – ergänzt um einige Stadtteilväter – nun in den Dortmunder Quartieren Nordstadt, Westerfilde/Nette und Erving aktiv ist. Neu eingeführt wurde 1. die Arbeitsweise als Tandem, gemeinsam mit einer Mitarbeiterin oder einem Mitarbeiter einer Beratungsstelle und 2. eine regelmäßige Berufsberatung der Stadtteileltern mit dem Ziel, im Anschluss eine andere Tätigkeit oder weiterführende Ausbildung zu finden. Die Änderungen sollen nach der Beendigung des Arbeitsverhältnisses die Perspektiven der Teilnehmenden auf dem ersten Arbeitsmarkt verbessern (vgl. Diakonie Dortmund 2017b).

Wie schon in der Pilotphase ist auch hier die Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt wesentliches Ziel der zweijährigen Maßnahmen. Die Stadtteileltern sind (befristet auf zwei Jahre) für 30 Stunden pro Woche in einem sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnis bei der Diakonie angestellt, finanziert wird dies durch die Jobcenter und die Stadt Dortmund. Die Schulung der Stadtteileltern zu Beginn der Maßnahme dauert vier Wochen und wird durch externe Dozenten durchgeführt. Wöchentliche Teamtreffen sowie ergänzende Weiterbildungen begleiten die Stadtteileltern durch die Maßnahme.

Im Ausbildungsgang mit Beginn Juli 2017 arbeiten in Dortmund 15 Stadtteileltern (13 Frauen, 2 Männer) in den Stadtteilen Nord, Erving und Westerfilde. 2019 wird ein weiterer Ausbildungsgang unter ähnlichen Voraussetzungen starten.

Als Konsequenz der Evaluationsergebnisse des Modellprojekts erhalten die Stadtteileltern bereits ab Beginn der Maßnahme ein intensives Jobcoaching und sie werden bei ihrer beruflichen Ent-

wicklung und der Orientierung an den realen Möglichkeiten des Arbeitsmarkts von Anfang an persönlich begleitet und unterstützt (vgl. Telefoninterviews Diakonie Dortmund 1.3.2018; 5.3.2018).⁴ Bei der Auswahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer wird auf sehr gute Deutschkenntnisse (Niveau B1) geachtet.

Die Arbeitsweise der Dortmunder Stadtteilütter hat sich im Laufe der Jahre verändert, um auf unterschiedliche Bedarfe eingehen zu können, die vor Ort entstanden sind. Der Schwerpunkt der Tätigkeit besteht darin, regelmäßig Sprechstunden in Anlaufstellen und Bildungseinrichtungen anzubieten und bei Behördengängen zu begleiten. Im Unterschied zum Neuköllner Projekt sind Familienbesuche nicht das vorrangige Ziel der Kontaktaufnahme, sondern lediglich ein mögliches und bedarfsorientiertes Angebot. So wurde die Zuordnung zu Stadtteilen immer weiter zugunsten eines Einsatzes nach Bedarf aufgehoben und löst sich vom quartiersnahen Ansatz. Je nachdem, welche Sprachen vor Ort gerade gefordert sind, werden Stadtteilüter den Beratungsstellen für feste Sprechstunden zugeteilt; zudem werden sie stadtweit als Mittler auch für einzelne Gespräche (z. B. in Elterngesprächen oder bei Behörden) oder als Begleitung für Behördengänge angefordert. Damit ist die Arbeit ähnlich organisiert wie bei Integrationslotsinnen und -lotsen. Darüber hinaus begleiten die Stadtteilütter nicht nur bei Behördengängen, sondern in allen wichtigen Lebensbereichen, insbesondere wenn es um Belange wie Familie und Gesundheit geht; so arbeiten sie z. B. mit Hebammen und Frauenberatungsstellen zusammen. In diesen Themenbereichen entstehen intensive und langfristige Beziehungen zwischen Stadtteilütmutter und Klientin. Die Voraussetzung für diesen örtlich flexiblen Einsatz war und ist die gute Vernetzung in den Stadtteilen, die im Stadtteilütterprojekt über die Jahre aufgebaut wurde (vgl. Diakonie Dortmund 2017b). Das bedeutet, dass die Loslösung vom Quartier als Einsatzort der einzelnen Stadtteilüter zugleich eine gute Vernetzung zwischen dem Stadtteilütterprojekt und den Quartierseinrichtungen erfordert.

Stadtteilüter arbeiten nun immer im Tandem mit einer Fachkraft an ihrer Seite und sind eng an die jeweilige Institution angebunden, in der sie ihre Dienste anbieten. Damit lässt sich verhindern, dass Stadtteilüter in schwierigen Fällen, für die sie nicht die notwendige Ausbildung und Qualifikation haben, ungenügend oder falsch beraten. Zudem können so die Stadtteilüter bei ihrer äußerst anspruchsvollen und auch belastenden Tätigkeit besser vor Überforderung geschützt werden. Ihre Tätigkeit hat sich somit an die typische sprachlich und kulturell ergänzende Übersetzungstätigkeit von Integrationslotsinnen und -lotsen angeglichen (vgl. Telefoninterviews Diakonie Dortmund 1.3.2018; 5.3.2018). Mittlerweile bieten einige Arabisch und Persisch sprechende Stadtteilüter viermal wöchentlich Sprechstunden in der Beratungsstelle „Lokal Willkommen“ in Westerfilde an und unterstützen Geflüchtete dabei, sich nach dem Auszug aus der Sammelunterkunft in den Stadtteil zu integrieren, z. B. durch Begleitung bei Behördengängen, Wohnungssuche und Arztterminen (vgl. Telefoninterviews Diakonie Dortmund 1.3.2018; 5.3.2018). Auch gibt es Stadtteilüter, die direkt für die Beratungsstelle für EU-Zuwandernde „Willkommen Europa“ arbeiten und ihr Angebot an Migranten aus Rumänien und Bulgarien richten (vgl. Diakonie Dortmund 2017a). Die Stadtteilüter sind inzwischen Teil eines umfassenden Netzwerks, dem unter anderem das Kulturbüro sowie Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen

angehören. In der Nordstadt z. B. ist die Vernetzung der Stadtteilüter über ihre langjährige Arbeit sehr weit vorangeschritten. Im Gegensatz zum Bezirk Westerfilde gibt es in der Nordstadt zwar keine direkte Zusammenarbeit mit dem QM, jedoch eine intensive Kooperation mit Bildungsträgern und die Anbindung an das Netzwerk Familienbüro, wo die Arbeit mit Eltern von Kindern im Alter bis zu drei Jahren in Elterngruppen nach dem Vorbild der Rucksackmethode im Zentrum steht. Netzwerkpartner initiieren kleine Projekte mit den Stadtteilütern, in denen sie als Honorarkräfte oder Minijobber mitarbeiten können. In drei Familienzentren wurden Stadtteilüter für einige Stunden pro Woche im Kindergarten angestellt. Im Büro der Stadtteilüter in Dortmund arbeitet zurzeit eine Sozialpädagogin als Projektleiterin und eine Studentin des dualen Bachelorstudiengangs „Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Armut und Migration“ an der FH Dortmund, absolviert hier den praktischen Teil ihres Studiums. In Dortmund werden die zu beratenden Personen Klientinnen genannt. Das Projekt stellt Diensthandys und Prepaidkarten, viele Stadtteilüter arbeiten jedoch (auch) mit ihrem privaten Smartphone und ihrer privaten Telefonnummer, da sie so z. B. abfotografierte Dokumente empfangen und kommentieren können, ohne zu den Klientinnen fahren zu müssen. Zudem lässt sich mit Smartphones auch in arabischer Schrift kommunizieren.

⁴ Auch in Neukölln gibt es für die Stadtteilütter ein intensives individuelles Jobcoaching. Beide Projekte erreichen – gemessen an anderen arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen – sehr gute Quoten in der Arbeitsvermittlung.

3 Zwischenfazit

Evaluationen beschreiben den Ansatz der Stadtteilmütter übereinstimmend als niedrigschwelliges, auch präventives Unterstützungsformat für bildungsbenachteiligte Familien. Als charakteristisch gilt zum einen die aufsuchende Arbeit, bei der Familien zu Hause oder im Wohngebiet besucht und über verschiedene Themen aus dem Erziehungs-, Bildungs- und Gesundheitsbereich in alltagstauglicher Weise informiert werden, und zum anderen die enge Zusammenarbeit der Stadtteilmütter mit sozialen Diensten und Bildungseinrichtungen vor Ort. Im Folgenden sollen die verschiedenen Formen der Integration mittels einer Sekundäranalyse der bisherigen Evaluationen (u. a. Bauer 2013; Behn et al. 2010; Koch 2009, 2017; Stolzenberg et al. 2013) zusammenfassend dargestellt sowie prägende Entwicklungslinien – insbesondere seit 2015 – auf Grundlage der mit Feldgesprächen angereicherten Datenbankrecherche skizziert werden. Dieses Zwischenfazit aus Forschungsstand, Recherche und Aussagen aus den Experteninterviews konzentriert sich dabei auf diejenigen Aspekte, die für den in der Studie untersuchten Quartiersbezug der Stadtteilmütterprojekte wichtig sind. Die Kapitel 6 und 7, in denen die empirischen Ergebnisse präsentiert werden, schließen an diesen Forschungsstand an.

3.1 Formen der Integration

3.1.1 Stadtteilmütter – Soziale Integration statt Systemintegration?

In den zahlreichen einschlägigen Evaluationen wurde das Neuköllner Projekt – oftmals angelehnt an das Esser'sche Integra-

tionsmodell – an den eigenen Zielsetzungen gemessen, die vor allem auf kulturelle (sprachliche) und strukturelle Integration abzielten: Erstens sollte den besuchten Familien Zugang zu Bildungseinrichtungen und Beratungsangeboten vermittelt werden, zweitens sollte die Erreichbarkeit der sogenannten Schwer-Erreichbaren ermöglicht werden und drittens sollten die Stadtteilmütterprojekte als Jobcentermaßnahme die Integration einer Vielzahl von Stadtteilmütter in den ersten Arbeitsmarkt erreichen.

Die umfassende Evaluation des Neuköllner Pilotprojekts von Koch (2009) zeigt, dass die Erfolge insbesondere die erste und zweite Zielsetzung betreffen und dass darüber hinaus vor allem Effekte bei der sozialen Integration der Stadtteilmütter verzeichnet werden können. Das verwundert kaum, schließlich beruht die Wirkungsweise des Konzepts auf sozialen Beziehungen, genauer: auf den persönlichen Netzwerken der Stadtteilmütter, die sie für die Akquise nutzen und ausbauen. Im Rahmen der Ausbildung lernen sie zudem andere Stadtteilmütter aus unterschiedlichen Communities kennen, kommen in Kontakt mit Behörden und Bildungseinrichtungen und kooperieren mit Personen und Institutionen im Kiez. Kurz: Sie erweitern ihre sozialen Beziehungen im Sozialraum durch Kontakte innerhalb ihrer Community und darüber hinaus. Übergreifend weisen die Evaluationen darauf hin, dass die vielfältige Vernetzung und soziale Integration ein willkommener, wenn auch ursprünglich nicht als Programmziel ausgewiesener Nebeneffekt ist. Nichts weist darauf hin, dass diese gelingende soziale Integration in Konkurrenz steht zu einer erfolgreichen Systemintegration oder diese gar behindert, indem sie die Verwurzelung in der eigenen Community verstärkt und den Wunsch nach Arbeit und Teilhabe in der sogenannten Mehrheitsgesellschaft dadurch schwächt. Vielmehr geben die bisherigen Evaluationen Anlass, darüber nachzudenken, ob diese soziale Integration nicht bereits Basis für weiterführende Systemintegration ist oder sein könnte bzw. was es braucht, damit dieser Effekt eintreten kann.

Die Probleme und Grenzen der Systemintegration bzw. der Integration der Stadtteilmütter in den ersten Arbeitsmarkt liegen nicht in deren mangelnder Motivation, sondern in den fehlenden Arbeitsmöglichkeiten. In Neukölln nehmen die Stadtteilmütter an einer zwischen eineinhalb und drei Jahren dauernden Jobcenter-Maßnahme teil. In dieser Zeit werden sie für 30 Stunden Arbeit pro Woche bezahlt. Nach Auslaufen der Maßnahme sollen sie bereit sein für die Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt, und genau das erhoffen sich die Frauen dann auch (vgl. Bauer 2013; Behn et al. 2010; Koch 2009; Stolzenberg et al. 2013). Ganz im Sinne des Leitgedankens der „Aktivierungsgesellschaft“ weist z. B. Wießmeier auf die hohe Motivation der Stadtteilmütter hin, sich vom Jobcenter zu lösen und weiter in dem Tätigkeitsfeld zu arbeiten, in dem sie Kompetenzen erworben haben (vgl. Wießmeier 2011, 7). Die Vorgehensweise des Projekts, an der Lebenswelt, der Mehrsprachigkeit und der Quartiersbindung der Mütter anzusetzen, führt dazu, dass sich die Stadtteilmütter wertgeschätzt fühlen und den Wunsch entwickeln, langfristig als Stadtteilmütter weiterzuarbeiten (vgl. Koch 2017; Ähnliches berichteten auch die Vertreterinnen des Dortmunder Projekts auf der Abschlusstagung „Stadtteilmütter Netzwerkerinnen mit Wirkung“). Genau dieser Integrationserfolg, nämlich der Wunsch nach beruflicher Weiterentwicklung wird jedoch durch die Systeme zurückgewiesen, wenn die Tätigkeit mit dem Auslaufen der Jobcenter-Maßnahme endet – und keine formale Qualifikation erworben wurde, die nun Türen zu ähnlichen Jobs eröffnen würde. Das Ende der Jobcenter-Maßnahme ist oft auch das Ende der Systemintegration oder wie Koch es ausdrückt: „[Da] arbeitsmarktpolitische Maßnahmen strukturell nicht auf Verstetigung, sondern auf Beendigung zielen, erleben [die Stadtteilmütter] eine Diskrepanz zwischen ihren Interessen und den Strukturvorgaben des Stadtteilmütter-Projekts“ (Koch 2017, 137). Zwar werden die Zertifikate für die Ausbildung oft in feierlichem Rahmen und in Anwesenheit hochrangiger Würdenträger übergeben, danach werden viele Stadtteilmütter aber wieder in die Arbeitslosigkeit entlassen. Für diese Frauen stellen sich die Erfolge an kultureller Integration (also die erfahrene Anerkennung für ihre Kompetenzen als Kulturmittlerin, symbolisiert durch das Zertifikat) und struktureller Integration (Arbeitsplatz) als Errungenschaften auf Zeit heraus.

Die Untersuchung von Bauer kommentiert dasselbe Dilemma von kultureller und sozialer Entwicklung einerseits und ausbleibender formaler Qualifizierung und Perspektive andererseits aus der Sicht der Jobcenter-Mitarbeitern, die die Frauen mitunter gerne in Jobs, z. B. im Reinigungsgewerbe, vermitteln würden. Die Jobcenter bemängeln, dass die Stadtteilmütter die intrinsische Motivation zur sozialen Arbeit weckt und damit der Bereitschaft entgegenläuft, eine Beschäftigung in potenziell zugänglichen anderen Berufen auf dem ersten Arbeitsmarkt anzunehmen (vgl. Bauer 2013, 48), Stadtteilmütter sind also nach erfolgreich absolvierter Ausbildung weniger bereit, ungelernte Aushilfstätigkeiten anzunehmen, die aber oftmals die einzig verfügbaren Angebote sind, da nicht vorgesehen ist, dass sie als Stadtteilmütter weiterarbeiten können und ihr Stadtteilmütter-Zertifikat keinerlei formale Anerkennung im Sinne einer Berufsausbildung beinhaltet.

Was bleibt, sind die besseren Sprachkenntnisse, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit, die soziale Vernetzung und die Erfahrung, dass zwar die Idee und die Arbeit der Stadtteilmütterpro-

jekte von der Mehrheitsgesellschaft mit Begeisterung aufgenommen werden, diese Aufnahmebereitschaft aber offensichtlich nicht den Stadtteilmüttern persönlich als arbeitswilligen Migrantinnen gilt. Das löst unter den Stadtteilmüttern großen „Unmut“ aus, wie es Koch (2009) formuliert, ist also ein Dämpfer für die zuvor gelungene, effektive Aktivierung der Frauen (für den Arbeitsmarkt und für die Aufgabe des Brückenbauens) und kann zugleich verstanden werden als eine Parabel auf die Ernsthaftigkeit und Wirkungsweise der Integrationsbemühungen der Gesellschaft.

3.1.2 Integrationsformen bei den besuchten Familien

Für die besuchten Familien attestieren die oben genannten Evaluationen übereinstimmend vor allem im Bereich der kulturellen Integration positive Effekte: Die Familienmütter werden dazu motiviert, einen Deutschkurs bzw. ein Elterncafé zu besuchen, in dem auch Deutsch gesprochen wird. Die Stadtteilmütter erklären nicht nur das Bildungssystem und helfen bei Entscheidungen und Formalitäten, sondern regen durch ihre Vorbildwirkung auch zur aktiven Mitarbeit an, z. B. als Elternvertreterin. All das hat unter anderem zur Folge, dass Eltern mehr Elternabende besuchen, Kinder häufiger an Schulausflügen teilnehmen und sich die Kommunikation zwischen den Familien und den Bildungseinrichtungen insgesamt verbessert. Die Stadtteilmütter werden aber nicht nur bei Bildungsthemen um vermittelnde Hilfe gebeten, sondern allgemein bei Problemen mit Behörden; sie informieren, übersetzen und begleiten bei Behördengängen, was ebenfalls zu einer verbesserten Kommunikation zwischen den Familien und staatlichen Institutionen beiträgt. Zugleich berichten die Evaluationen übereinstimmend, dass sich das Familienleben der besuchten Familien durch die effektiv übermittelten Informationen ändert: Es wird mehr Wert gelegt auf Ernährung und Sprach-erziehung sowie kontrollierten Medienkonsum.

Die Stadtteilmütter haben für die Frauen, die sie besuchen und beraten, eine Vorbildfunktion, die sich insbesondere darin zeigt, dass viele selbst den Wunsch entwickeln, Stadtteilmütter zu werden. Seitdem sich Stadtteilmütterprojekte in den Stadtteilen etabliert haben, kann den Evaluationen zufolge auf die Akquise neuer Stadtteilmütter verzichtet werden, da es mehr Bewerberinnen aus den besuchten Familien gibt, als Ausbildungsplätze zur Verfügung stehen.

3.1.3 Integration der Institutionen in die Migrationsgesellschaft

Integration findet nicht nur für die Stadtteilmütter und die begleiteten Familien statt, vielmehr lernen auch die Institutionen, sich in die (sich stetig verändernde) Migrationsgesellschaft einzupassen. Daher bleibt also auch zu fragen, welche Effekte sich durch die aktivierenden bzw. aktivierten Quartiersbewohnerinnen und -bewohner für die ansässigen Institutionen ergeben. Wie in Kapitel 2 detaillierter beschrieben, besteht die Arbeit der Projekte in Berlin und Dortmund nicht länger in einer mehr oder weniger losen aufsuchenden Tätigkeit. Vielmehr zeigt sich, dass die Stadtteil-

mütter im Zuge der Institutionalisierung ihrer Arbeit zunehmend enge Kooperationen mit Bildungsinstitutionen eingehen und z. B. in Kitas regelmäßige Elterngruppen anbieten. Diese Angebote gehen auf die Initiative der Projektleitung oder der Stadtteilmütter selbst zurück. So kooperieren etwa die Stadtteilmütter in Neukölln eng mit Mitarbeitern des Kinder- und Jugendgesundheitsdienstes. Dabei begleiten die Stadtteilmütter als Sprach- und Kulturmittlerinnen die Fachkräfte bei ihrer Arbeit. Insbesondere das Dortmunder Projekt verfolgt einen Ansatz, in dem die Stadtteilmütter durch Fachkräfte unterstützt werden, die sowohl den Stadtteilmüttern als auch den Klientinnen als Ansprechpartner zur Seite stehen. In den Evaluationen wird immer wieder darauf hingewiesen, dass Stadtteilmütterprojekte über ihre doppelte Zielgruppe hinaus auch in die Institutionen hineinwirken. So fasst Koch zusammen: *„Bereits frühe Untersuchungen zu Berliner Stadtteilmütterprojekten haben mithilfe teilstandardisierter Verfahren auf Mehrfacheffekte des Projektes hingewiesen, darunter auch auf die sozialen Einrichtungen, zu denen die Familien gelotst werden“* (Koch 2017, 106). Weitere Hinweise auf diese bislang nicht systematisch untersuchten Effekte auf die Kooperierenden finden sich auch in den von uns geführten Interviews und Gesprächen. So berichten einige Expertinnen und Experten z. B., dass durch die Arbeit der Stadtteilmütter Vorurteile gegenüber bestimmten Migrantengruppen abgebaut werden konnten. Stadtteilmütter erzählen, dass sie häufig zunächst falsche Vorannahmen (z. B. über die angebliche Bildungsfeindlichkeit von traditionell ausgerichteten türkischen Familien) entkräften mussten, bevor sie ihre Kooperation mit Institutionen sinnvoll gestalten konnten (E#3, 9). Diese Studie stellt sich daher die Aufgabe, den Aspekt der Interkulturellen Öffnung der Institutionen durch die Arbeit der Stadtteilmütter genauer zu beleuchten. Ergebnisse hierzu finden sich in Kapitel 7.5: Interkulturelle Öffnung der Institutionen und des Quartiers.

3.2 Die Projekte als Spiegel der Zeit

Die in Kapitel 1 vorgeschlagene Typisierung der Projekte – mit ihrem jeweiligen Schwerpunkt auf Sprachbildung (Typ 1), auf der Anbindung schwer erreichbarer Familien (Typ 2) und auf der beruflichen Eingliederung der Stadtteilmütter (Typ 3) – lässt sowohl die konzeptuelle Unterscheidung von gleichzeitig existierenden Projekten, als auch eine historische Einordnung der Projektentwicklung zu. Die Datenbankrecherche zeigt, dass Stadtteilmütter zu Beginn der 2000er-Jahre in erster Linie als „Rucksackmütter“ verstanden wurden. In einer zweiten Phase, die mit den Neuköllner Stadtteilmüttern begann, wurde die Engführung auf Sprachbildung aufgelöst und durch andere Themen – wie Bildung und Gesundheit – erweitert. In der jüngeren Entwicklung der Neuköllner und Dortmunder Projekte wird deutlich, dass in einer dritten Phase die Professionalisierung, also der Fokus auf Fortbildung und Begleitung der Stadtteilmütter sowie ihre Angliederung an Institutionen, an Bedeutung gewinnt, und dass die Projekte, zumindest im Rahmen einiger Koordinationsstellen, allmählich verstetigt werden. Diese Veränderungen vollziehen sich in Reaktion auf sich wandelnde Migrationsbewegungen und -politiken sowie vor dem Hintergrund immer teurer, dichter und fragmentierter werdender Städte und Quartiere.

Wie auch Sulamith Hamra (2017) in ihrer Doktorarbeit eindrücklich zeigt, weist die Analyse von Stadtteilmütterprojekten über ihren unmittelbaren Gegenstand hinaus und bietet einen Ausgangspunkt für die Betrachtung zeitgenössischer städtischer Migrationspolitiken und Aushandlungen auf politischer und diskursiver Ebene. Besonders machen sich im Rahmen der vorliegenden Studie die Entwicklungen im Nachgang des langen Sommers der Migration 2015 bemerkbar, die verdeutlichen, dass die Übergänge zwischen Lotsinnen/Lotsen und Stadtteilmüttern seit 2015 fließender werden. Infolge der Fluchtbewegungen meldeten verschiedene Institutionen, wie z. B. Gesundheitsdienste, Wohnheime oder Stadtverwaltungen, vermehrt Bedarf an Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit an. Als Konsequenz rückten die Stadtteilmütterprojekte von einem engen sozialräumlichen und themenzentrierten Ansatz ab und fungierten stattdessen verstärkt als „überörtliche Feuerwehr“, bei der kurzfristige Unterstützung in dringlichen Fällen an die Stelle eines langfristigen Bildungsauftrags tritt. Mancherorts gliederten sich bestehende Stadtteilmütterprojekte erfolgreich in Lotsen-Verbände und Förderlinien ein oder boten Ansatzpunkte für die Fortführung von quartiers- und frauenbezogenen Angeboten unter neuem Namen.

Die Veränderung der städtischen Migrationspolitik, der Städte selbst und der Ausgangsbedarfe ihrer Bewohner zeigt sich auch an den Ausbildungsgruppen der Stadtteilmütter. So können die von ihnen bearbeiteten Themen als Hinweis auf die sich wandelnden Verhältnisse in den Quartieren der Stadtteilmütter gesehen werden. In Berlin wird z. B. – auf Wunsch der Stadtteilmütter hin – das Thema Antiziganismus (als spezielle Form des Rassismus, insbesondere gegenüber Sinti und Roma) und die Begegnung der Stadtteilmütter mit Romnja-Vereinen vorangetrieben. In Dortmund spielt seit einigen Jahren die stärkere Einbindung von rumänischsprachigen Frauen eine Rolle. Die Zusammensetzung der Ausbildungsgruppen spiegelt – zu einem gewissen Grad – die Mischung der unterschiedlichen Gruppen mit ihrer jeweiligen spezifischen Migrationsgeschichte im Quartier wider.

3.3 Integration durch Aktivierung

Wenngleich sich die Projekte mit den sich wandelnden Zeiten verändern, liegt ihnen ein spezifisches Verständnis der Integration zugrunde, das sich bei einer Re-Lektüre der vorhandenen Evaluationen erschließen lässt. In ihrer praxeologischen Analyse des Feldes der Stadtteilmütter, zeigt Liv-Berit Koch, dass Stadtteilmütterprojekte sich und ihre Klientinnen in die „Aktivgesellschaft“ einpassen:

„[In Stadtteilmütterprojekten] geht es um ein (prä-reflexives) Einverständnis der Erforschten gegenüber der aktivgesellschaftlichen Wissensordnung, die im Stadtteilmütter-Projekt als ‚aktivierende Praxis‘ umgesetzt wird und zu familialem, gesellschaftspolitischem und individuell-biographischem Engagement aktiviert, damit Kinder bzw. Mütter – insbesondere aus sozial benachteiligten Haushalten – an das gesellschaftlich wertgeschätzte Ziel aufstiegsorientierter Lebensplanung herangeführt werden. Das heißt, dass die Wissensbestände und Deutungsmuster der Aktivgesellschaft, die in das Stadtteilmütter-Projekt Eingang gefunden

haben, sich im Selbstverständnis und praktischen Engagement der Stadtteilmütter als Familien, Gesellschafts- und Selbstakteurinnen widerspiegeln und auf diese Weise immer wieder legitimiert, aktualisiert und reproduziert werden“ (Koch 2017, 201).

Mit „Aktivierung“ ist der Oberbegriff gefunden, unter dem sich die beiden Teilziele der Stadtteilmütterprojekte wiederfinden: Die Stadtteilmütter selbst sollen für den Arbeitsmarkt fit gemacht werden und die besuchten Familien sollen zur Integration ermuntert werden, insbesondere über Spracherwerb und Bildung für ihre Kinder. Die effektive und sehr positiv bewertete Arbeit der Stadtteilmütterprojekte beruht somit auf der Anpassung der Projektmethoden und -ziele an die aktivgesellschaftliche Wissensordnung. Das Motto lautet dann: Integration durch Aktivierung. Für die Projekte bedeutet dies, dass sie für diese Anpassungsleistung viel Aufmerksamkeit und höchstes Lob erhalten. Gleichzeitig finden sie aber wenig Gehör, wenn sie strukturelle Probleme anmahnen, wie beispielsweise mangelnde Kitaplätze oder das Fehlen eines Berufsbildes für Stadtteilmütter.

Die für diese Aufgabe ausgewählten Frauen teilt Bauer (2013) in seiner Studie zu den nordrhein-westfälischen Projekten in drei Idealtypen ein. Der erste Typ entspricht der ursprünglichen Zielgruppe in Berlin-Neukölln und „[...] rekrutiert sich aus Frauen, die in Deutschland aufgewachsen sind, oft ohne Schulabschluss oder nur mit Hauptschulabschluss, die sehr häufig keine Berufsausbildung gemacht haben [...]. Dabei handelt es sich im Programm überwiegend um türkische Frauen oder Frauen aus dem Maghreb, die angesichts des Mangels an zertifizierten Kompetenzen und an Berufserfahrung große Probleme bei der Arbeitsmarktintegration haben. Ihnen fehlen Ressourcen für die strukturelle Assimilation im Sinne Essers [...]. Für die Arbeit als Stadtteilmütter sehen diese Frauen sich qualifiziert, weil sie ohnehin Familienangehörigen, Verwandten, Nachbarn und Bekannten bei Behördengängen, Arztbesuchen etc. tatkräftig geholfen haben. Insofern verfügen sie über die Ressourcen und nicht zertifizierten Kompetenzen, die das Programm braucht, um seine integrationspolitischen Ziele mit Bezug auf die externe Zielgruppe zu erfüllen“ (Bauer 2013, 58). Die zweite Gruppe stellen qualifizierte und berufserfahrene Frauen mit älteren Kindern dar, die als Geflüchtete nach Deutschland gekommen sind. Der dritte Typ sind Immigrantinnen, die aus wirtschaftlichen Gründen aus Osteuropa und Russland nach Deutschland kommen. Die beiden letztgenannten Gruppen sind sowohl aktiviert als auch ausgebildet für den Arbeitsmarkt, haben aber Probleme, ihre Schulabschlüsse und beruflichen Zertifikate anerkannt zu bekommen, sodass sie keine ihren Qualifikationen entsprechende Arbeit aufnehmen können (vgl. Bauer 2013, 58ff.).

Die Untersuchung von Bauer zeigt, dass sehr unterschiedliche Frauen als Stadtteilmütter im Projekt „landen“, darunter auch solche, auf die das Konzept eigentlich nicht passt, wie etwa eine studierte Erziehungswissenschaftlerin, deren ausländischer Abschluss in Deutschland nicht anerkannt wird. Wenn sich in den Ausbildungsgruppen der Stadtteilmütter Frauen mit ganz unterschiedlichen Migrationshintergründen und Migrationsgeschichten wiederfinden, hat das Vor- und Nachteile. Ein Nachteil ist es, wenn Frauen in diese Ausbildung vermittelt werden, die auf anderem Wege besser und schneller in Arbeit vermittelt werden könnten, z. B. durch die formale Anerkennung ihrer im Ausland abgeschlossenen Ausbildung. Ein Vorteil ist es, dass auf diese

Weise in den Gruppen quasi automatisch eine interethnische Zusammenarbeit entsteht, die positiv auf das Quartier zurückwirken kann. Frauen mit ganz unterschiedlichen Migrationsgeschichten – die sonst im Alltag kaum Anknüpfungspunkte haben – begegnen sich, lernen sich kennen und tauschen sich aus. Innerhalb solcher Begegnungen können z. B. unterschiedliche Formen von Ausgrenzung, Diskriminierung und Rassismus eher wahrgenommen und reflektiert werden: Schwarze Menschen, Russlanddeutsche, syrische Geflüchtete und türkische Heiratsmigrantinnen haben mit unterschiedlichen Vorurteilen zu kämpfen. Darüber zu diskutieren, kann helfen, die strukturellen und durch Rassismus entstandenen Hindernisse im eigenen Integrationsverlauf einzuordnen und sie auch bei den Klientinnen oder in den Institutionen vor Ort zu erkennen.

3.4 Stadtteilmütter – (raus) aus dem Quartier?

Der Stadtteilbezug bildet das existenzielle Kernstück der Projekte. Ausgehend von der Annahme, dass Teilhabe vor allem im sozialen Nahraum gestaltet wird, ist er Ausgangs- und Endpunkt und Aktionsfeld zugleich. Gerade Frauen, so die These, die hauptsächlich reproduktive Arbeit leisten, sind aufgrund ihres meist eingeschränkten Aktionsradius auf die unmittelbare Nachbarschaft angewiesen. Das Quartier bildet also insbesondere für Migrantinnen einen wichtigen Rahmen für die (nicht nur soziale) Integration – ein Ansatz, auf dem auch das Konzept „Soziale Stadt“ aufbaut (vgl. Kast 2015; Sinning 2013). So war auch der Ausgangspunkt für das Neuköllner Stadtteilprojekt eine konkrete Analyse der damaligen sozialräumlichen Situation, bei der unter anderem eine hohe Bevölkerungsdichte mit hoher Arbeitslosigkeit, hohem Migrantanteil und vielen Kindern ohne Kitaanbindung festgestellt wurde (Koch 2017, 68). Vor diesem Hintergrund sind die Stadtteilmütter dazu da, Verknüpfungen zwischen den offiziellen Strukturen und den Netzwerken der Bewohner herzustellen. Aus diesem Grund sollen sich die Stadtteilmütter nicht nur gut im Quartier auskennen, sondern Teil der nicht-institutionalisierten, migrantischen Netzwerke des Quartiers sein. Dieser Quartiersbezug ist als Erfahrungsraum für Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeit der Stadtteilmütter wichtig. Nicht zuletzt, um der Dichte und dem Wandel der Quartiere, der Vielfältigkeit ihrer Bewohnerinnen und Bewohner und deren Bedarfen gerecht zu werden, startete das Projekt in Berlin mit der Idee der Kohortenausbildung, in deren Zuge immer wieder neue Frauen zu Stadtteilmüttern ausgebildet und damit auch immer wieder andere Frauen aus den persönlichen Netzwerken im Quartier aktiviert werden können.

Vor allem in den Evaluationen jüngerer Datums wird das Thema Sozialraumbezug angesprochen, nicht nur, wenn es um die Community-Netzwerke geht, sondern in erster Linie, wenn der Aufbau von Kooperationsbeziehungen für eine vernetzte Zusammenarbeit im Quartier im Mittelpunkt steht. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass sich Beziehungen dieser Art mit dem jeweiligen Quartiersmanagement und teilweise auch mit Familienzentren und Nachbarschaftshäusern meist rasch und unkompliziert knüpfen lassen, wohingegen die Zusammenarbeit mit Kitas und Schulen eher langsam vorangeht. Die Vertreter

von Bildungseinrichtungen bedauern, dass die Stadtteilütter so häufig wechseln und wünschen sich feste Ansprechpartnerinnen, die eine kontinuierliche Arbeit machen (vgl. Behn et al. 2010, 51). Der Aufbau von Kooperationsbeziehungen ist oftmals langwierig und erfordert – vor allem personelle – Kontinuität. Bei einer Kohortenausbildung fehlt es jedoch an dieser Kontinuität, weil die Arbeitsverhältnisse der Stadtteilütter häufig nach zwei Jahren enden (vgl. Koch 2009, 136ff.; Wießmeier 2011). Die Laufzeit der Stadtteilütterstellen wirkt sich demnach auf die quartiersbezogene Aktivierung aus: Während mit neuen Stadtteilütern die Akquise und Aktivierung von Klientinnen aus dem Quartier über persönliche Verbindungen eher gewährleistet wird, verstärken langfristige Stellen eher die Aktivierung und Öffnung der Institutionen vor Ort.

Die oben erwähnte Übernahme von erfahrenen Stadtteilütern als Integrationslotsinnen in Quartierseinrichtungen oder auch die Schaffung je einer Stelle für eine Stadtteilutter an Familienzentren pro Berliner Bezirk im April 2018 verweist auf eine der Kurzfristigkeit der Kohortenausbildung entgegengesetzte Entwicklungslinie: Die Stadtteilütterprojekte in Berlin und Dortmund lassen eine zunehmende Verstetigung und Professionalisierung erkennen. Das kann als Reaktion auf die Forderung der Stadtteilütter und die Empfehlungen aus den wissenschaftlichen Evaluationen verstanden werden, die Tätigkeit als Arbeit anzuerkennen und institutionell anzubinden (vgl. Behn et al. 2010, 103ff.; QM Körnerpark 2014; Steckelberg 2009, 134f.). Diese Professionalisierung findet derzeit auf drei Wegen statt: Erstens werden Stadtteilütter zu weiteren Qualifizierungsschritten motiviert (Berufsausbildung, Studium), zweitens wird versucht, Stellen zu schaffen, auf denen Stadtteilütter ergänzend zur regulären Sozialarbeit als Brückenbauerinnen eingestellt werden können, und drittens gibt es Versuche, die Arbeit der Stadtteilütter als anerkannten Beruf zu etablieren.

Wenn erfahrene Stadtteilütter – z. B. im Rahmen des Berliner Landesprogramms Integrationslotsinnen und -lotsen – eine tariflich bezahlte Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt aufnehmen, ist diese Arbeit jedoch oft nicht an Quartiersbezügen orientiert, wie die Erfahrungen aus Neukölln und Dortmund zeigen (vgl. N#4). Diese Stadtteilütter arbeiten dann nicht mehr in ihren Heimatkiezen, sondern überörtlich und sind an Kitas, Familienzentren oder Flüchtlingseinrichtungen angegliedert (vgl. N#2 und N#4). Im Zuge der Professionalisierung und Institutionalisierung lockert sich also die Quartiersanbindung, sodass inzwischen auch Gebiete, die außerhalb der QM-Gebiete liegen, von Stadtteilütern/Lotsinnen besucht werden.

Die partielle Verstetigung fordert folglich Umstellungen in der Akquise und der Zielgruppengruppendefinition. Die Evaluationen zeigen, dass die Mehrzahl der Kontakte für Familienbesuche zunächst über persönliche Netzwerke entsteht, dass sich die Frauen aber im Laufe der Tätigkeit und mit zunehmender Erfahrung auch die „Kaltakquise“ (Wießmeier 2011, 17) zutrauen. Ob Stadtteilütter in der Ansprache ihnen unbekannter Mütter in Schulen oder im öffentlichen Raum erfolgreich sind, hängt unter anderem sehr davon ab, ob sie extrovertierte kommunikative Persönlichkeiten sind (vgl. Behn et al. 2010, 50), ist aber auch schlicht Übungssache. Regelmäßige Infotische und Sprechstunden in Kindergärten, Grundschulen und Familienzentren sowie die oben erwähnte institutionelle Begleitung bieten Möglich-

keiten, mit Familien in Kontakt zu kommen. Dies führt potenziell dazu, dass sich die Ansprache der Klientinnen verändert und möglicherweise diejenigen aus dem Fokus rücken, die eher bildungsfern sind und isoliert leben, also diejenigen, die ihre Kinder nicht in der Kita anmelden und darum auch nicht im Kitavorraum anzutreffen sind.

Die Auswertung der vorhandenen Informationen mit besonderem Blick auf die Rolle der Quartiere in der Arbeit der Stadtteilütterprojekte bestätigt demnach, dass eine genauere Untersuchung der Entstehung sozialer Netzwerke und sozialen Kapitals durch Stadtteilütterprojekte sowohl für die Quartiersforschung als auch für die Weiterentwicklung sozialräumlicher sozialer Arbeit von Interesse ist. Denn der erfolgreichen Integration durch Netzwerkbildung (in allen vorgestellten Projekttypen) steht eine nicht optimal gelingende Integration in den Arbeitsmarkt gegenüber, die auch strukturelle Ursachen hat (Nichtanerkennung von Abschlüssen) und auf die durch unterschiedliche Ausgestaltung der verschiedenen Projekttypen reagiert werden kann. Daher ist für die Untersuchung der sozialintegrativen Wirkungen der Stadtteilütterprojekte auch der vergleichende Blick auf diese unterschiedlichen Projekttypen sinnvoll.

4 Methodisches Vorgehen

Um die Frage nach der sozial-integrativen Wirkungen von Stadtteilmütterprojekten auf die Quartiere zu beantworten, kombiniert die Studie zwei qualitative methodische Zugänge: einerseits eine Netzwerkanalyse, für die mithilfe von qualitativen Interviews die Netzwerke von Stadtteilmüttern und ihren Klientinnen in Form von Netzwerkkarten erhoben wurden, und andererseits Experteninterviews mit Vertreterinnen und Vertretern von Bildungseinrichtungen, Beratungsstellen und Quartiersinstitutionen.

Sie ist als vergleichende Fallstudie ausgeführt. Verglichen werden die Quartiere Gropiusstadt und Richardplatz-Süd in Berlin sowie Nordstadt und Westerfild/Nette in Dortmund. Ergänzt werden die Daten durch teilnehmende Beobachtungen.

4.1 Triangulation

In der Untersuchung werden durch die Kombination von Netzwerkanalyse, Experteninterviews und teilnehmender Beobachtung unterschiedliche Perspektiven auf die Stadtteilmütter erhoben, analysiert und miteinander in Beziehung gesetzt. Die so stattfindende Triangulation gewährleistet eine Validierung der Befunde. Dieser multiperspektivische Blick ermöglicht eine genaue Untersuchung der eingangs aufgeführten Fragestellungen.

4.2 Auswahl der Quartiere für die Fallstudien

Das Sample für die beiden Fallstudien wurde auf der Grundlage vorhandener Erkenntnisse und auf Basis der Auswertung der Datenbank zur Übersicht über Stadtteilmütterprojekte in enger Absprache mit dem Auftraggeber ausgewählt. Forschungsleitend war die Frage, ob und wenn ja, wie die sozialintegrativen Effekte des Ansatzes im Quartier besonders wirksam werden. Dabei galt es zu analysieren, wie die jeweiligen sozialräumlichen Kontexte die Strategien, die Arbeitsweisen und die Wirkungen der Stadtteilmütterprojekte beeinflussen. Um maßgebliche Impulse auch für ein Weiterdenken des Ansatzes der Stadtteilmütter in Richtung Sozialraumorientierung zu gewährleisten, wurden unterschiedliche Gebietstypen in die Analyse miteinbezogen. Daher wurden je Stadt sowohl ein Altbauquartier als auch eine Großwohnsiedlung beforscht. Letzteres halten wir insbesondere deshalb für wichtig, weil anzunehmen ist, dass zukünftig Großwohnsiedlungen eine stärkere Rolle bei der Integration von (neu zugewanderten) Migrantinnen und Migranten einnehmen werden als bisher.

Die Desktoprecherche förderte zutage, dass in Deutschland derzeit viele sehr unterschiedlich arbeitende Stadtteilmütterprojekte aktiv sind. Es ist festzustellen, dass sich Stadtteilmütterprojekte sehr flexibel an die jeweiligen Ausgangsbedingungen anpassen können und auf die besonderen Bedürfnisse unterschiedlicher Sozialräume, sich verändernder Zielgruppen und auch sich wandelnder Finanzierungsbedingungen eingehen. Ziel des Fallvergleichs ist es zu zeigen, welches Sozialkapital hierbei durch Netzwerkbildung entsteht und welche Aspekte hierbei welche Rolle spielen. Um möglichst präzise Aussagen über die Unterschiede der Stadtteilmütterarbeit in den untersuchten Quartierstypen Großwohnsiedlung versus Altbauquartier machen zu können, sollten daher möglichst ähnliche Projekte (similar cases) ver-

glichen werden. Da sich die praktische Arbeit jedoch bei jedem Projekt anders gestaltet, bezieht sich die Vergleichbarkeit auf eine möglichst große Übereinstimmung auf der programmatischen Ebene. Hierfür wurden auf der Grundlage des Forschungsstandes und der Desktoprecherche gemeinsam mit dem Auftraggeber vhw folgende relevanten Faktoren bestimmt:

Ebene Programmziele und -gestaltung:

- doppelte Zielgruppe,
- Ausbildung der Stadtteilmütter nach ähnlichen Grundsätzen (orientiert am Neuköllner Curriculum; vgl. Macher 2015),
- enger Quartiersbezug: Das Wirken ist auf der Ebene der Programmgestaltung an das Quartier gekoppelt,
- Vernetzung in den Sozialraum,
- (auch) aufsuchender Ansatz,
- nicht einmaliger Kontakt, sondern Serie von Gesprächen mit umfassender Beratung (mehr als „nur“ Sprachförderung, mehr als „nur“ Behördengänge),
- Angebot richtet sich an im Stadtteil wohnende Migrantinnen und Migranten (nicht vorrangig an Geflüchtete in Sammelunterkünften).

Ebene Rahmenbedingungen:

- Projektdauer und Projektgröße sollten vergleichbar sein, um Langzeitwirkung erheben und vergleichen zu können.

Ebene Quartier:

- hoher Migrantenanteil,
- möglichst Quartiere mit und ohne Quartiersmanagement,
- Großwohnsiedlung und Altbauquartier.

Unter Berücksichtigung dieser Kriterien fiel die Wahl zum einen auf Berlin⁵, dort auf die Großwohnsiedlung Gropiusstadt im Süden Neuköllns sowie das Nord-Neuköllner Quartier Richardplatz-Süd, und zum anderen auf Dortmund mit den Bezirken Nordstadt und Westerfild/Nette. Bei beiden Städten handelt es sich um Großstädte, die ausgewählten Quartiere gelten als klassische „Problemviertel“. Sie zeichnen sich alle durch einen hohen Migrantenanteil aus, jedoch haben die Bewohner sehr unterschiedliche Migrationshintergründe: In Neukölln leben vorwiegend türkisch- und arabischsprachige Migrantinnen und Migranten, in den beiden Dortmunder Bezirken sind es vor allem Menschen aus osteuropäischen Ländern, gefolgt von Bewohnern aus südeuropäischen Ländern und der Türkei (größte Einzelgruppe).⁶ In beiden Städten ist der Träger eine lokale Einrichtung der Diakonie und die Projekte werden parallel in den unterschiedlichen Stadtteilen und Quartierstypen unter derselben Leitung durchgeführt.

4.3 Interviews

Die Studie kombiniert verschiedene Formen von Interviews: explorative Interviews, geführt nach der Methode des narrativen Leitfadenterviews, qualitative Interviews zur Erhebung der Netzwerkkarten (mit Stadtteilmüttern und ihren Klientinnen), Experteninterviews und Fokusgruppendifkussionen. Die Erhebungen wurden zwischen Januar und Juli 2018 durchgeführt.

Zur besseren Übersicht werden die in der Studie eingesetzten Untersuchungsmethoden in Tabelle 1 zusammengefasst.

4.3.1 Explorative Leitfadenterviews

Zuerst wurden zwei explorative Leitfadenterviews mit langjährig aktiven Stadtteilmüttern geführt (S#1 und S#2). Für diese beiden recht ausführlichen Interviews, die auch Fragen nach persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen enthielten, konnten Kontakte genutzt werden, die bei vergangenen Evaluationen entstanden waren. Anhand dieser beiden Interviews wurden die Kernthemen für die Forschungsfrage überprüft und daran anschließend der Aufbau des Leitfadens für die qualitativen Interviews zur Netzwerkbefragung abgeleitet.

4.3.2 Qualitative Interviews zur Erhebung der Netzwerkkarten

Insgesamt wurden 14 Interviews mit Stadtteilmüttern zur Erhebung von Netzwerkkarten in allen vier für die Fallstudien ausgewählten Quartieren durchgeführt (N#1–N#14). Die Interviews wurden fortlaufend nummeriert; in den Nachweisen zu den Zitaten werden zunächst der Anfangsbuchstabe der Interviewart und danach die betreffende Nummer angegeben. Die Interviews wurden anonymisiert und jede Stadtteilmutter erhielt ein Pseudonym, bestehend aus einem Buchstaben (z. B. Frau L.).

Interviewt wurden Frauen im Alter zwischen 35 und 53 Jahren. Die Ausgangsbedingungen der Interviewten sind im Hinblick auf den Bildungsstand und den Aufenthaltsstatus sehr unterschiedlich. So variiert der Bildungshintergrund der Interviewten vom Schulbesuch bis zur 8. Klasse über einen Haupt- oder Realschulabschluss bis hin zum Hochschulabschluss (Archäologie, Literatur- und Sozialwissenschaften). Viele der Interviewten haben Berufsausbildungen absolviert. So haben wir u. a. mit Friseurinnen, Kosmetikerinnen, Erzieherinnen, Altenpflegerinnen,

⁵ Aus forschungspragmatischen Gründen startete die Erhebung in Berlin. Es gab aus früheren Camino-Forschungen bereits gute Kontakte zum Neuköllner Stadtteilmütterprojekt und auch zu Institutionen in den beiden untersuchten Berliner Quartieren.

⁶ Für einen ausführlichen Vergleich der Sozialdaten siehe Kapitel 5

		Ort		
		Berlin	Dortmund	Insgesamt
1	Explorative Interviews mit Stadtteilmüttern	2	–	2
2	Qualitative Interviews mit Stadtteilmüttern zur Erhebung der Netzwerkkarten	8	6	14
3	Qualitative Interviews mit Klientinnen zur Erhebung der Netzwerkkarten	16	12	28
4	Erstellte Netzwerkkarten (Stadtteilmütter und ihre Klientinnen)	24	18	42
5	Leitfadenzentrierte Einzelinterviews mit Expertinnen und Experten	7	7	14
6	Gruppeninterviews mit Expertinnen und Experten	2	2	4
7	Insgesamt interviewte Expertinnen und Experten	17	12	29
8	Insgesamt interviewte Personen (Summe aus Zeile 1, 4 und 7)	43	30	73

Tabelle 1: Übersicht Interviews

Krankenpflegerinnen und Hebammen gesprochen. In etlichen Fällen wird diese Berufsausbildung in Deutschland jedoch nicht anerkannt. Alle befragten Stadtteilmütter haben gemeinsam, dass sie Kinder haben und Wert auf die Bildung ihrer Kinder legen.

Sehr unterschiedlich ist die Herkunft der interviewten Frauen: Die insgesamt interviewten 14 Stadtteilmütter stammten aus Albanien (1), Bulgarien (2), dem Libanon (2), Rumänien (1), Russland (1), Syrien (3) und der Türkei (4).

Zehn und damit die Mehrzahl der Interviewten sind deutsche Staatsbürgerinnen, darunter sind drei mit einer doppelten Staatsbürgerschaft. Drei Gesprächspartnerinnen besitzen ausschließlich die Staatsangehörigkeit ihres Herkunftslandes und eine ist staatenlos. Die Migrationsgeschichte der Frauen, die häufig über mehrere Stationen ging, ist sehr unterschiedlich und auch die Bleibeperspektiven unterscheiden sich sehr. Eine der Interviewten war bereits als Säugling nach Deutschland gekommen und wuchs in einem besetzten Haus im Berliner Stadtteil Kreuzberg auf. Wir haben in Berlin zwei Palästinenserinnen interviewt, eine davon wurde im Libanon, die andere in Bulgarien geboren. Beide wurden in Deutschland als staatenlos eingestuft. Eine von ihnen erhielt nach jahrzehntelangem Kampf die deutsche Staatsangehörigkeit, die andere hat – obwohl sie schon seit 30 Jahren in Deutschland lebt und längst beruflich (als Stadtteilmutter in einem Integrationslotsenprojekt) sowie sozial integriert ist – immer noch nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis.

Die Ausgangsbedingungen für die Stadtteilmütter und damit ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt sind sehr unterschiedlich, je nachdem, ob sie über eine gesicherte Bleibeperspektive und anerkannte Berufs- und Schulabschlüsse verfügen oder nicht. Gemein haben alle Stadtteilmütter, dass sie Deutsch und mindestens eine weitere Sprache sprechen. Viele beherrschen darüber hinaus noch weitere, manche sogar bis zu fünf Sprachen.

Auch mit den Klientinnen der Stadtteilmütter wurden Netzwerkkarteninterviews geführt. Diese Interviews wurden gleichfalls anonymisiert und jede Klientin erhielt ein Pseudonym, bestehend aus zwei Buchstaben (z. B. Frau Le.). Für diese Gespräche konnten wir Stadtteilmütter als Interviewerinnen gewinnen. Insgesamt wurden 27 Familienmütter und ein Familienvater (in Dortmund) interviewt, davon 16 in Berlin und 12 in Dortmund. Bei den Familieninterviews bezeichnet das Kürzel auch, welche Stadtteilmutter das Interview durchgeführt hat: So steht z. B. die Bezeichnung N#3_F2 für das zweite Interview, das die Stadtteilmutter mit dem Kürzel N#3 durchgeführt hat.

Auch die Herkunft und ethnische Zugehörigkeit der befragten Klientinnen ist sehr vielfältig: Sie stammten aus Armenien (1), Bulgarien (3), Deutschland (1), dem Irak (2), dem Libanon (5), Marokko (2), Palästina (1), Rumänien (2), Syrien (5) und der Türkei (5). Bei zwei der Interviewten lässt sich kein Herkunftsland benennen: Eine Person gibt staatenlos an und eine bezeichnet sich als Jesidin.

Im Anhang finden sich Kurzzusammenfassungen der wichtigsten Aussagen aus den Interviews mit den Stadtteilmüttern und den Klientinnen sowie ein Kurzporträt mit biografischen Daten der Befragten. Dieser Überblick über unsere Gesprächspartnerinnen vermittelt nicht nur einen Eindruck von der Vielfalt der in die Stadtteilmütterprojekte involvierten Personen, sondern gibt mittels prägnanter Zitate auch deren persönliche Sicht auf die Stadtteilmütter-Arbeit wieder; er sei zur vertiefenden Lektüre ausdrücklich empfohlen⁷.

Besonders auffällig ist, dass fast alle Befragten ihre Kinder früh in die Kita gegeben haben. Dieses Ergebnis ist insofern bemerk-

⁷ Der vollständige Anhang zum Endbericht ist online verfügbar unter: <https://www.vhw.de/publikationen/vhw-schriftenreihe/>

	Anzahl Mütter/ Eltern	Anzahl Kinder		Anzahl Kinder in Kita		Anzahl Kinder nicht in Kita	
		Gesamt	Durchschnittl.	Alter bei Kitabesuch unter 3 J.	Alter bei Kitabesuch 3–5 J.	Kitabesuch nicht möglich*	Kitabesuch möglich
Stadtteilmütter							
Berlin	8	24	3,0	17	5	2	0
Dortmund	6	15	2,5	5	10	2	0
Gesamt		39		22	15	4	0
Klientinnen							
Berlin	16	44	2,8	18	17	9	0
Dortmund	12	34	2,8	1	10	20	1
Gesamt		78		19	27	29	
Insgesamt		117		41	42	31	1

* 29 Kinder lebten im relevanten Zeitraum nicht in Deutschland, ein Kind ist zum Interviewzeitpunkt erst zwei Jahre alt, ein Kind kann krankheitsbedingt keine Kita besuchen.

Tabelle 2: Kitabesuch von Kindern der Stadtteilmütter und der begleiteten Familien

kenswert, als der mangelnde Kitabesuch migrantischer Kinder ursprünglich ein wichtiger Anlass für die Gründung der Stadtteilmütterprojekte war. Was dieses Thema angeht, hat sich in der Zwischenzeit offensichtlich sehr viel verändert. Der Befund widerspricht aber auch der immer wieder aufflammenden (insbesondere in und über Neukölln heftig geführten) medialen Debatte, die türkisch- und arabischsprachigen Familien unterstellt, ihre Kinder so lange wie möglich von deutschen Bildungsinstitutionen fernzuhalten, und in der der Neuköllner Bürgermeister Martin Hikel hin und wieder laut darüber nachdenkt, eine Kita-Pflicht für Kinder von Migranten in seinem Bezirk einzuführen. Die 18 befragten Stadtteilmütter haben zusammen 39 Kinder, von denen über die Hälfte bereits im Alter von weniger als drei Jahren eine Kita besuchte, die restlichen kamen mit über drei Jahren in die Kita (oder wuchsen im Ausland auf). Bei den 28 begleiteten Familien sieht es sehr ähnlich aus: Sie haben zusammen 78 Kinder, von denen nur eines keine Kita besucht hat. 19 dieser Kinder waren bereits mit unter drei Jahren in einer Kita, 27 mit über drei Jahren und 29 wuchsen nicht in Deutschland auf. Ein Kind ist zu krank für einen Kitabesuch und eines ist im Alter von zwei Jahren (noch) nicht in der Kita. Hier lässt sich also fast kein Unterschied zwischen den im deutschen Bildungssystem heimischeren Stadtteilmüttern und den Familien mit Unterstützungsbedarf feststellen. Entweder sind diese Familien nicht so bildungsfern und kitafeindlich wie ihr Ruf oder die Arbeit der Stadtteilmütter zeigt auf diesem Gebiet besonders große Erfolge. Jedenfalls wird man diesen Familien nicht gerecht, wenn man ihnen unterstellt, sie würden ihren Kindern den Kitabesuch verweigern – ein Klischee, das oft im Zusammenhang mit ärmeren, kinderreichen bzw. wenig gebildeten muslimischen Migrantinnen auftaucht.

In den Interviews zeigt sich, dass den befragten Stadtteilmüttern die durch das Städtebauförderungsprogramm „Soziale Stadt“ eingeführten Quartiersbezeichnungen samt ihrer Grenzen geläufig sind und sie in ebendiesen Größenordnungen denken,

wenn sie von „Quartier“ sprechen. Dazu hat sicherlich beigetragen, dass sie eng mit den jeweiligen QM zusammenarbeiten und sich ihr Zuständigkeitsgebiet an den QM-Grenzen orientiert. Für die Stadtteilmütter lässt sich also sagen, dass ihre Definition von Quartier dem der Interviewerinnen sehr nahekommt, beide übernehmen die QM-Einteilung. Damit können wir annehmen, dass es kaum Differenzen im Verständnis des Begriffs „Quartier“ zwischen den Interviewten und Interviewenden gibt. Ähnliches ist auch für die interviewten Expertinnen und Experten zu vermuten, da sie ebenfalls mit dem QM und deren räumlicher Verortung vertraut sind.

4.3.3 Befragung der Expertinnen und Experten

Insgesamt wurden 29 Experten interviewt. Dabei wurde mit zwei unterschiedlichen Formaten gearbeitet: Es wurden 14 leitfadenzentrierte Experteninterviews (die jeweils mit E gekennzeichnet sind, z.B. E#3) geführt, sieben davon in Berlin und sieben in Dortmund, sowie vier Gruppeninterviews, jeweils zwei in Berlin und zwei in Dortmund (G#1–G#4).

Interviewt wurden Mitarbeiter von Quartiers- und Bildungsinstitutionen sowie Leiterinnen und Koordinatorinnen von Stadtteilmütterprojekten in Berlin und Dortmund. Die Interviews dauerten durchschnittlich eine Stunde und wurden in der Regel am Arbeitsplatz des/der Interviewten geführt. Die Interviews wurden anonymisiert und jede(r) Expertin/Experte erhielt ein Pseudonym, bestehend aus einem Buchstaben (z. B. Frau F.).⁸

⁸ Da die Buchstaben des Alphabets nicht ausreichten, wurden manche Buchstaben sowohl an Stadtteilmütter als auch an Experten vergeben. Es besteht jedoch keine Verwechslungsgefahr, da jedes Zitat im Text kontextualisiert wird.

Ziel der Gruppeninterviews war es, gemeinsam die Effekte auf die Quartiere zu eruieren. Dafür kamen Akteure zusammen, die sonst nicht so häufig an einem Tisch sitzen, aber alle von der Arbeit der Stadtteilmütter profitieren. So konnte deren vernetzende Wirkung sichtbar gemacht werden. Folgerichtig nutzten beispielsweise die Berliner Koordinatorinnen der Stadtteilmütterprojekte die Diskussionsrunden, um weitere Kontakte zu knüpfen und ihre Netzwerke zu erweitern. Auch wurden neue Ideen für die Verbesserung der Zusammenarbeit unter den Beteiligten diskutiert. In Dortmund waren die Gruppen zwar kleiner, die Begeisterung und das Engagement aber genauso groß. Tabelle 3 im Anhang gibt einen Überblick über die durchgeführten Experteninterviews und Fokusgruppensitzungen.

Zudem wurde gemeinsam mit dem vhw am 20. September 2018 die Tagung „Stadtteilmütter – Netzwerkerinnen mit Wirkung“ in der Werkstatt der Kulturen in Berlin veranstaltet, auf der die vorläufigen Ergebnisse der Studie vorgestellt und mit Experten aus Forschung und Praxis diskutiert wurden. Im Rahmen der Tagung fanden vier Workshops zu folgenden Themen statt:

1. Wie könnte zukünftig eine aktive Mitarbeit der Stadtteilmütter in der Quartiersentwicklung aussehen?
2. Berufliche Perspektiven für Stadtteilmütter?
3. Stadtteilmütter als Gestalterinnen sozialer, kultureller und politischer Teilhabe.
4. Die Wirkung von Stadtteilmütterprojekten auf Institutionen.⁹

Die Ergebnisse der Tagung wurden in die abschließenden Empfehlungen zu Handlungsmöglichkeiten (Kapitel 9) eingearbeitet.

4.4 Netzwerkanalyse

Um zu untersuchen, inwieweit die Arbeit von Stadtteilmüttern soziale Integration sowie das (integrative) Zusammenleben in städtischen Quartieren befördert, bieten sich Netzwerkanalysen an. Denn wenn soziale Integration wie vorher gezeigt auf Beziehungen und Netzwerken beruht, lassen sich durch die Erhebung der Netzwerke der Einzelpersonen auch Aussagen über deren soziale Integration treffen.

Zur Rekonstruktion der persönlichen Netzwerke sowohl der Stadtteilmütter wie auch der von ihnen begleiteten Klientinnen verwenden wir die sogenannte egozentrierte Netzwerkanalyse, die Netzwerke ausgehend von einzelnen Personen (und insofern „ego“-zentriert) darstellt. Laut den Netzwerkforschenden Tatjana Fenicia, Markus Gamper und Michael Schönhuth eignet sich die egozentrierte Netzwerkanalyse dann besonders, „wenn die Eingebettetheit – die sogenannte Embeddedness (Granovetter) – des Individuums bzw. einer sozialen Gruppe in ein konkretes soziales Umfeld im Fokus der Forschung steht“ (Fenicia et al. 2014, 311; Hervorh. i. Orig.).

Die egozentrierte qualitative Netzwerkanalyse zielt darauf, die sozialintegrative Wirkung der Stadtteilmütterarbeit auf der Ebene der Netzwerke sowohl der Stadtteilmütter selbst (1) wie auch der einzelnen begleiteten Klientinnen (2) zu erfassen. Weiterhin ermöglicht es die Abfrage sozialräumlicher Strukturen, also die Frage nach Institutionen und Orten (3), die Arbeit der Stadtteilmütter in einem sozialräumlichen (Quartiers-)Kontext zu verorten.

Durch die Analyse der erhobenen Netzwerkkarten lassen sich Aussagen über (inter- und transkulturelle) Kontakte und Netzwerke sowie über die (wachsende) Inanspruchnahme von Infrastrukturen und Dienstleistungsangeboten in den Quartieren treffen. Hierfür ist es vor allem hilfreich, dass mit dem Erhebungsinstrument des qualitativen, egozentrierten Netzwerkinderviews Veränderungen gezielt abgefragt werden können („Wen/welche Institution haben Sie über die Stadtteilmütter kennengelernt?“). Auf diese Weise lassen sich Effekte auf das soziale Kapital eruieren.

4.4.1 Das Befragungsinstrument

Wir haben ein auf die Forschungsfrage zugeschnittenes Befragungsinstrument zur egozentrierten Netzwerkanalyse entwickelt. Ausgehend von Einzelpersonen lassen sich damit egozentrierte Netzwerke erheben, die sowohl Personen als auch Institutionen erfassen (die sogenannten Alteri, im Rahmen der Erhebung egozentrierter Netzwerkanalysen werden die Gegenüber der Befragten als Alteri bezeichnet). Unter Institutionen werden hier sowohl Einrichtungen wie Behörden und Beratungsstellen als auch sogenannte third places wie Spielplätze, Parks und andere Orte der Begegnung (Hickman 2013) verstanden.

Die Erhebung mit einer qualitativen Netzwerkkarte kombiniert verbalisierende und visualisierende Methoden (Sommer et al. 2010) und ermöglicht, noch während der Erhebung Rückfragen zu stellen und Themen zu fokussieren. Das Instrument besteht aus einer Erhebungskarte und einem Interview-Leitfaden, mithilfe dessen die Personen und Institutionen des Netzwerks erfragt wurden. Teil dieser Netzwerkinderviews war auch ein kurzer, leitfadengestützter offen-qualitativer Frageteil. Die Tonaufzeichnungen der Gespräche wurden transkribiert bzw. protokolliert. Der Leitfaden ist im Anhang dokumentiert.

⁹ An der Tagung nahmen insgesamt ca. 60 Personen teil, darunter Mitarbeitende aus Quartiers- und Bildungsinstitutionen sowie Stadt- und Senatsverwaltungen und Leiterinnen sowie Koordinatorinnen von Stadtteilmütterprojekten aus verschiedenen Städten. In den Workshops gab es je ca. 15 Teilnehmende.

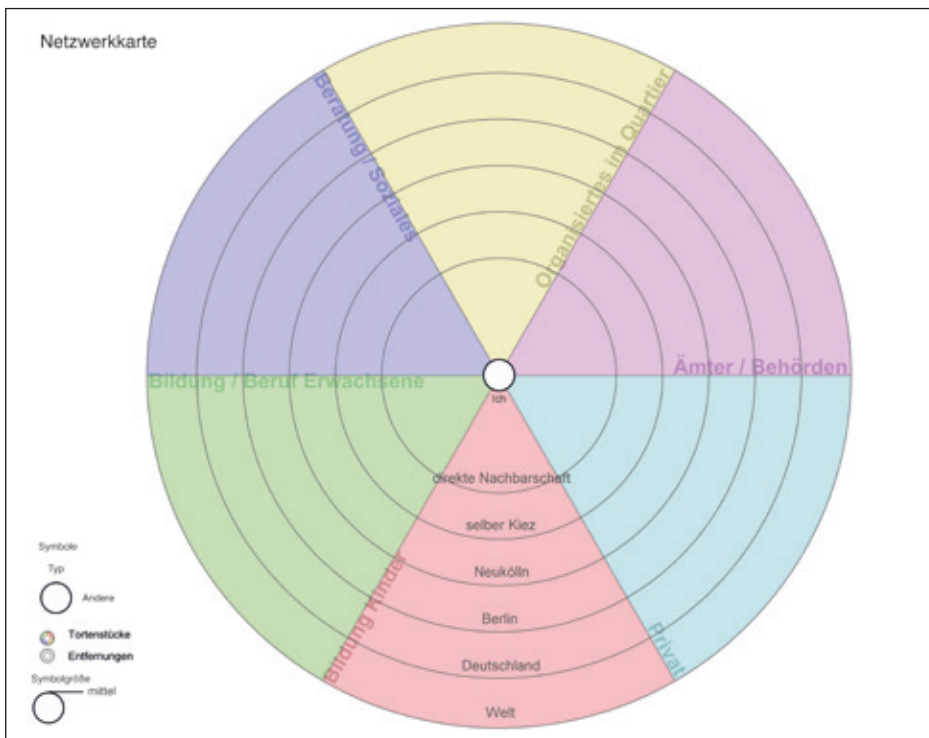


Abbildung 1: Erhebungskarte

Quelle: Camino/vhw

Die Erhebungskarte

Die Netzwerkkarte wurden im Rahmen von leitfadengestützten qualitativen Interviews mithilfe einer sogenannten Erhebungskarte (Abbildung 1) im Interview erfragt und verortet.

Strukturiert wird die Karte durch Kreise und farbige Untergliederungen. Die konzentrischen Kreise markieren die jeweilige räumliche Distanz zum Ego in der Mitte, ausgehend von der direkten Nachbarschaft bis hin zur ganzen Welt. Unterschieden wird in direkte Nachbarschaft, Kiez (als originärem Wirkungskreis der Stadtteilmütter), Stadtteil, Stadt, Deutschland und Welt.

Es mag auf den ersten Blick unpassend erscheinen, für die Untersuchung des sozialen Nahraumes auch die Kategorie „Welt“ mit in die Erhebung einzubeziehen, ist aber der Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten angemessen. Andreas Herz, der (transnationale) personal communities im Kontext von Migration untersucht, weist darauf hin, dass Untersuchungen von Migrantennetzwerken über nationale Grenzen hinaus angelegt sein müssen, um die reale Lebenswelt abzubilden. Er kritisiert den „methodologischen Nationalismus der Sozialwissenschaften“ (Herz 2014, 91), der sich aus einer Beschränkung auf einen nationalstaatlichen Bezugsrahmen ergibt. Denn nur wenn „soziale Verflechtungen nicht mehr ausschließlich als abgegrenzte soziale Einheiten“ angesehen werden, deren „räumliche Ausdehnung von Interaktionszusammenhängen“ a priori festgelegt wird, „eröffneten sich Erkenntnisse in Formen sozialer Integration abseits von nahräumlichen Sozialstrukturen“ (Herz 2014, 92). Oder anders ausgedrückt: Nur wenn alle transnationalen sozialen Netzwerke (und deren Verschränkungen) erhoben werden, kann auch die Bedeutung der geografisch nahen Netzwerke erfasst werden.

Das zweite strukturierende Element der Karte sind bunt eingefärbte Tortenstücke, die thematische Bereiche der sozialen Netzwerke darstellen. Diese farbigen Tortenstücke bilden die einzelnen thematischen Kategorien ab, die sich im Interview wiederfinden (diese werden im Abschnitt Leitfaden vorgestellt).

Die Erhebungskarte wird im Format A-3 farbig ausgedruckt und im Interview gemeinsam ausgefüllt. Sie dient nicht nur zur Dokumentation der Ergebnisse, sondern wird bewusst als qualitatives Werkzeug verstanden. Die Anschaulichkeit soll der Befragten helfen, ihre Kontakte im sozialräumlichen Umfeld zu visualisieren; die Verzeichnung der einzelnen Alteri auf der Karte soll auch Spaß machen.

Leitfaden und Namensgeneratoren

Die Erhebungskarte wird anhand des Leitfadens gemeinsam mit der Befragten ausgefüllt. Der Leitfaden besteht aus drei Teilen: einem Namensgenerator (also Fragen, mit denen Namen von Personen oder Institutionen ermittelt werden, die dann auf der Karte eingetragen werden), einem Abschnitt mit offenen qualitativen Fragen sowie der anschließenden Personenabfrage. Die Auswahl der Fragen entstand aus einer eng an unserem Forschungsinteresse orientierten Synthese des Fischer-Namensgenerators (Jansen 2006, 84) und des Sozialraumgenerators (Schubert/Veil 2014). Im Vergleich zu einfacheren Namensgeneratoren wie etwa demjenigen von Ronald Burt, die aus nur einer Frage bestehen, erreicht der Fischer-Namensgenerator durch mehrere Fragen mehr Nennungen (vgl. Jansen 2006, 74f.). So soll gewährleistet werden, sowohl Personen als auch Institutionen und spezifische Orte (etwa Freizeittreffpunkte wie z.B. Spielplätze) abfragen zu können. Pro Frage sind bis zu drei Antworten möglich; auch Mehrfachnennungen in verschiedenen Kategorien sind erlaubt. Das ermöglicht Multiplexität und ihre anschließende

Analyse (Jansen 2006, 80). Auch Herbert Schubert weist auf den Aspekt der Multiplexität hin:

„Am Namens-Generator von Burt wurde kritisiert, dass nur eine Beziehungsrelation abgefragt wird [...]. Wenn die Multiplexität, d. h. Mehrfachbeziehung zu Personen im Netzwerk, erfasst werden soll, müssen mehrere Relationen generiert werden. Dies leistet der aufwändigere Namens-Generator von Claude Fischer, der Beziehungsoptionen für mehrere Alltagssituationen abfragt (z. B. Kümmerer um die Wohnung bei Abwesenheit, Gesprächspartner bei persönlichen Sorgen, Gesprächspartner bei Arbeitsentscheidungen, Gesprächspartner für Hobbythemen, Haushaltshilfe, Geldleihe). Durch diese situative Differenzierung wird ein größerer Kreis wichtiger Bezugspersonen erhoben“ (Schubert 2018, 101).

Neben der Multiplexität ist es eine weitere Stärke des Fischer-Namensgenerators, ein weit gefächertes soziales Netz in den Blick zu bekommen. Die Mischung aus abgefragter Multiplexität und weiterem Netzwerk ist unter folgendem Aspekt sehr interessant: Wir nehmen zunächst an, dass Mehrfachnennungen etwas über die Intensität der jeweiligen Beziehung zu Ego aussagen. Je öfter eine Person genannt wird und in unterschiedlichen Lebensbereichen Ansprechpartner ist, desto intensiver die Beziehung – so unsere Annahme. Diese Mehrfachnennungen „übersetzen“ wir in die in der Netzwerkforschung gängige Unterscheidung von „starken Beziehungen“ und „schwachen Beziehungen“. Diese Begrifflichkeit wurde in der Netzwerkforschung durch den häufig zitierten Artikel „The Strength of Weak Ties“ von Mark Granovetter (1973) etabliert (Stegbauer/Häußling 2010, 91). Granovetter unterscheidet zwischen engen/starken und losen/schwachen Beziehungen und stellt dar, dass sie unterschiedliche Funktionen im Rahmen der Integration von Migranten erfüllen. Insbesondere den „weak ties“ kommt eine grundsätzlich bedeutende Rolle im sozialen Leben zu, die vor allem in beruflichen Kontexten als hilfreich gilt. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, die erweiterte Form des Fischer-Namensgenerators als Ausgangspunkt zu wählen, um eben neben den wenigen engen Beziehungen auch Zugriff auf solche Kontakte zu bekommen, die eher als „weak ties“ anzusehen sind.

Dementsprechend haben wir in Anlehnung an bestehende Generatoren (Herz 2014, 91ff.; Jansen 2006, 79ff.) einen Fragenkatalog entwickelt, der die verschiedenen Beratungsfelder der Stadtteilmütter aufgreift und an die Auswertung der beiden explorativen Interviews anschließt. Es wird gefragt, an wen sich Ego wendet, wenn unterschiedliche Angelegenheiten bzw. Probleme des Alltags gelöst werden müssen. Dadurch wird die Erweiterung auf die sogenannten „weak ties“ gewährleistet. Die Form der Befragung mit Leitfaden, Erhebungskarte sowie einer standardisierten systematischen Abfrage von Angaben zu den Alteri gehört zum Typus „Strukturierte und standardisierte Netzwerkkarte“ der Netzwerkkartentypologie nach Bettina Hollstein und Jürgen Pfeffer (Hollstein/Pfeffer 2010). Neben Informationen über die Intensität der Beziehungen und folglich der „strong ties“ oder „weak ties“ liefert Herz (2012) einen ersten Anhaltspunkt für eine weitere Interpretation. Er stellt die These auf, dass sich an einer steigenden Heterogenität der Alteri generell eine steigende „Ressourcenausstattung des Egos“ ablesen lasse, die wiederum eine zunehmende soziale Integration beinhalte (vgl. dazu auch weiterführend Campbell et al. 1986). In der Auswertung setzen

wir also große heterogene Netzwerke mit hoher sozialer Integration gleich.

Namensgeneratoren laufen grundsätzlich Gefahr, zu stark vom direkten Sozialraum abzuweichen und etwa nur die Familienstrukturen in den Blick zu nehmen (Schubert/Veil 2014). Sozialräumliche Strukturen, wie etwa wichtige Institutionen oder zentrale Orte im Kiez, fallen zudem gänzlich aus der Untersuchung heraus. Deshalb haben wir uns dazu entschlossen, den Namensgenerator mit einem Sozialraumgenerator zu kombinieren (vgl. Schubert 2018, 101ff.). So sind grundsätzlich alle Fragen immer mit der Nennung von Personen oder von Orten bzw. Institutionen zu beantworten. Gleichwohl zielen manche der Fragen entweder direkt auf Personen ab – etwa: „Mit wem haben Sie sich in den letzten drei Monaten richtig gut und gerne unterhalten?“ –, andere dagegen auf den Sozialraum: „Welche Orte suchen Sie in Ihrer Nähe/Ihrem Kiez gerne auf?“

Im so erstellten Leitfaden finden sich in den sechs Kategorien – „Bildung Kinder“, „Bildung/Beruf Erwachsene“, „Beratung/Soziales“, „Organisiertes im Quartier (Hobbys)“, „Ämter/Behörden-gänge“ und „Privat“ – jeweils zwei Fragen, auf die wiederum je bis zu drei Antworten möglich sind. Wir baten darum, „zwei bis drei“ Kontakte zu jeder Frage zu nennen. Damit konnten insgesamt (sechs Kategorien mit je zwei Fragen und wiederum jeweils bis zu drei Antworten) maximal 36 verschiedene Alteri genannt werden. Wie sich in den Interviews herausstellte, verstanden die meisten Befragten diese Aufforderung so, dass sie möglichst zwei Antworten pro Frage geben sollten. Wurde nur ein Alteri genannt, wurde nachgehakt (z. B. mit „Und wen würden Sie noch fragen?“), hingegen sind wir meist nach zwei Antworten zur nächsten Frage übergegangen, wenn es keine Anzeichen für eine weitere Antwort gab. Es ist davon auszugehen, dass die Anzahl der genannten Alteri (vor allem in den Fällen mit mehr als zwei Antworten) auch von der Fragetechnik der verschiedenen Interviewerinnen abhing. Unsere recht offen formulierte Frage hat den Vorteil, dass sie keine Prüfungssituation evoziert (also das Gefühl, erst mit drei Antworten sei die Frage „richtig“ beantwortet), sondern eine vertrauensvolle Atmosphäre schafft, in der wir eine Vorstellung vom Charakter und der Intensität der genannten Beziehungen bekommen können.

Zusätzlich erfragen wir in einem weiteren Schritt, ob Ego den jeweiligen Alteri vermittelt über eine Stadtteilmutter bzw. durch ihre eigene Arbeit als Stadtteilmutter kennt, welches Geschlecht die jeweilige Person hat, welcher Art diese dyadische Beziehung ist (etwa: Verwandtschaft oder Freundin oder Kollegin) und in welcher Sprache sie miteinander sprechen. Während Schubert und Veil (2014) im Rekurs auf Pappi (1987) vorschlugen, es nur bei direkten Beziehungen, also der sogenannten „first-order-zone“ zu belassen, folgen wir Herz (2012), der auch „Alter-Alter-Beziehungen“ einschließt. Deshalb erfragen wir in einem letzten Schritt, welche anderen auf der Karte verzeichneten Alteri dieses spezifische Alter ebenfalls kennt. So erhalten wir die Möglichkeit, Alteri-Netzwerke zu erfassen und anschließend analysieren zu können.

Ergänzt wurde dieses Erhebungsinstrument um offene qualitative Fragen sowie ein (im Nachhinein durch die Interviewerin erstelltes) Gesprächsprotokoll, das dazu diente, die durch das gemeinsame Ausfüllen der Erhebungskarte angeregten Erzählungen und

Interpretationen der jeweiligen Person einzufangen und jenseits der Kreuzchen und Namen ein Gespür für die Art der Beziehung zu den genannten Personen und Institutionen zu bekommen. Die gesamte Befragung dauerte eine gute Stunde.

4.4.2 Befragung und Sample

Insgesamt wurden mit 14 Stadtteilütter Interviews zur Erhebung der Netzwerkkarten geführt (3–4 je Quartier). Mit demselben Instrument wurden auch 28 Klientinnen (27 Mütter und ein Vater) befragt (siehe Tabelle 1). Die Erhebungen bei den Klientinnen wurden von Stadtteilütter in der jeweiligen Muttersprache durchgeführt, um der Lebenswelt der Familien möglichst nahe zu kommen und um die Anonymität der Arbeit der Stadtteilütterprojekte zu wahren. Nach gründlicher Abwägung der Vor- und Nachteile des Einsatzes von Stadtteilütter als Interviewerinnen (Gutknecht 2015; vgl. hierzu auch Koch 2009) haben wir uns für die vorliegende Studie entschieden, Stadtteilütter für die Netzwerkinterviews in den Familien einzusetzen. Das Vertrauensverhältnis zwischen den besuchten Familien und den muttersprachlichen Interviewerinnen war eine wichtige Voraussetzung für die Teilnahmebereitschaft der befragten Klientinnen (Koch 2009, 26). Und es war dank der guten Kontakte der Stadtteilütter zu diesen kein Problem, Interviewpartnerinnen und -partner zu finden. Die Stadtteilütter wurden dafür durch Camino geschult und während der Erhebungsphase eng begleitet. Jede erhobene Netzwerkkarte wurde gemeinsam mit einer Camino-Mitarbeiterin durchgesprochen und auch die Kontextinformationen wurden so erfasst.

Die Rekrutierung der Teilnehmerinnen im Schneeballsystem führt nicht zu einem repräsentativen Sample. Vermittelt wurden die Kontakte zu den Stadtteilütter in beiden Städten freundlicherweise durch die Projektleitungen. Durch dieses Verfahren wurden vermutlich diejenigen für die Interviews ausgewählt, die gut Deutsch sprechen und zudem bereit waren, sich auch außerhalb ihrer Arbeitszeit für das Stadtteilütterprojekt zu engagieren. Diese Stadtteilütter haben wiederum die zu interviewenden Klientinnen ausgewählt. Damit lässt sich die Zusammensetzung des Samples nicht durch die Forscher steuern (Gutknecht 2015). Es ist davon auszugehen, dass die Stadtteilütter hierbei vor allem auf diejenigen Klientinnen zurückgegriffen haben, zu denen besonders intensive und langfristige Kontakte bestehen.

Insgesamt lässt sich vermuten, dass unser Sample aufgrund dieser „Selbstauswahl“ vor allem Beispiele gelungener Vernetzungen und Integrationsverläufe enthält und wir somit auch ein besonders positives Bild von den Wirkungen der Stadtteilütterprojekte gewonnen haben. Demnach ließe sich auf der Grundlage unserer Daten viel über die Möglichkeiten und Chancen der Stadtteilütter-Arbeit sagen, jedoch weniger über Probleme oder gar misslungene Ansprachen, weil z.B. Personen, die sich enttäuscht abgewendet haben, in unserem Sample nicht vertreten sind. Ein Blick in die einschlägigen Evaluationen zeigt jedoch, dass Stadtteilütter selten ihre Ausbildung abbrechen. Die Studie von Koch (2017, 115) befasst sich intensiv mit Stadtteilütter, die früher oder später aus dem Projekt ausgestiegen sind. Dort lassen sich keine Hinweise finden, die unseren Ergebnissen über die besonders positiven Wirkungen von Stadtteilütterprojekten entgegenstehen.

Die Interviewerinnen der Klientinnen waren Stadtteilütter, die bereits mit dieser Personengruppe vertraut waren. Sie trafen die Auswahl der zu Interviewenden. Sie wussten, dass wir nach Vernetzungseffekten suchen, und es liegt daher sehr nahe, dass sie auch nur solche Klientinnen ausgewählt haben, die etwas zu diesem Thema zu sagen haben. Mit unserem Sample lassen sich deshalb die Vorteile und positiven Effekte der Stadtteilütter-Arbeit für die Klientinnen gut darstellen, jedoch keine Aussagen darüber treffen, ob und warum Kontakte und Vernetzung im Einzelfall nicht zustande kommen. Auf der anderen Seite deutet nichts darauf hin, dass unser Sample aus besonderen – im Sinne von untypischen – Einzelfällen besteht. Vielmehr berichten die Evaluationen übereinstimmend von durchgängig anzutreffenden positiven Effekten der sozialen Integration (Koch 2009; 115).

Die in Berlin geschulten Stadtteilütter führten die Interviews selbstständig durch. Mittels einer WhatsApp-Gruppe verständigten sich die Interviewerinnen untereinander und mit den Camino-Forscherinnen bei aufkommenden Detailfragen ad hoc. In Dortmund führten die Stadtteilütter die Interviews im Tandem durch, sie wurden von sprachlich kompetenten und kulturell sensiblen Interviewerinnen in die Familien begleitet. Für diese Aufgabe konnten wir Studentinnen der sozialen Arbeit gewinnen, die bereits im Dortmunder Stadtteilütterprojekt mitarbeiten und daher die Gegebenheiten sehr gut kennen. Auch sie wurden von uns in Interviewführung geschult.

Reflektiert werden muss auch die Interviewsituation. Vor allem in Dortmund gilt, was Stefanie Gutknecht über von Stadtteilütter durchgeführte Interviews schreibt:

„Die Frage danach, wie die Qualität der erhobenen Daten gesichert werden kann, stellt sich auch mit Blick darauf, dass im Forschungsprozess ein großes Stück Kontrolle abgegeben wird. [...] Wie und unter welchen Umständen die Daten erhoben wurden, wie sich die Interviewsituation genau gestaltete und unter welchen Umständen die Ergebnisse zustande gekommen sind, bleibt tendenziell im Unklaren“ (Gutknecht 2015, 5).

Wir haben versucht, die Kontrolle über die Daten so weit wie möglich zu gewährleisten, indem wir das Befragungsinstrument möglichst selbsterklärend gestalteten und jedes Interview mit der Interviewerin nachbesprochen haben. Jedoch wissen wir z.B. nicht, ob und wie die interviewten Klientinnen die Begriffe „Quartier“ und „Nachbarschaft“ verstehen und ob ihre Sicht sich mit den QM-Grenzen deckt.

Der Einsatz eigens angelernter Interviewerinnen machte es notwendig, ein Erhebungsinstrument zu erstellen, das stark formalisiert und zugleich flexibel ist, um ganz unterschiedliche soziale Netzwerke aufzunehmen. Es musste zudem auch für sozialwissenschaftlich nicht geschulte Interviewerinnen problemlos anzuwenden sein, um vergleichbare und sinnvoll auszuwertende Daten zu liefern. Angesichts der Aufgabe, Befragungen in unterschiedlichen Sprachen bei einer schwer zugänglichen Zielgruppe durchzuführen, zeigte sich, dass der Ansatz einer Netzwerkanalyse bereits in der Erhebung mit großen Vorteilen verbunden ist. Die im Interview gemeinsam auszufüllende Netzwerkkarte bietet zusammen mit dem Leitfaden einen verlässlichen Rahmen für die Befragung. Als Erhebungswerkzeug dient die Netzwerk-

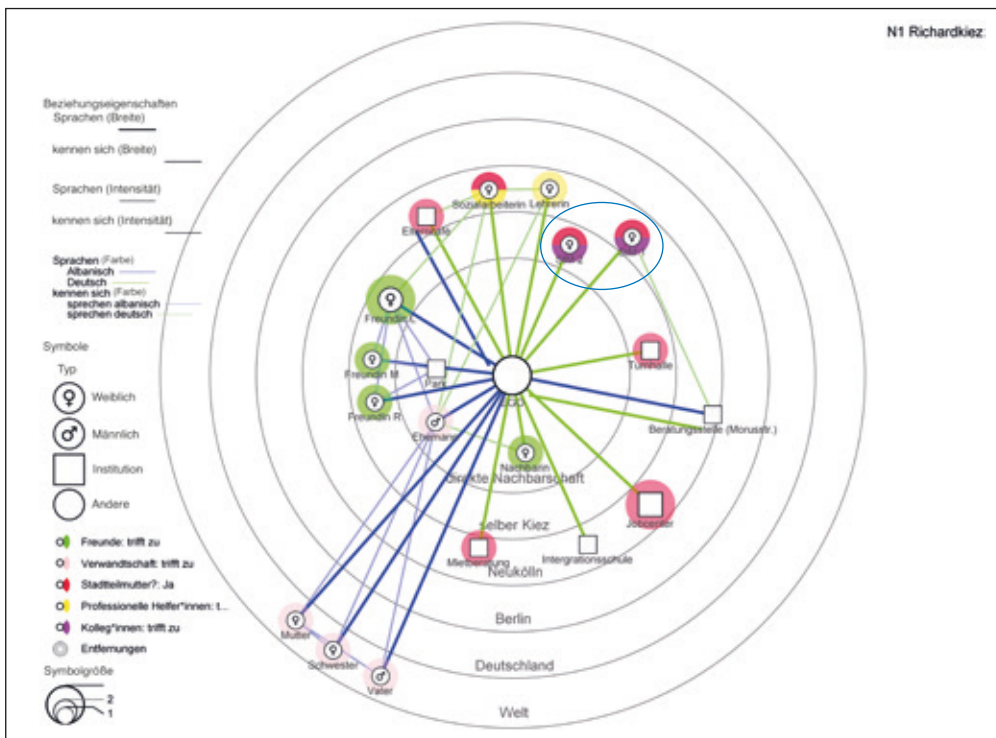


Abbildung 3: Beispiel für eine Darstellungskarte II

Quelle: Camino/vhw

steht, und aus einer weiteren Hälfte in derjenigen Farbe, die der Art der Beziehung zugeordnet ist. Als Signalfarbe ist rot hier sehr nützlich und ermöglicht es, auf nur einen Blick die über die Stadtteilmütter vermittelten Kontakte zu erkennen. Eine Legende gibt Auskunft über diese Symbole.

Anhand der Darstellungskarte II des Interviews N#1 mit einer Stadtteilmutter (Abbildung 3) lässt sich dies gut veranschaulichen. Die eckigen Symbole bezeichnen Institutionen, die zudem in vier Fällen rot markiert sind: Jobcenter, Mietberatung, Turnhalle und Elterncafé. Diese Institutionen hat Ego also über ihre Arbeit als Stadtteilmutter kennengelernt. Dasselbe gilt auch für StM1 und StM2 (beziehen sich auf in Abbildung 3 eingekreiste Markierungen), die beide zudem noch lila Halbkreise haben – sie sind Kolleginnen. Ferner existieren grüne Kreise für Freundinnen, gelbe für professionelle Helferinnen – hier eine Sozialarbeiterin und eine Lehrerin – sowie rosafarbene für Familienmitglieder. Unter anderem mit diesen spricht Ego ihre Muttersprache Albanisch – zu erkennen an den blauen Verbindungslinien zu Ego. Die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Alteri zeigen an, dass sich etwa die Familienmitglieder ebenso wie mehrere Freundinnen untereinander kennen. Der Ehemann dagegen hat Verbindungslinien in beide Netzwerke – ihn würden wir in einer Interpretation deshalb als verbindenden Knotenpunkt zwischen verschiedenen Netzwerken identifizieren.

Die Netzwerkkarten wurden in Auswertungswerkstätten mit drei bis fünf Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachrichtungen (Ethnologin, Soziologin, Geografin/Stadtforscherin, Philosoph) in mehreren Sitzungen ausgewertet. Dafür lagen für jede Person zwei Darstellungskarten, eine deskriptive Beschreibung dieser Karten und das biografische Miniporträt vor. Jede einzelne Karte wurde im gemeinsamen Gespräch analysiert (kommunikative Validierung) und mit anderen möglichst ähnlichen und möglichst

unterschiedlichen Karten verglichen (minimale und maximale Kontrastierung). Im nächsten Schritt folgte eine vergleichende Auswertung nach Orten: So wurden für alle vier Quartiere die Karten nebeneinander ausgelegt und systematisch miteinander verglichen, jeweils unterschieden nach Stadtteilmüttern und Klientinnen.

In der Analyse wendeten wir uns zunächst der Netzwerkebene zu, also seiner Komposition und Struktur und der Frage „Wie geografisch dispers ist das Netzwerk?“. Weiterhin betrachteten wir die Karte im Kontext der sich aus dem Interview ergebenden Biografie. Auch interessierte uns, was die Karte über den Sozialraum und das spezifische Quartier erzählt, und nicht zuletzt arbeiteten wir die Rolle heraus, die die Arbeit von Stadtteilmüttern auf den jeweiligen Karten spielt.

Werden Netzwerkkarten in der Regel erhoben, um Personengruppen wie z. B. Männer und Frauen vergleichen zu können, lag bei uns der Fokus hingegen darauf, etwas über den Einfluss der Stadtteilmütterprojekte herauszufinden und anhand der Karten zwischen einem Vorher und einem Nachher differenzieren zu können: Wie sähe das Netzwerk der Befragten aus, fielen die über eine Stadtteilmutter vermittelten Alteri weg? Interpretierend und mit Rückgriff auf weitere Informationen etwa aus qualitativen Interviews lassen sich auf Grundlage der Karten hierzu Aussagen treffen. In einem weiteren vergleichenden Schritt zeigen sich dann zunehmend verschiedene typische Effekte der Stadtteilmütterprojekte auf die Vernetzung, etwa im Kontext von sich öffnenden Familiennetzwerken. So ist es bis zu einem gewissen Grad möglich, allgemeinere Veränderungen in den Strukturen aus einer Zusammenschau auf die egozentrierten Netzwerke abzuleiten und zu beschreiben.

Bei diesen Vergleichen haben wir uns als interpretierende Gruppe „vom Kleinen ins Große“ durchgearbeitet, also auf der Ebene von Einzelpersonen Beschreibungen angefertigt und erste Interpretationen ausgetauscht und diese dann in einen Vergleich sowohl zwischen Stadtteilmüttern und Klientinnen, als auch zwischen den unterschiedlichen Quartieren eingereiht. Hier lässt sich vor allem untersuchen, wo welche Institutionen vermehrt auftauchen und in welchen räumlichen Sektoren Veränderungen zu verzeichnen sind.

4.5 Auswertung der qualitativen Interviews

Die Experteninterviews und die Antworten zum offenen Frage- teil der qualitativen Interviews mit den Stadtteilmüttern wurden anonymisiert, transkribiert und nach Überthemen (Kategorien) codiert.

Zur Auswertung der Interviews haben wir die Qualitative Inhaltsanalyse gewählt und dabei nach der Methode der inhaltlich-strukturierenden Inhaltsanalyse (Kuckartz 2012) gearbeitet. Um alle in den Interviews als wichtig erachteten Themen auch aufzunehmen, wurden die Kategorien aus der Fragestellung und am Material entwickelt. Nach Margit Schreier ist diese Kombination ein wichtiges Merkmal für die „Anforderung, das Kategoriensystem so zu erstellen, dass es in der Lage ist, wesentliche Bedeutungsaspekte des Materials zu erfassen“ (Schreier 2014, 2). Ausgewertet wurde sowohl themen- als auch (in geringerem Maße) fallbezogen. In der personenspezifischen Auswertung stand die Einzelperson, ihr Leben und ihre Sicht auf die Welt – hier vor allem auf den Sozialraum und das Projekt – im Zentrum. Zu jeder Person wurde ein kurzes Porträt erstellt. Die Miniporträts aller interviewten Stadtteilmütter und Klientinnen (vgl. Anhang) basieren auf dieser fallbezogenen Auswertung und geben einen Einblick in die sehr vielfältigen Lebensläufe, Bildungshintergründe und Sichtweisen auf Migration der migrantischen Personen aus den vier Quartieren. Die Porträts haben wir dann als Hintergrundinformation in die Auswertung der Netzwerkkarten der jeweiligen Personen einbezogen.

4.6 Ethnografische Beobachtungen

Die Forschung wurde durch ethnografische Beobachtungen in allen vier Quartieren (Wahrnehmungsspaziergänge) sowie Feldbeobachtungen bei Veranstaltungen mit/von/für Stadtteilmütter begleitet. Die Beobachtungen haben wir in Fotoprotokollen und einem Feldtagebuch notiert und bei der Auswertung ergänzend zu den anderen Erhebungsverfahren herangezogen.

Zudem erstellten wir für jedes Interview einen Dokumentationsbogen, in dem Details zur Interviewsituation und persönliche Eindrücke festgehalten wurden.

In Berlin und Dortmund beteiligen sich Stadtteilmütter an einer Vielzahl von Veranstaltungen: Sie sprechen auf Podien, machen

Kunstprojekte, organisieren Lesungen und nehmen an politischen Aktivitäten wie z. B. Demonstrationen teil. Mehrere dieser Veranstaltungen haben wir besucht. Miterleben konnten wir zudem Teamsitzungen der Stadtteilmütter, und wir konnten auch Orte in Augenschein nehmen, an denen sie Beratungen anbieten.

In Feldtagebüchern festgehalten wurden neun teilnehmende Beobachtungen bei Quartiersbegehungen, davon fünf in Berlin und vier in Dortmund. Zudem gab es sechs teilnehmende Beobachtungen bei Veranstaltungen in Berlin, an denen Stadtteilmütter beteiligt waren.

Die ethnografische Begleitung der Forschung ermöglichte es uns, sowohl den Kern und die innere Logik der Stadtteilmütterprojekte als auch die sie umgebenden Bedingungen und Einflüsse besser zu verstehen, den Kontext mitzerleben und z. B. die Presseberichterstattung über die Stadtteile und die beiden Projekte mit in die Analyse einzubinden. Beides möchten wir hier kurz als Hintergrund darstellen, bevor in Kapitel 5 die untersuchten Quartiere vorgestellt werden.

Stadtteilmütter zeichnet aus, dass sie ständig unterwegs und rund um die Uhr für alle Belange der Familien, die sie unterstützen, ansprechbar sind. Ihre Arbeit ist ihnen eine Herzensangelegenheit; sie berichten häufig, sie hätten sich selbst diese Art von Unterstützung gewünscht, als sie in Deutschland ankamen. Sie haben meist keinen Feierabend, weil sie abends und am Wochenende an Veranstaltungen teilnehmen und jederzeit erreichbar sind. Es kommt auch vor, dass sie die Klientinnen sogar bis in den Kreißaal begleiten. Wenn sie um Hilfe gebeten werden, sind sie zur Stelle, auch wenn ihr Vertrag ausgelaufen ist – sie bleiben Stadtteilmütter. Im Kontakt mit den Stadtteilmüttern haben wir erlebt, was ihre Art der sogenannten lebensweltlichen Arbeitsweise ausmacht: Stadtteilmütter sind herzlich, in ihrer Gegenwart fühlt man sich sofort willkommen und wahrgenommen. Sie schaffen es, Personen gleich miteinzubeziehen, die Atmosphäre ist entspannt und wertschätzend. Es gibt ein großes Interesse an kulturellem Austausch, viele Freundschaften entstehen innerhalb der Teams und auch mit den Koordinatorinnen. Es herrscht Solidarität untereinander, und auch wir Forscherinnen wurden in vielerlei Hinsicht von ihnen unterstützt und sehr herzlich aufgenommen.

Auf der anderen Seite berichteten viele Stadtteilmütter, dass sie sich in der deutschen Gesellschaft abgelehnt, nicht ernst genommen und diskriminiert fühlen. Sie erzählten uns oft von ihren Anstrengungen und der Schwierigkeit, außerhalb der Arbeit mehr in Kontakt und Austausch mit Menschen außerhalb der migrantischen Communities zu kommen – nicht nur, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern.

Stadtteilmütterprojekte befinden sich mitten in einem schwierigen diskursiven Feld. Im medialen Diskurs sind differenzierte Berichte und Beobachtungen aus der Migrationsgesellschaft eher die Ausnahme. Migration wird oftmals pauschal als Problem dargestellt, Muslime werden mit Gefahr und Kopftücher mit Salafismus gleichgesetzt oder muslimische Bevölkerungsgruppen als homophob und antisemitisch stigmatisiert (vgl. Hamra 2017). Das Kopftuch ist im Alltag der Stadtteilmütterprojekte ganz selbstverständlich, für die Medien ist es hingegen ein „rotes Tuch“. Die Stadtteilmütter und auch die Projektleiterinnen

sind sich daher der ständigen Gefahr bewusst, dass ihre Arbeit als Beleg für die Existenz vermeintlicher Parallelgesellschaften interpretiert wird. Zeichnen sich die Projekte einerseits durch eine Arbeitsweise und Atmosphäre aus, die nach innen sehr entspannt und herzlich ist, so sind sie andererseits nach außen auch immer auf der Hut, nicht für eine abwertende Berichterstattung vereinnahmt zu werden.

5 Die vier untersuchten Quartiere

In diesem Kapitel werden die vier untersuchten Quartiere vorgestellt. Um die Wechselwirkung zwischen Quartieren und Stadtteilmütterprojekten beschreiben zu können, ist es wichtig, zwischen verschiedenen Ausgangslagen in den Quartieren zu unterscheiden. Für die Frage, inwiefern das Quartier einen Einfluss auf die Stadtteilmütterprojekte und die durch sie entstehenden Netzwerke hat, könnten verschiedene Faktoren eine Rolle spielen: die sozialräumliche Struktur, die historische Entwicklung, die Städtebaupolitik, der öffentliche Diskurs über die Quartiere und die Bevölkerungszusammensetzung sowie die aktuellen Bedarfe.

Alle vier untersuchten Quartiere sind von sozialen Herausforderungen geprägt. Die Anwohner sind überdurchschnittlich häufig erwerbslos und von Transferleistungen abhängig und der Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund ist hoch. Häufig wird angenommen, dass benachteiligte Quartiere ihrerseits benachteiligend wirken, z. B. bei der Arbeitssuche, bei Bildungskarrieren, bei sozialen Kontakten. Drei Dimensionen von negativen Quartiereffekten in sozialen Brennpunkten werden typischerweise beschrieben:

„Erstens sind die materiellen Lebensbedingungen im Quartier, gemessen an Lage, Erreichbarkeit, Wohnstandard, Ausstattung mit Grün- und Freiflächen sowie mit sozialer, kultureller und gewerblicher Infrastruktur, defizitär. Zweitens beschränken sich die Alltagskontakte der Bewohner auf Menschen in ähnlicher sozial schwieriger Lebenslage und drittens tragen symbolische Effekte wie Stigmatisierung und Image (sozialer Brennpunkt, Ghetto, Problembezirk) zur Benachteiligung bei“ (BBSR 2017; vgl. hierzu auch Häußermann et al. 2004).

Insbesondere die zweite Annahme, dass benachteiligte Quartiere zu sehr homogenen Netzwerken führen, ist für unsere Forschungsfrage interessant, denn es stellt sich die Frage, ob dieser Quartiereffekt in den von uns erhobenen Netzwerken nachgewiesen werden kann. Dazu ist es zunächst wichtig, die Quartiere näher kennenzulernen.

Gemein haben die von uns untersuchten Quartiere, dass sie – mehr oder weniger – als soziale Brennpunkte gesehen werden und dass im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ in allen vier Gebieten ein Quartiersmanagement eingerichtet wurde.

Im Folgenden werden die Quartiere in ihrer Besonderheit vorgestellt und zwar sowohl mit den wichtigsten Sozialdaten als auch aus Sicht der dort arbeitenden Experten sowie aus Sicht der dort lebenden Stadtteilmütter (zu weiteren Details und statistischen Informationen siehe auch die Steckbriefe im Anhang). Auf dieser Basis beschreiben wir dann für jedes Quartier die Effekte der sozialräumlichen Struktur auf die Arbeit der Stadtteilmütter.

5.1 Die Gropiusstadt – „schön grün“

Die Gropiusstadt liegt im Südosten von Berlin, gehört zum Bezirk Neukölln, umfasst 2,66 km² und hat 36.736 Einwohner (Stand 2015; Bezirksamt Neukölln von Berlin 2016, 1). Die Trabantenstadt ist eine im Laufe der 1960er- und 1970er-Jahre entstandene Großwohnsiedlung, in der es viele weiträumige Freiflächen gibt. Die von Hochhäusern geprägte Siedlung besteht zu 90 Prozent aus Sozialbauwohnungen und gilt seit den 1980er-Jahren als sozialer Brennpunkt (Bezirksamt Neukölln von Berlin 2016, 3).

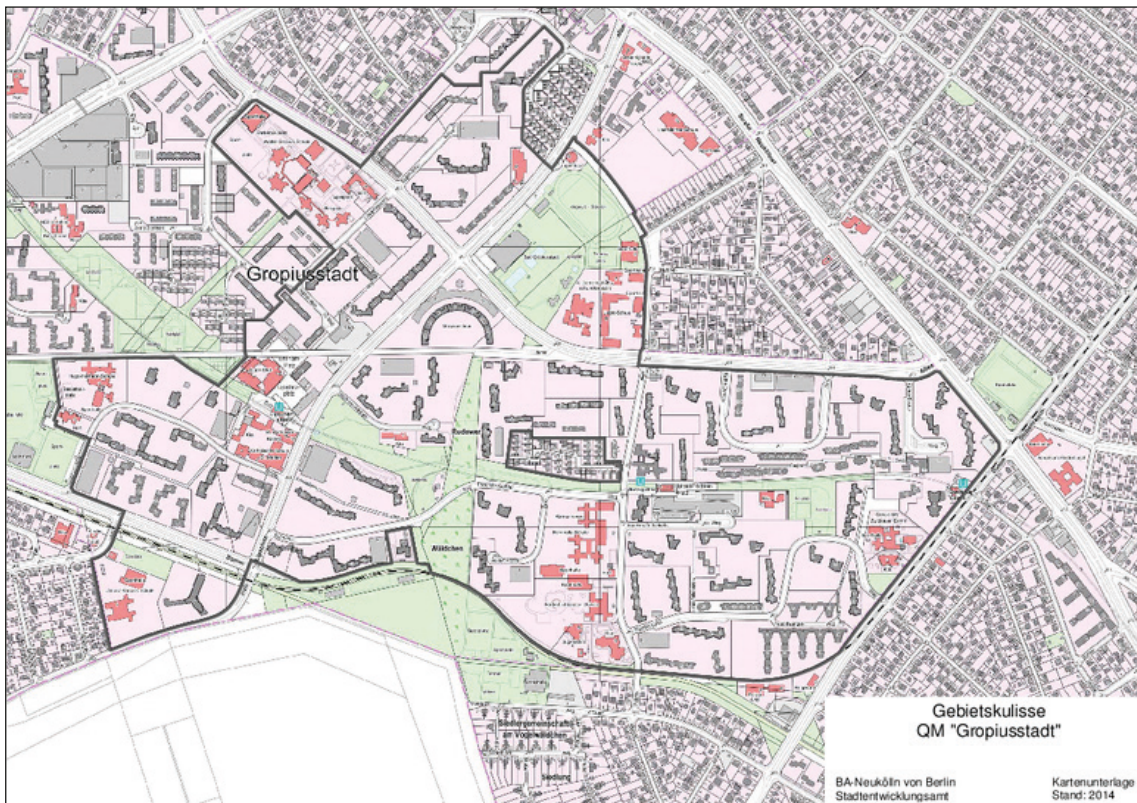


Abbildung 4: Gebiet Quartiersmanagement Gropiusstadt (Stand 2014)

Quelle: BA-Neukölln, Stadtentwicklungsamt, <https://www.berlin.de/ba-neukoelln/politik-und-verwaltung/quartiers-management/qm-gebiete/quartiersmanagement-gropiusstadt-515366.php>, 30.10.2018.

Derzeit (Stand 2015) leben in der Gropiusstadt überdurchschnittlich viele ältere Menschen: Über 65-Jährige machen mit fast 30 Prozent den größten Teil der Bevölkerung aus. Fast die Hälfte der Bevölkerung besitzt einen Migrationshintergrund (45 Prozent, davon 27 Prozent Deutsche und 18 Prozent Nichtdeutsche mit Migrationshintergrund). Bei den unter 18-Jährigen liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund bei 76 Prozent (Stand 2015; Bezirksamt Neukölln von Berlin 2016, 2f.). Der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund ist in den letzten zehn Jahren stetig angestiegen, er lag 2006 bei nur 17 Prozent.¹⁰

Knapp 10 Prozent der Einwohner in der Gropiusstadt sind arbeitslos (Stand 2017; QM Gropiusstadt 2017) und der Anteil der Menschen, die Transfereinkommen erhalten, beträgt in Gropiusstadt insgesamt 30 Prozent, unter Ausländerinnen und Ausländern sogar 49 Prozent. Im Vergleich dazu bezogen auf gesamt Berlin gesehen 29 Prozent der Ausländerinnen und Ausländer Transferleistungen (Stand 2017).¹¹ Für Gropiusstadt lässt sich also sagen, dass hier ein besonderes Armutsrisiko für Ausländer zu beobachten ist.

Teile der Gropiusstadt sind als sogenanntes Präventionsgebiet eingestuft. 2005 wurde das Quartiersmanagement (QM) Lipschitzallee/Gropiusstadt eingerichtet, das aus dem Programm „Soziale Stadt“ finanziert wird. Das Quartier umfasst das Gebiet rund um die Lipschitzallee bis zum Zwickauer Damm und schließt einen Großteil der Gropiusstadt ein. Mit 25.000 Einwohnern ist es das größte QM-Gebiet Berlins. 2019 soll das QM beendet werden.

5.1.1 Eine zur Isolation einladende Wohnform?

Die interviewten Experten berichten, dass die sozialräumliche Struktur in der Gropiusstadt für nachbarschaftliche Vernetzung eher ungünstig ist. Laut einer Mitarbeiterin im QM-Büro Gropiusstadt werde das gegenseitige Kennenlernen durch die Anonymität der Hochhäuser, die langen, dunklen Flure und die unwirtlichen Treppenhäuser erschwert. Die Wohnungen seien zwar gut konzipiert, aber das Umfeld würde nicht zum Rausgehen einladen.

„Alleine, wenn man diesen Flur hier zu unserem Büro sieht, es ist düster, das hat null Aufenthaltsqualität. Man würde selten hier mal so von Wohnungstür zu Wohnungstür reden. ... Was wir beobachten ist zum Beispiel bei Stadtteilstesten, die Leute hängen oben aus dem Fenster, die kommen aber nicht runter, das hat auch mit der Wohnform zu tun. Sich [aus den Wohnungen] mal rauszubewegen ist schwierig und da braucht es dann einfach Leute, die sie ansprechen. Und das tun die Stadtteilütter“ (E#2, 14f.).

¹⁰ Zahl vom QM Lipschitzallee auf Anfrage zur Verfügung gestellt, basierend auf Monitoring soziale Stadtentwicklung.

¹¹ Zahlen vom QM Lipschitzallee auf Anfrage zur Verfügung gestellt (Stand 2017), basierend auf Monitoring soziale Stadtentwicklung.



Abbildung 5: Brunnen an der Lipschitzallee in der Gropiusstadt

Foto: © Susanne Jörg

Den Experten zufolge ist die Gropiusstadt von einem unattraktiven Wohnumfeld geprägt. Das Einkaufszentrum Gropiuspassagen sei einer der wenigen zentraleren Treffpunkte in der Gropiusstadt. Die Freiflächen und Spielplätze seien hingegen keine besonders attraktiven Treffpunkte. Eine Expertin aus dem QM erzählt dazu:

„Im Prinzip haben wir jede Menge Grünflächen, die so da sind, aber mit denen wenig passiert, also bis auf einige wenige Plätze wird es nicht angeeignet“ (E#2, 17).

Für ein Miteinander im Kiez sei es allerdings laut einer anderen Expertin auch wichtig, *„nicht nur in dem Haus, sondern in der Wohnumgebung Plätze zu schaffen, wo man sich begegnen kann“ (E#5, 29f.)*. Das Problem sei jedoch, dass die wenigen gestalteten Plätze, wie zum Beispiel Spielplätze, nicht sonderlich attraktiv seien (E#15).

Attraktive Plätze allein reichen jedoch nicht aus, um Begegnungen und Austausch zu schaffen. Eine Expertin berichtet von einem neugestalteten Spielplatz, der von den Anwohnern sehr gut angenommen würde:

„[der Spielplatz] ist wirklich auch ein Treffpunkt. Auf der einen Bank sitzen dann die deutschen Mamis mit den Kindern und die Kinder spielen alle im Sandkasten, aber die deutschen Mamis sitzen eben auf der einen Bank und auf der anderen sitzen dann die mit Kopftuch. So ganz doll mischen tut es sich noch nicht, das ist ehrlich gesagt mein Eindruck, wie ge-

sagt, ich wohne ja in einem Altbaugebiet, das ist dort nicht anders“ (E#2, 14).

Sie beobachtet eine unkommunikative Form der Spielplatznutzung. Weil sie auch in einem Altbauquartier vorkommen kann, sieht die QM-Mitarbeiterin darin keine Folge der Quartiersart. Für eine Kommunikation der Gruppen untereinander, so der naheliegende Schluss, braucht es neben dem ansprechenden Platz auch eine persönliche Ansprache.

Die eher versteckt und verstreut gelegenen Beratungs- und Freizeiteinrichtungen und die langen Wege dorthin sowie die mangelnde Attraktivität der vorhandenen Freiflächen würden zufällige Begegnungen und nachbarschaftlichen Austausch im Vergleich zu eher eng bebauten Altbausiedlungen erschweren, eine persönliche Ansprache der Bewohner ist notwendig, so der Grundtenor der befragten Experten. Alles in allem resümiert die Mitarbeiterin vom QM-Büro Gropiusstadt: *„... es lädt einfach zur Isolation ein, diese Wohnform hier“ (E#2, 13).*

Auch weite Wege zwischen den Einrichtungen kennzeichnen das Quartier. Die Mehrzahl der Experten betont, wie groß der Stadtteil ist und dass er eher wie eine Kleinstadt funktioniert. Einrichtungen wie Beratungsstellen oder Freizeitangebote seien über den Stadtteil verteilt, sodass Anwohnende zum Teil weite Wege auf sich nehmen müssten (vgl. E#2, 15).



Abbildung 6: Schild im Grün: Das Reiten ist in der Gropiusstadt auf Deutsch und Türkisch untersagt. Foto: © Almut Sülzle

Unsere Gesprächspartner nehmen die Gropiusstadt sehr heterogen wahr: Anders als die Experten berichten einige Stadtteilmütter vom geruhsamen Landleben in der Gropiusstadt und davon, dass der Kiez in sich geschlossener sei als die Altstadtquartiere im Norden von Neukölln. Sie erleben das Quartier als gefragten Kiez, in dem es inzwischen unmöglich sei, noch eine Wohnung zu finden. Eine im Norden Neuköllns aufgewachsene Stadtteilmutter ist mit ihrer Familie in die Gropiusstadt gezogen, weil ihr ein Arzt aufgrund einer Atemwegserkrankung ihrer Tochter geraten hat, an einen Ort zu ziehen, an dem die Luft besser sei (vgl. E#4). Die Gropiusstadt empfindet sie als „so schön grün und das ist natürlich nicht so wie in [Nord]Neukölln, so alles verengt“ (E#6, 1).

In der Gropiusstadt herrscht akuter Mangel an Wohnraum und Räumen für soziale Angebote. Übereinstimmend berichten Experten, dass im Zuge der Gentrifizierung sozial schwächere Bevölkerungsteile aus dem Norden Neuköllns verdrängt werden und zum Teil in die Gropiusstadt abwandern. Dadurch würden Wohn- und Gewerberäume zunehmend knapp. Eine Sozialarbeiterin beschreibt diese Tendenz wie folgt:

„Aber die Gesellschaftsschicht, die einen Hilfebedarf hat, die zieht hierher und zwar vom Norden [Neuköllns] und es gibt hier nichts – was heißt nichts – es gibt hier sehr wenig ... hier ist ein sozialer Brennpunkt geworden, es hat sich sehr stark vom Norden hierher verlagert“ (G#1, 31f.).

Gleichzeitig würden die sozialen Bedarfe, die vorher schon nicht gedeckt werden konnten, aufgrund des Zuzugs von sozial schwächeren Bevölkerungsgruppen noch weiter zunehmen. Die Mitarbeiter der Einrichtungen in der Gropiusstadt sind sich darüber einig, dass es an finanzieller Unterstützung seitens des Bezirksamtes mangelt, und sie sehen sich im Vergleich zu Nord-Neukölln schlechter aufgestellt.

„Also es kann ja nicht sein, dass die Gesellschaftsschichten mit sozialem Bedarf in den Süden ziehen, aber dass die Angebote nicht steigen ...“ (G#1, 32).

In Nord-Neukölln hingegen gebe es sehr viele soziale Angebote und Beratungsstellen, die Bedarfe würden aber aufgrund des Zuzugs von Bevölkerung mit höherem Einkommen abnehmen (vgl. G#1).

5.1.2 Effekte der sozialräumlichen Struktur auf die Arbeit der Stadtteilmütter

Die beschriebenen sozialräumlichen Besonderheiten des Quartiers haben einen Einfluss auf die Arbeitsweise der Stadtteilmütter vor Ort:

Andocken an Einrichtungen

Der Raummangel in der Gropiusstadt wirkt sich auf das Stadtteilmuttermütterprojekt aus: Stadtteilmuttermütter docken oftmals an bestehende Einrichtungen an. So berichtet eine Mitarbeiterin des QM: „Es ist leider hier immer ein Problem in der Gropiusstadt, dass es keine Räume gibt“, wodurch die Stadtteilmuttermütter dazu gezwungen sind, die vorhandenen Räumlichkeiten mitzunutzen. „Also deswegen immer der Versuch, [Angebote für Familien] an bestehenden Einrichtungen anzudocken“ (E#2, 5).

So bieten Stadtteilmuttermütter beispielsweise Elterncafés in verschiedenen Kitas an, auch wenn dort keine wirklich geeigneten Räumlichkeiten vorhanden sind.

Pfadfinderinnen

Auch die Lage der Beratungsstellen und der sozialen Angebote hat Einfluss auf die Arbeit der Stadtteilmuttermütter. Eine Stadtteilmuttermutter, die inzwischen selbst im Viertel lebt, berichtet von ihren Schwierigkeiten, Einrichtungen in der Gropiusstadt zu finden. Sie befänden sich mitten auf einer Wiese in einem unscheinbaren Haus mit einem kleinen Schild. Das sei in Nord-Neukölln, wo sie aufgewachsen ist, anders – dort sei alles sichtbarer. Die weitläufige Struktur der Gropiusstadt lädt ihrer Meinung nach nicht dazu ein, einmal irgendwo vorbeizuschauen (N#6 Gespräch 4.6.2018). Eine andere QM-Mitarbeiterin führt als weiteren Grund für die schwer auffindbaren Anlaufstellen an, dass auch das zuständige Wohnungsunternehmen eine ausreichende Beschilderung verhindere, was z. B. dazu führe, dass die Räume des QM für Nichteingeweihte (so auch für uns als Interviewerinnen) nur schwer zu finden seien (E#2, 13f.).

Für die Stadtteilmuttermütter in der Gropiusstadt besteht ein wichtiger Teil ihres Kiezwissens darin, Wege und Schleichwege zu kennen: „[G]eh ich jetzt hier um die Ecke, dann durch dieses Hochhaus rein und hinten wieder raus, dann bin ich da“ (G#1, 33). Daraus folgt für die Arbeit im Stadtteilmuttermütterprojekt, dass neu einzulernende, nicht in der Gropiusstadt lebende Stadtteilmuttermütter mehr Zeit und Unterstützung brauchen, um sich im Viertel zurechtzufinden. Die Koordinatorin der Stadtteilmuttermütter in der Gropiusstadt erzählt von einem entsprechenden Fall:

„Also, wenn man in der Gropiusstadt wohnt und lebt, dann kennt man sich hier aus, dann kennt man alle Ecken, weiß man, wo man hinmuss. Sie [Stadtteilmuttermutter aus einem anderem Quartier] musste immer wirklich von der U-Bahn abgeholt werden und gelotst werden, weil sie diese Orientierung nicht hatte“ (G#1, 33).

Mit einer entsprechenden Einarbeitungszeit funktioniert es laut der Koordinatorin jedoch gut, dass Stadtteilmuttermütter in Quartieren arbeiten, in denen sie nicht leben.

Stadtteilmuttermütter sind mobil und über ihren Kiez hinaus vernetzt

Ein aus der geografischen Größe des Quartiers und der geografischen Verteilung an Angeboten und Einrichtungen resultierender Effekt ist, dass Stadtteilmuttermütter in der Gropiusstadt über größere Strecken mobil sein müssen als die Stadtteil-

muttermütter aus dem Richardkiez. Die Koordinatorin des Projekts berichtet dazu:

„... für die Stadtteilmuttermütter, die in der Gropiusstadt wohnen, ist es ein Leichtes, nach Nord-Neukölln zu fahren, also das ist für sie überhaupt kein Problem ... Also sie sind auch öfters bei Aktivitäten, die es im Norden, am Rathaus zum Beispiel gibt. Das ist für sie gar kein Problem, sie sagen immer: ‚Das ist keine Strecke, wir fahren mit der U7 und dann sind wir da‘“ (G#1, 35).

Die Gropiusstadt ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln sehr gut an den Neuköllner Norden und damit sowohl an die dicht besiedelte Innenstadt mit ihren Einkaufsmöglichkeiten und kulturellen Angeboten, wie auch an andere Quartiere, angebunden. Für die Stadtteilmuttermütter ist es normal, die öffentlichen Verkehrsmittel auch zu nutzen. Stadtteilmuttermütter aus dem Richardkiez müssen nicht so weite Strecken zurücklegen, was daran liegt, dass das Quartier sehr viel kleiner ist als die Gropiusstadt und der Neuköllner Norden über mehr soziale Einrichtungen und Beratungsstellen verfügt. Anders als man vermuten könnte, zeigen die Netzwerkkarten jedoch hinsichtlich der Mobilität keinen Unterschied zwischen den Stadtteilmuttermüttern aus der Gropiusstadt und dem Richardkiez. Beide Gruppen bewegen sich über ihren Kiez hinaus im gesamten Bezirk Neukölln zu Institutionen, nur legen die Stadtteilmuttermütter aus der Gropiusstadt dabei weitere Entfernungen zurück.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das jeweilige Quartier hat einen Einfluss auf die Arbeitsweise der Stadtteilmuttermütter. Sie passen sich an die jeweiligen Bedingungen an, um ihre übergeordneten Ziele erreichen zu können, und eines dieser Ziele ist es, Sozialkontakte aufzubauen. Das Beispiel der Gropiusstadt zeigt zudem, dass sozialräumlich arbeitende Projekte wie die Stadtteilmuttermütter einen entscheidenderen Einfluss auf die Vernetzung in den Quartieren haben als deren bauliche Struktur (Altbau versus Großwohnsiedlung). Denn wie das obige Beispiel des Spielplatzes zeigt, scheint es so, dass neben einem Ort der Begegnung auch ein Initiieren der Kommunikation notwendig ist. Letzteres ist der entscheidende Aspekt, der städtebauliche Nachteile ausgleichen kann. Die Koordinatorin der Neuköllner Stadtteilmuttermütterprojekte beschreibt dies folgendermaßen:

„Also ich denke, dadurch, dass Gropiusstadt auch schon so lange Quartiersmanagementgebiet ist und war, sind da so ähnliche Strukturen wie in den Altbaugebieten auch. Die Stadtteilmuttermütter sind da auch genauso gut vernetzt. Da gibt es inzwischen auch sehr viele Angebote, Beratungsstellen, über das QM auch wirklich eine ganz tolle Vernetzung. Deswegen würde ich jetzt so im Vergleich da keinen Unterschied sehen“ (E#1, 9).

Mit der 2019 anstehenden Beendigung des QM ist jedoch unklar, wie es mit den am QM angedockten sozialen Projekten weitergehen wird. Gleichzeitig steigt der Bedarf an solchen Projekten aufgrund des Zuzugs einkommensschwacher Bevölkerungsgruppen. Nicht nur an sozialen Einrichtungen, sondern auch an Stadtteilmuttermüttern mangelt es bereits jetzt. Mit zehn Frauen stellt die Gropiusstadt das kleinste Stadtteilmuttermütterteam in Neukölln.

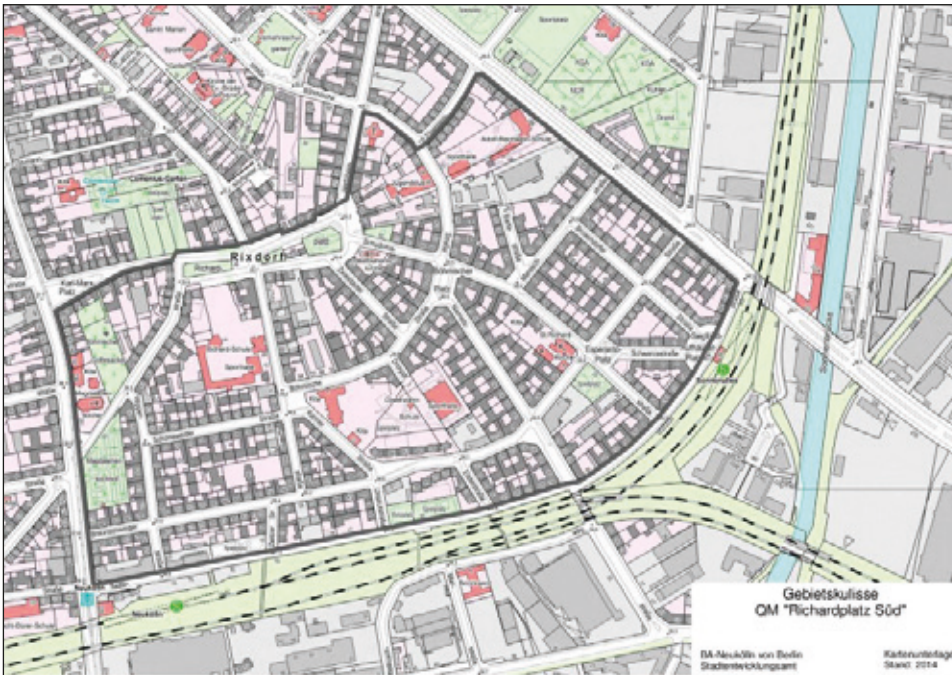


Abbildung 7: Gebiet Quartiersmanagement Richardplatz-Süd (Stand 2014)

Quelle: Bezirksamt Neukölln, Stadtentwicklungsamt, <https://www.berlin.de/ba-neukoelln/politik-und-verwaltung/quartiers-management/qm-gebiete/quartiersmanagement-richardplatz-sued-515371.php>, 30.10.2018.

5.2 Richardplatz-Süd – ein „sehr kieziger Kiez“

Das QM-Gebiet Richardplatz-Süd, umgangssprachlich auch Richardkiez genannt, liegt im Südosten von Berlin, im Norden des Bezirks Neukölln und umfasst das Gebiet südlich des Richardplatzes. Auf 0,45 km² leben in dem Innenstadtviertel 13.121 Einwohner (Stand 2015; Brandenburgische Stadterneuerungsgesellschaft 2017, 5). Der Richardkiez ist ein eng bebautes Wohngebiet, das von kleineren Gewerbehöfen durchsetzt ist. Klassische Gründerzeitbauten prägen das Stadtbild, durchmischt mit einigen wenige Neubauten aus den 1950er und 1960er Jahren. Der Kiez zeichnet sich durch einen dörflichen Charakter aus, der einen historischen städtebaulichen Hintergrund hat: Teile des Richardkieses gehen auf das alte Rixdorf zurück, in dem sich die älteste Bausubstanz Neuköllns befindet. Öffentliche Grün- und Freiflächen gibt es nur wenige (Brandenburgische Stadterneuerungsgesellschaft 2017, 5).

Im Richardkiez liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund bei 52 Prozent (davon knapp 18 Prozent Deutsche mit Migrationshintergrund und 34 Prozent Nichtdeutsche). Im Quartiersgebiet Richardplatz-Süd leben mit 33 Prozent fast doppelt so viele Menschen, die Transferleistungen (Grundsicherung sowie ALG-II inkl. Sozialgeld) beziehen, wie im Berliner Durchschnitt mit 18 Prozent. Mit 59 Prozent nichterwerbsfähiger Empfänger von Existenzsicherungsleistungen unter 15 Jahren herrscht stark überdurchschnittliche Kinderarmut. Auch der Anteil der Arbeitslosen beträgt fast 10 Prozent und ist damit nahezu doppelt so hoch wie im gesamtstädtischen Durchschnitt (Stand 2015; Brandenburgische Stadterneuerungsgesellschaft 2017, 5). Das QM existiert seit 2005 und wird über das Programm „Soziale Stadt“ finanziert.

5.2.1 Leben auf dem Dorf versus „Problemkiez“

Wie in der Gropiusstadt spielen auch im Richardkiez soziale Probleme eine zentrale Rolle. Die QM-Mitarbeiterin Frau P. berichtet von einer hohen Schulabbrecherquote, vielen Sozialhilfeempfängern sowie von Jugendlichen und Kindern mit schwierigen Startbedingungen. Beispielsweise seien „an der Löwenzahngrundschule [im Richardkiez] 99 Prozent der Kinder lernmittelbefreit. Also müssen nichts zuzahlen, weil sie ökonomisch schwache Eltern haben“ (E#8, 5:58). Stadtteilmütter sind mit einem Elterncafé u. a. an dieser Schule vertreten und nehmen laut Frau P. eine wichtige Vermittlerinnenrolle ein, wenn es um die Bedarfe der Eltern mit Migrationshintergrund geht. Ein deutlicher Unterschied zur Gropiusstadt besteht darin, dass es mehr soziale Einrichtungen und Initiativen gibt, die zwar auf den Nord-Neuköllner Raum verteilt, aber durch die räumliche Nähe dennoch einfacher zu erreichen sind. Es gibt im Richardkiez viele soziale Einrichtungen und Freizeitangebote, die in einem nahen Umkreis Orte für Begegnungen bieten. Die Mitarbeiterin des Quartiersmanagements beschreibt den Richardkiez als einen „sehr kiezi-ge[n] Kiez. Und das vereinfacht natürlich vieles. Die meisten Menschen, die hier engagiert sind, die kennen sich untereinander. ... Es ist eine dörfliche Struktur hier“ (E#8, 8f.).

Ein weiteres typisches Merkmal für den Richardkiez sei laut der QM-Mitarbeiterin Frau P. die gute Vernetzung der Einrichtungen:

„Die Einrichtungen kennen sich natürlich hier auch sehr gut schon, weil uns [das QM] gibt es ja schon seit 2005 und die Einrichtungen arbeiten in der Regel sehr eng zusammen und das hilft natürlich auch, dass man immer auch auf andere Ein-



Abbildung 8: Karl-Marx-Platz im Richardkiez

Foto: © Susanne Jörg

richtungen verweisen kann ... und davon profitieren natürlich auch die Stadtteilütter“ (E#8,12).

Die Arbeit des QM würde auch im Richardkiez die Vernetzung der Einrichtungen wesentlich befördern. Die Stadtteilütter im Richardkiez arbeiten sehr eng mit dem QM zusammen, teilweise entwickeln und beeinflussen sie Projekte des QM oder Projekte, die über das QM in Netzwerke des Kiezes eingebunden sind. Frau P. berichtet dazu:

„Also gerade beim Gesundheitsprojekt können sie [die Stadtteilütter] berichten, welche Probleme zum Beispiel auftauchen in ihrer Arbeit mit den Menschen, wo sie Bedarfe sehen und darauf aufbauend kann man dann was entwickeln. Also das ist super wichtig. Beispielsweise ‚Ich treffe so viele Mütter, die geben ihrem Kind Milchschnitte mit in die Schule‘“ (E#8, 8).

Stadtteilütter seien oftmals die Ersten, die Bedarfe der migrantischen Community wahrnehmen, und diese wichtigen Informationen an das QM und soziale Einrichtungen weitergeben.

Wie Nord-Neukölln insgesamt ist auch der Richardkiez geprägt durch Gentrifizierungsprozesse, die mit einer Verdrängung der Anwohner einhergehen und entsprechende Ängste auslösen. Im seinem „Integrierten Handlungskonzept 2017–2019“ schreibt das QM dazu: „Aufgrund allgemeiner Veränderungen auf dem Berliner Wohnungsmarkt (steigende Nachfrage nach innerstädtischem preiswerten Wohnraum, vermehrte Immobilienverkäufe und Umwandlung in Eigentumswohnungen) und eine erhöhte Nachfrage des Quartiers Richardplatz-Süd als Wohnstandort kommt es zu einer massiven Angebotsverknappung und steigenden Mieten“ (Brandenburgische Stadterneuerungsgesellschaft 2017, 19f.).¹²

Auch im Richardkiez ist die Wahrnehmung des Wohnumfeldes sehr heterogen, die Blickwinkel der Experten und der Stadtteilütter unterscheiden sich: Berichten Experten überwiegend von dem Dorfcharakter, so ist der Richardkiez für einige Bewohnerinnen eher unangenehm. Frau G., eine von uns befragte ortsansässige Stadtteilmutter, bezeichnet den Richardplatz als „den ekligsten Kiez“ (N#7, 7). Schon die angrenzenden Quartiere seien viel gepflegter. Sie schäme sich regelrecht vor ihren Kindern für ihren Kiez, denn die Straßen seien vermüllt und Leute würden dort urinieren. Frau G. fühlt sich auch nicht sicher. Sie berichtet, es gebe Spielplätze im Kiez, auf denen sie ihre Kinder nicht allein lassen könne.

Die engere Bebauung des Quartiers hat Folgen für die Nachbarschaften. Frau G. berichtet von engen nachbarschaftlichen Verhältnissen: In ihrem Haus wohnen zwei weitere Stadtteilütter, mit denen sie regen Kontakt hat und die sich gegenseitig unterstützen. Generell gebe es viel Kontakt mit ihren Nachbarn:

„Vor zwei, drei Monaten sind neue Nachbarn gekommen. Sie sind iranisch oder so. Und sie bringen jede Woche etwas mit. Wenn sie grillen, klingeln sie und bringen etwas. ... Das sind sehr nette Menschen. Wenn ich etwas Schönes mache, dann klinge ich auch“ (N#7, 9).

¹² Laut Erhebung des QM Richardplatz-Süd sind „die Neuvermietungs-mieten in 5 Jahren von Mai 2011 – Juni 2016 im Quartier Richardplatz-Süd durchschnittlich um 79 Prozent gestiegen“ (Brandenburgische Stadterneuerungsgesellschaft 2017, 6).

Frau G. erzählt weiter, bulgarische Frauen aus ihrem Haus kämen jeden Dienstag zu dem Elterncafé der Stadtteilwütter. Dieses Miteinander sei über die Jahre entstanden: „Wir kennen uns schon lange aus der gleichen Straße“ (N#7, 9). Insgesamt bewertet sie diese nachbarschaftliche Gemeinschaft als sehr positiv.

5.2.2 Effekte der sozialräumlichen Struktur auf die Arbeit der Stadtteilwütter

Dichte Bebauung, viele Einrichtungen und Angebote begünstigen Vernetzung

Städtebauliche Strukturen allein können Begegnung, Austausch und damit Vernetzung nicht hervorbringen, sondern allenfalls – beispielsweise durch soziale Angebote, Spielplätze oder andere öffentliche Räume – begünstigen. Im Richardkiez führen die geringe Größe und die dichte Bebauung des Quartiers zu einer räumlichen Nähe, die ebenso wie die schlichte Tatsache, dass es relativ viele ausgebildete Stadtteilwütter gibt, zu deren Vernetzung untereinander beiträgt. Die rege Vernetzung im Kiez durch viele aktive Institutionen führt auch zu vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten für die Stadtteilwütter: Besonders in den Sommermonaten sind die Stadtteilwütter im Richardkiez viel mit den zahlreichen Straßenfesten und Veranstaltungen beschäftigt, bei denen sie z. T. von den Stadtteilwüttern aus Gropiusstadt unterstützt werden. Aus den Interviews wird deutlich: Im Vergleich zur Gropiusstadt schafft die räumliche Nähe im Richardkiez mehr Gelegenheit zum Austausch, das führt aber nicht automatisch zu einer besseren Vernetzung: An den Netzwerkkarten lässt sich erkennen, dass die Stadtteilwütter aus dem Richardkiez – auch wenn sie enger zusammenwohnen – nicht vernetzter sind als die Stadtteilwütter aus der Gropiusstadt.

5.3 Dortmund-Nordstadt – „Du bist hier in Nordstadt“

Der Dortmunder Bezirk Innenstadt-Nord, umgangssprachlich auch Nordstadt genannt, liegt – wie der Name schon sagt – im nördlichen Teil der Innenstadt. Mit gut 14 km² gehört er zu den kleineren Stadtbezirken Dortmunds (Stadt Dortmund 2016, 24), ist aber gleichzeitig mit knapp 60.000 Einwohner der bevölkerungsreichste (Stand 2017; Stadt Dortmund 2018, 37). Im Rahmen der Entwicklung des Hafens, der Stahlindustrie und des Bergbaus ist die Nordstadt als hochverdichtete Industrievorstadt Dortmunds in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Das Quartier zeichnet sich durch eine vorwiegend gründerzeitliche Bebauungsstruktur aus und zählt zu den größten Altbaugebieten des Ruhrgebiets. Ab den 1960er Jahren siedelten sich zunehmend sogenannte Gastarbeiter dort an. Im Laufe der letzten Jahre wurde der Bezirk auch durch den Zuzug von Menschen aus dem künstlerischen und studentischen Milieu geprägt (Stadt Dortmund 2004, 4).

„Die Innenstadt-Nord ist das wichtigste Ankunfts- bzw. Durchgangsquartier für Zuwanderung von außen. Dies spiegelt sich



Abbildung 9: Street Art in Nordstadt

Foto: © Susanne Jörg

in der Bevölkerungsstruktur wider“ (Stadt Dortmund 2018, 37). Der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund ist hoch: Er liegt in der Nordstadt bei 72 Prozent (davon sind knapp 21 Prozent Deutsche mit Migrationshintergrund und 51 Prozent Nichtdeutsche), während es in der Gesamtstadt 34 Prozent sind (Stand 2017; Stadt Dortmund 2018, 36f.). Nordstadt ist seit dem Jahr 2011 auch der Bezirk mit dem größten Bevölkerungswachstum; es gibt einen starken Zuzug von jüngeren Männern ausländischer Herkunft (Stand 2016; Stadt Dortmund 2017, 25). Nordstadt erreicht mit fast 34 Prozent den höchsten Wert von Sozialhilfeempfänger innerhalb Dortmunds (Gesamtstadt: 14 Prozent) (Stand 2015; Stadt Dortmund 2016, 13). Auch die Arbeitslosenquote ist in Nordstadt mit knapp über 24 Prozent fast doppelt so hoch wie der gesamtstädtische Wert von etwas mehr als 12 Prozent (Stand 2015; Stadt Dortmund 2016, 13).

2002 wurde erstmals in Nordstadt an den drei Standorten Hafen, Nordmarkt und Borsigplatz ein QM installiert, das über das „URBAN II-Programm“, einer Gemeinschaftsinitiative der Europäischen Union für integrierte Stadtentwicklung in besonders benachteiligten Stadtquartieren, finanziert wurde (Stadt Dortmund 2004, 7). Seit 2011 wird das QM aus Mitteln der Stadt Dortmund bezahlt und von der Trägergemeinschaft Stadtentwicklung Nord durchgeführt (Stadt Dortmund o.J.).

5.3.1 Ankunftsquartier und vernachlässigte Häuser

Zentrum der Nordstadt ist der Nordmarkt, ein großer Platz mit Grünflächen, Blumenbeeten, Spielplatz und Wochenmarkt. Auf dem Nordmarkt treffen unterschiedliche Welten aufeinander, er spiegelt die Nordstädter Lebenswelt: Der Platz ist laut einer

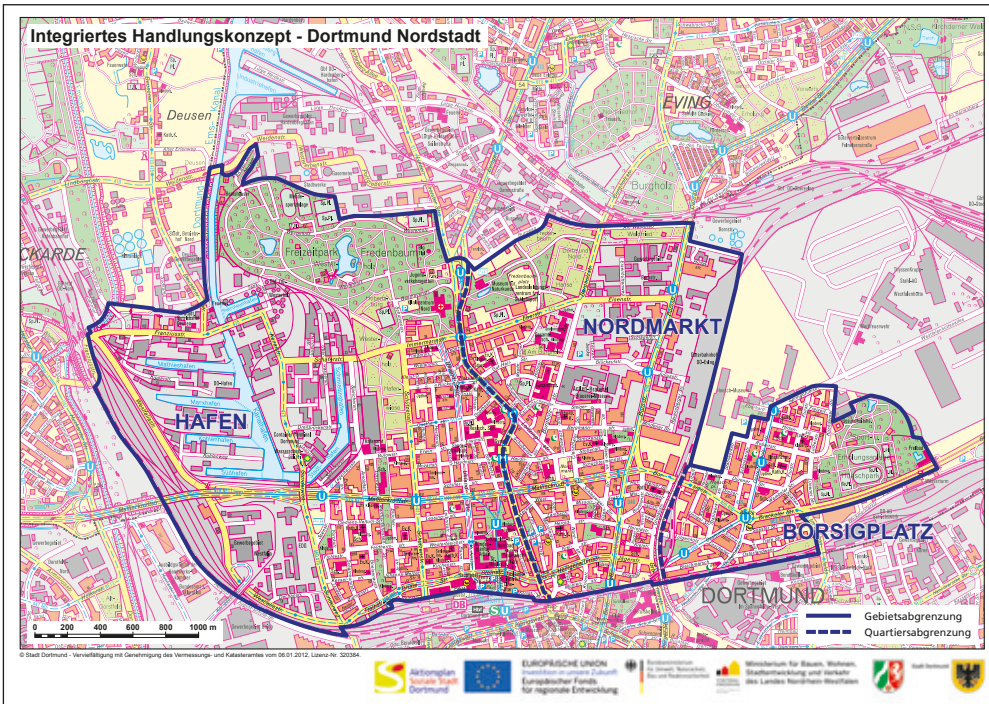


Abbildung 10: Gebiet Quartiersmanagement Nordstadt (Stand 2012)
 Quelle: Stadt Dortmund, Vermessungs- und Katasteramt

Expertin durch eine auf den Boden gemalte Linie geteilt. Im vorderen Teil halten sich rechts die Alkoholiker und links die Drogenabhängigen auf, im hinteren Teil befindet sich ein von Familien genutzter Spielplatz, in der Mitte ein hippestes Café, das vegane Speisen anbietet (vgl. Feldnotizen 11. und 12.7.2018). Die Linie soll die Alkoholiker und Drogenkonsumenten von dem Spielplatz trennen. Laut der Expertin würde diese Trennung auch respektiert. Uns Forscherinnen aus Berlin erscheint die Nordstadt im Vergleich zu Neukölln sehr sauber, sehr vielfältig: deutsche, asiatische, indische, türkische, arabische, griechische, bulgarische Läden in ein und derselben Straße bunt aneinandergereiht (Feldnotizen 22.6.2018). Auch der Nordmarkt wirkt auf uns nicht verwahrlost, er wird von Platanen beschattet und ist teilweise mit Blumen bepflanzt.

Im Umkreis des Nordmarkts gibt es zahlreiche Einrichtungen der Diakonie in hellen und einladenden Ladenlokalen und mehrere Büros des Ordnungsamts. Kennzeichnend für die Nordstadt im Allgemeinen ist die hohe Dichte an sozialen Einrichtungen. Eine Sozialarbeiterin aus einer Nordstädter Grundschule fasst dies folgendermaßen zusammen:

„die Nordstadt – ich glaube die Stadteiler sind da so ein bisschen Teil eines großen Prozesses, der hier passiert – die Nordstadt ist so gut sozialpädagogisch und hilfetechnisch aufgestellt, mit vielen Beratungsstellen und so weiter, wie kein anderer Stadtteil es jemals sein wird. Wir sind tatsächlich ja auch Vorbild für viele andere Städte wie Berlin und so weiter“ (E#13, 4).

Experten und Stadteiler berichten auch von der Vielzahl der auf die unterschiedlichsten Zielgruppen zugeschnittenen Beratungseinrichtungen. Das Stadteilerprojekt sei in verschiedensten Netzwerken der Einrichtungen vertreten und arbeite

daher gut mit diesen zusammen. Aufgrund dieser guten Vernetzung gebe es wenig direkte Kooperation mit dem QM (vgl. E#16).

Die Dortmunder Nordstadt wird im öffentlichen Diskurs stark stigmatisiert, in Mediendarstellungen wird von einer No-go-Area gesprochen (G#3). Das Gebiet wird in der öffentlichen Wahrnehmung auf Probleme wie Kriminalität und den verwahrlosten Zustand der Häuser reduziert. Nicht nur die Außen-, sondern auch die Innensicht auf den Stadtteil ist davon geprägt. Auch bei



Abbildung 11: Mallinckrodtstraße in Nordstadt Foto: © Almut Sülzle

unseren Feldbesuchen wurden wir mit diesem Image konfrontiert. So rät uns z. B. eine in der Nordstadt wohnende Studentin, am Abend besser nicht auszugehen. Ihre Begründung dafür ist knapp: *„Du bist hier in Nordstadt“* (Feldnotizen 22.6.2018). Eine Stadtteilmutter erzählt, beim Fahren in der Nordstadt würde sie aus Sicherheitsgründen immer die Autofenster schließen (N#14, 3). Laut dem Bericht zur Kriminalitätsentwicklung des Polizeipräsidiums Dortmund nimmt die Straßenkriminalität in Nordstadt seit 2009 stetig ab (vgl. Polizeipräsidium Dortmund 2017, 5). Sie sank 2017 im Vergleich zum Vorjahr sogar um 26 Prozent, was der Polizeipräsident Gregor Lange auf die ebenfalls seit 2009 deutlich zunehmende Polizeipräsenz zurückführt (vgl. Polizeipräsidium Dortmund 2018, 5).

Auch der hohe Migrantenanteil in der Bevölkerung wird uns gegenüber häufig negativ kommentiert. Ein griechischer Restaurantbesitzer meint abfällig: *„Hier ist Ankara!“* und will damit vermutlich sagen, dass ihm der Anteil der türkischsprachigen Bevölkerung zu hoch ist; daher schlussfolgert er, würde die *„Mafia regieren“* (Feldnotizen 22.6.2018). Auch lässt sich eine starke Hierarchisierung zwischen den verschiedenen migrantischen Gruppen erkennen: So werden beispielsweise Osteuropäer, besonders Roma und Sinti, für die Vermüllung der Straßen verantwortlich gemacht (G#3). Nordstadt ist aus Sicht der Experten geprägt von der Fluktuation seiner Bevölkerung, die auf die Stigmatisierung des Stadtteils zurückzuführen ist. *„Es gibt ein paar alteingesessene Menschen, die hier einfach leben wollen, aber in der Regel ist die Nordstadt trotzdem noch so stigmatisiert ...“* (E#13, 8).

Nordstadt ist ein Ankunftsquartier, in dem anscheinend niemand bleiben möchte. *„Jeder dritte Neu-Dortmunder findet hier seine erste Wohnung. Die Wohnbevölkerung tauscht sich (statistisch betrachtet) aufgrund großer Fluktuation etwa alle fünf Jahre aus“* (ILS 2018). Eine fertig ausgebildete Stadtteilmutter schildert es so: *„Hier kommen alle an und sind, sobald es geht, wieder weg“* (N#14, 3). Das heißt, dass das Quartier eine Art Sprungbrettfunktion hat: Weil es zunächst einmal einfacher ist, dort eine Wohnung zu finden, siedeln sich viele Neuankömmlinge in der Nordstadt an. Aber der häufig desolate Zustand der Wohnungen, das als verwahrlost empfundene Wohnumfeld sowie ein Gefühl der Unsicherheit, aber auch das negative Image des Bezirks im öffentlichen Diskurs führen dazu, dass Anwohner möglichst schnell wieder wegziehen möchten. Experten und Stadtteilmütter berichten uns, dass der schlechte Zustand einiger Häuser ein weiteres Merkmal des Bezirks sei. Frau L., Sozialarbeiterin an einer Schule, in der die Stadtteileltern ein Elterncafé betreiben, schildert die Situation am Beispiel von Roma-Familien:

„[Die] haben in Häusern gewohnt von Privatmenschen, die für unfassbar viel Geld vermietet werden und in einem so maroden Zustand waren. ... da kamen Kakerlaken durch die Wände, weil überall Risse waren. Das hatte nichts damit zu tun, dass die Familie unordentlich war. ... da kamen Ratten durch das Klo. ... es [gab] kein fließendes Wasser und keinen Strom“ (E#13, 16).

Immer wieder würden Vermieter die Situation neu angekommener Migrantinnen und Migranten ausnutzen und ihnen Wohnungen auch ohne die benötigten Unterlagen zu überhöhten Preisen vermieten, die sie zudem überbelegen und nicht instand-

halten würden. Das Problem der in den Medien als „Ekelhäuser“ bezeichneten Gebäude häuft sich Frau L. zufolge im QM-Gebiet Nordmarkt. Im QM-Gebiet Borsigplatz hingegen sei die Wohnstruktur sehr gut. Sowohl die Stadt Dortmund als auch das QM würden sich jedoch generell bemühen, den Zustand der Häuser und des Wohnumfeldes – besonders am Nordmarkt – zu verbessern, wodurch sich wiederum das Ansehen des Stadtteils verbessern würde (E#13, 17). Für Frau L. hat auch die bauliche Struktur eines Quartiers Einfluss auf die Vernetzung der Anwohner:

„Das erlebe ich schon, dass dann irgendwie hier Nachbarinnen mitgeschleppt werden ... so funktioniert die Vernetzung. Und das liegt aber glaube ich auch einfach daran, dass es hier keine Hochhäuser gibt“ (E#13, 15).

Für die Sozialarbeiterin besteht ein Zusammenhang zwischen der Anonymität von Hochhaussiedlungen und der Vernetzung der Anwohner: Je angenehmer ein Wohnumfeld, desto eher würden diese in Kontakt miteinander kommen. Eine andere Expertin sieht in der Verschönerung des Wohnumfeldes und dem Entstehen neuer Angebote, wie etwa dem Café am Nordmarkt, aber auch die Gefahr der Gentrifizierung: Durch attraktive Angebote würden mehr Studenten und Künstler in den Stadtteil ziehen, was zu steigenden Mieten und Verdrängung führen würde (E#15, 15).

5.3.2 Effekte der sozialräumlichen Struktur auf die Arbeit der Stadtteilmütter

Flexibilität und Vielfalt

Durch den hohen Anteil von neuzugezogenen Migrantinnen und Migranten an der Bevölkerung des Quartiers erhöht sich auch die Anzahl potenzieller Klientinnen für die Stadtteileltern. Die hohe Fluktuation der Anwohner und die stetige Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung erfordert seitens des Projekts viel Flexibilität, um auf die Bedürfnisse im Quartier eingehen zu können. Weil die Zusammensetzung der Wohnbevölkerung sehr vielfältig ist, braucht es Stadtteileltern aus unterschiedlichen Regionen und mit vielfältigen Sprachkompetenzen. So gab und gibt es in der Nordstadt Stadtteileltern u. a. aus Kamerun, Polen, Rumänien, Russland, Syrien, der Türkei, Spanien, dem Irak, dem Iran und Brasilien.

Fokus: Ankommen erleichtern

Der hohe Zuzug von Migranten und die Funktion der Nordstadt als Ankunftsquartier beeinflussen die Arbeit der Stadtteileltern, denn unter solchen Umständen ist ihre Arbeit nicht darauf ausgerichtet, langfristige Wohn- und Lebensperspektiven durch sozialräumliche Vernetzung und Integration in die Nachbarschaft zu fördern. Stattdessen geht es erst einmal darum, die schlimmste Not zu lindern und den Neuankömmlingen eine gute Startposition zu verschaffen. Trotzdem kann diese Arbeit als soziale Integration und Vernetzung angesehen werden, denn die Kontakte zu den Stadtteileltern werden auch nach einem Wegzug aufrechterhalten und die Beratungsstellen weiterhin besucht.



Abbildung 12: Bebauung in Westerville

Foto: © Susanne Jörg

Vielzahl und Dichte der Beratungseinrichtungen führen zu starkem Quartiersbezug

Für die Arbeit der Stadtteilütter ist die hohe Dichte an gut vernetzten Beratungsstellen im Stadtteil eine solide Basis, um mit einem starken Quartiersbezug und kurzen Wegen zu arbeiten. Durch das Zusammenleben von Anwohnern unterschiedlicher Nationalitäten ist eine Vielzahl von Hilfseinrichtungen entstanden, die auf die jeweiligen Bedürfnisse ausgerichtet sind (so gibt es spezielle Beratungsstellen für Zugezogene aus Osteuropa, für Geflüchtete und für Migranten aus den typischen Gastarbeiterländern). Die Stadtteilerlern sind gut vernetzt und an verschiedene Beratungsstellen angedockt, was zu einer guten Vernetzung der sozialen Arbeit im Quartier führt. Auf der anderen Seite erschwert der von den Expertinnen und den Stadtteilütern beobachtete häufige Wunsch der Klientel, das Viertel möglichst bald wieder zu verlassen, nachhaltige Strukturen der Beteiligung und Teilhabe im Quartier aufzubauen.

5.4 Westerville/Nette – „Außen grün und innen bunt“

Westerville und Nette liegen am nordwestlichen Stadtrand Dortmunds, gehören zum Bezirk Mengede und sind von großflächigen Landschaftsräumen umgeben. Beide Stadtteile sind vergleichsweise dünn besiedelt: In Nette leben auf einer Fläche von knapp 3 km² weniger als 6.500 Einwohner; Westerville hat auf 6 km² knapp 7.000 Einwohner (Mengede hat insgesamt 39.231 Einwohner) (Stand 2017; Stadt Dortmund 2018, 56). Beide Stadtteile gelten wie Gropiusstadt als Großwohnsiedlung, haben jedoch eine ganz andere Geschichte und ein anderes Erscheinungsbild: Sie sind geprägt durch Bergarbeitersiedlungen aus den 1920er- bzw. 1930er-Jahren, die rund um die Zeche

Westhausen entstanden sind, sowie durch Zeilenbauten aus den 1950er-/1960er-Jahren und Geschosswohnungsbauten aus den 1960er-/1970er-Jahren (Urbano et al. 2014, 5).

In Nette leben anteilig viele ältere Menschen, wohingegen in Westerville viele jüngere Menschen wohnen (Stand 2015; Stadt Dortmund 2016, 44). Im Stadtbezirk Mengede insgesamt liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund bei ca. 37 Prozent (davon knapp 20 Prozent Deutsche mit Migrationshintergrund und 17 Prozent Nichtdeutsche) (Stand 2017; Stadt Dortmund 2018, 56). Der Anteil an Deutschen mit Migrationshintergrund ist überdurchschnittlich hoch, nur in den Bezirken Scharnhorst und Nordstadt liegt dieser Wert höher (Stand 2017; Stadt Dortmund 2018, 57). Die Arbeitslosenquote liegt in Nette bei knapp 17 Prozent und in Westerville bei knapp 21 Prozent (Stand 2015; Stadt Dortmund 2016, 44). Auch hinsichtlich der Zahl der Empfänger von SGBII-Leistungen weisen die Quartiere hohe Quoten auf: In Westerville wohnen 29 Prozent SGB-II-Leistungsbezieher, in Nette sind es 22 Prozent (Stand 2015; Stadt Dortmund 2016, 44).

Das QM Westerville/Bodelschwingh arbeitet seit 2016 in dem Stadtteil und wird über das Programm „Soziale Stadt“ finanziert. Nette ist nicht Teil des QM-Gebiets. Gemeinsam mit den Anwohnern hat das QM ein Motto für Westerville kreiert, das die Struktur der Siedlung gut beschreibt: „Außen grün und innen bunt“ (E#9).

5.4.1 Der Dorfplatz als Parkplatz

Die wenigen kleinen Läden, die die Hauptstraße von Westerville säumen, sind zum Teil nur halbtags geöffnet; es gibt nur einen Supermarkt. Alles in allem ist die Struktur eher dörflich. Trotz dieser dörflichen Struktur, so eine Mitarbeiterin des QM vor Ort,

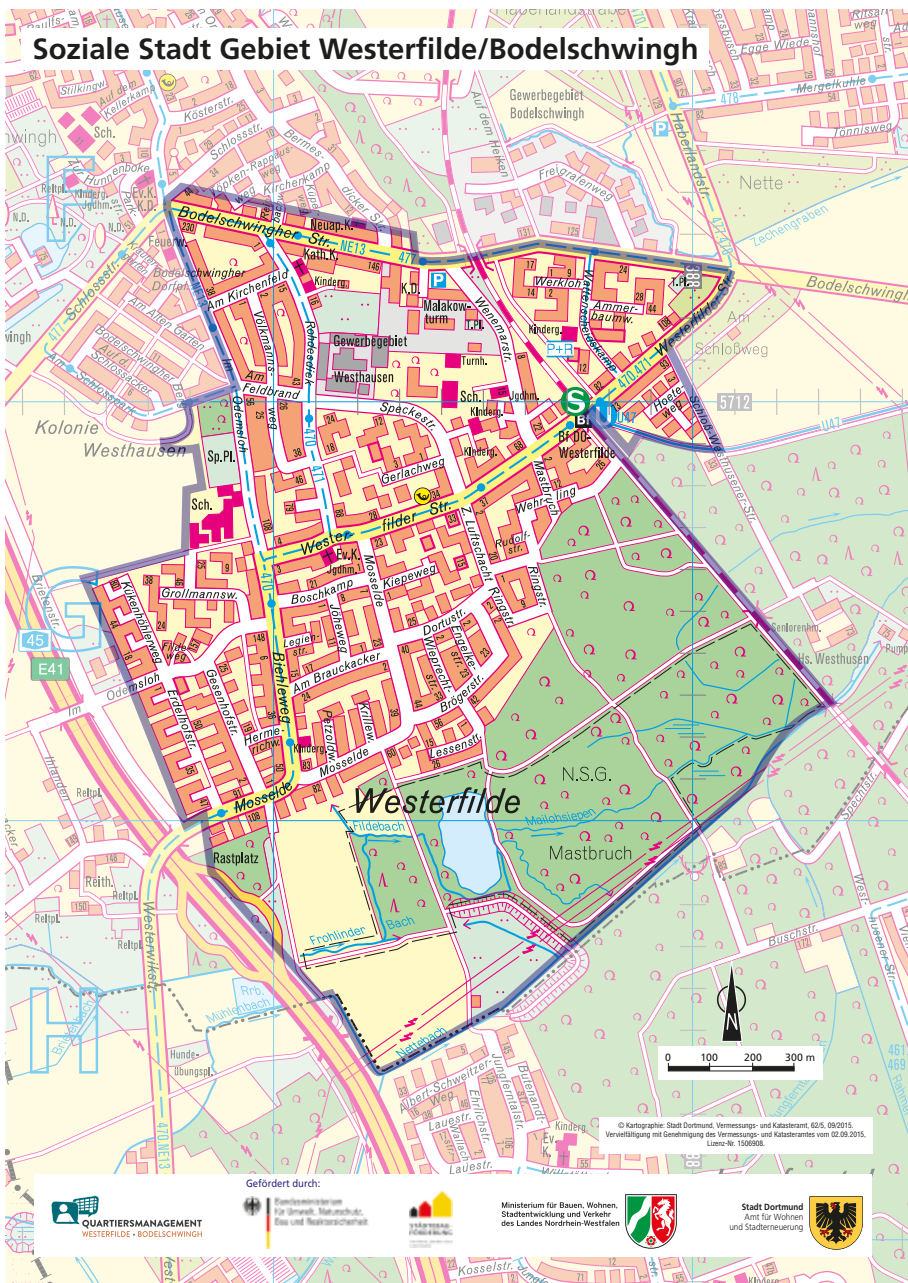


Abbildung 13: Gebiet Quartiersmanagement Westerfilde/Bodelschwingh (Stand 2015)

Quelle: Stadt Dortmund, Vermessungs- und Katasteramt

seien auch Westerfilde und Nette geprägt von sozialen Problemen wie Arbeitslosigkeit und Drogenabhängigkeit (E#9).

Ähnlich wie ihre Kolleginnen in der Gropiusstadt bemängeln die Experten die Versorgung des Quartiers mit Beratungsstellen: In Westerfilde gebe es zu wenige und in Nette sogar fast keine. Es fehle an Kinderärzten, Freizeitangeboten und Plätzen, die Räume für Begegnung schaffen. Die Wege zu den Institutionen sind weit – ein Wohnumfeld, das nicht zur Begegnung einlädt. So wird beispielsweise der zentrale Platz im Zentrum von Westerfilde als Auto-Parkplatz genutzt.

Stadtteilmütter und Experten berichten, dass es – wie auch in Nordstadt – Hausverwaltungen gebe, die Nebenkosten veruntreuen und Häuser verwahrlosen ließen. Auch Immobilienspekulationen hätten die Verwahrlosung der Häuser mit verursacht.

Laut der QM-Mitarbeiterin Frau H. hat sich die Wohnqualität in den letzten Jahren allerdings stark verbessert, da Grünflächen gepflegt und Häuser renoviert worden seien. Auch gebe es Pläne zur Wiederbelebung des Dorfplatzes. Die Wohnungsbaugesellschaft Vonovia, der viele Häuser in Westerfilde gehören, habe in letzter Zeit diejenigen Häuser, die aufgrund von Immobilienspekulationen heruntergewirtschaftet waren, instandgesetzt und die Außenanlagen verschönert (E#9).

Übereinstimmend schildern die Dortmunder Stadtteilmütter, dass die Wohnqualität in Westerfilde/Nette im Vergleich zur Nordstadt besser, der Weg in die Innenstadt jedoch weit sei. Wie in der Gropiusstadt müssen Anwohner und Stadtteilmütter weitere Wege auf sich nehmen, um zu Behörden und Beratungsstellen zu gelangen, was jedoch keine von ihnen als problematisch beschreibt.



Abbildung 14: Werbetafel Wohnungsbaugesellschaft in Westerfilde

Foto: © Almut Sülzle

5.4.2 Effekte der sozialräumlichen Struktur auf die Arbeit der Stadtteilmütter

Enge Zusammenarbeit mit Beratungsstellen vor Ort

Weil es an Beratungsstellen mangelt, aber auch aufgrund der Schwierigkeit für die wenigen Einrichtungen, einen Zugang zu der Bevölkerung mit Migrationshintergrund zu bekommen, ist das Stadtteilerternprojekt für Westerfilde/Nette sehr wichtig. Seit Februar 2018 sind Stadtteilertern fest an die Beratungsstelle „Lokal Willkommen“ angegliedert, die nach Dortmund zugewanderte Menschen unterstützt. Dort bieten sie viermal wöchentlich vor Ort Sprechstunden an. Die enge Zusammenarbeit mit der Beratungsstelle führt vermutlich dazu, dass für die migrantische Bevölkerung insgesamt eine langfristige und mehr partizipativ angelegte Arbeit stattfinden kann als im „Durchgangsquartier“ Nordstadt. Da „Lokal Willkommen“ jedoch nur mit Geflüchteten zusammenarbeitet, die bereits eine eigene Wohnung bezogen haben, profitieren davon nicht alle Migranten gleichermaßen. Seit der Zusammenarbeit mit „Lokal Willkommen“ findet eine Kooperation der Stadtteilmütter mit dem QM nur noch punktuell statt. Das QM hat seine Arbeit mit Migrantinnen auf Stadtfeste oder andere Veranstaltungen beschränkt, bei denen Stadtteilertern mit eigenen Aktionen vertreten sind (E#16, 41). Laut einer Mitarbeiterin des QM würden inzwischen Projekte, bei denen die Zusammenarbeit mit Migranten wichtig sei, gar nicht erst geplant werden. Denn ohne die Stadtteilmütter sei es sehr schwierig, Zugang zu den Anwohnerinnen mit Migrationshintergrund zu bekommen (E#9).

Stadtteilmütter sind über weitere Strecken mobil

Ein aus dem Mangel an Einrichtungen resultierender Effekt ist, dass Stadtteilertern, die in Westerfilde/Nette arbeiten und teils auch leben, häufig weitere Strecken zurücklegen müssen als die Stadtteilertern aus Nordstadt. Westerfilde/Nette ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut an die Dortmunder Innenstadt angebunden und für die Stadtteilertern, die dort wohnen, ist es normal, sich in der gesamten Stadt zu bewegen.

Dies gilt allerdings tendenziell für alle Dortmunder Stadtteilertern, da Institutionen in Dortmund häufiger als in Berlin über die ganze Stadt verteilt sind und Stadtteilertern sich per se mehr über die Grenzen der Quartiere und Bezirke, in denen sie arbeiten, hinausbewegen müssen. In Neukölln hingegen finden Stadtteilmütter fast alle Anlaufstellen, die sie in ihrer Arbeit besuchen, im eigenen Bezirk.

6 Wechselwirkungen zwischen Stadtteilütterprojekten und Quartieren

Der Begriff Wechselwirkungen in der Überschrift macht es schon deutlich, wir fragen in zwei Richtungen: Wie verändert die Arbeit der Stadtteilütter die Quartiere und inwiefern beeinflusst die Art des Quartiers die Arbeit der Stadtteilütter? Die durch den Vergleich der vier Quartiere bereits konzeptionell in die Untersuchung eingearbeitete Vermutung, dass der bauliche Charakter der Quartiere (genauer: ob es sich um eine Großwohnsiedlung oder um ein Altbauquartier handelt) bei der Netzworkebildung und letztlich auch bei Integrationsprozessen eine wichtige Rolle spielt, kann anhand der Netzwerkanalyse nicht bestätigt werden. Es lassen sich keine eindeutigen Unterschiede zwischen den Netzwerkkarten (vgl. Kapitel 6) aus den Altbauquartieren und den Netzwerkkarten aus den Großwohnsiedlungen feststellen. Vielmehr zeigen alle von uns erhobenen Karten dieselben positiven Effekte der Vernetzung durch Stadtteilütterprojekte, ohne Unterschiede nach Quartierstypus. Unsere Erklärung dafür ist: Die Wirkungen der Stadtteilütterprojekte überlagern diese Effekte bzw. noch genauer ausgedrückt: Stadtteilütterprojekte gleichen durch ihre quartiersnahe Arbeit mögliche Quartiereffekte aus. Denn ihre alltagsnahe und sozialraumorientierte Arbeitsweise prädestiniert sie dafür, die Besonderheiten der jeweiligen Quartiere zu (er)kennen und auf deren Eigenarten einzugehen. Dieser (für uns überraschende) Befund wird in diesem Kapitel ausführlicher diskutiert. Zu diesem Zweck stellen wir die von uns beobachteten Wechselwirkungen zwischen Quartier und Projekt in einem Wirkungsgefüge dar.

Bevor jedoch in den Kapiteln 6.2 bis 6.4 der Frage nach den Wechselwirkungen nachgegangen wird, ist es wichtig, einen

Blick auf die Basis dieser Wirkungen zu werfen, die wir „Quartiersanbindung“ nennen. Gemeint ist damit zum einen die Tatsache, dass Stadtteilütterprojekte „ihr“ Quartier gut kennen, mit ihm verwoben sind und es darum sowohl gut beschreiben und erklären können als auch auf dieser Grundlage effektive Vernetzungsarbeit leisten. Zum anderen entsteht die Quartiersanbindung auch durch die quartiersnahe Arbeitsweise sowie den sozialraumorientierten Ansatz ihrer Arbeit.

6.1 Quartiersanbindung: Stadtteilütter als Seismografen ihrer Quartiere

Der Gesamtblick auf die Interviews macht deutlich, wie eng die Arbeit der Stadtteilütter mit der spezifischen Situation im jeweiligen Kiez verbunden ist. Dabei fällt zuallererst auf: Stadtteilütter sind Seismografen ihrer Quartiere. So zeigt sich z. B. bereits in der Zusammensetzung der Ausbildungsgruppen, welche Personen(gruppen) im Viertel leben und welche Bedarfe entstehen bzw. sich verändern. Die Koordinatorin des Dortmunder Stadtteilelternprojekts fasst dies wie folgt zusammen:

„Stadtteilütterprojekte sind ideal, um Veränderungen im Viertel erst mal überhaupt mitzubekommen. Bis Träger oder Behörden mitbekommen, was passiert, wäre das also ein schöner Seismograf ... wenn man das alles zusammen dann anschaut, bekommt man einen Querschnitt von dem Viertel, wie es da funktioniert, was für neue Personengruppen kommen, welche Probleme sie haben“ (G#3, 5).

Es lässt sich zeigen, dass sich sowohl die einzelnen Stadtteilütter und -väter wie auch die Stadtteilütterprojekte insgesamt sehr

flexibel auf die jeweiligen Besonderheiten einstellen. Das gelingt ihnen zum einen, weil sie die entsprechende Kiezkompetenz selbst mitbringen bzw. um diese Kompetenz der im Quartier beheimateten Kollegen wissen. Außerdem sorgen sie dafür, dass diese Kenntnisse im Bedarfsfall weitergegeben werden, indem beispielsweise die neue, ortsunkundige Kollegin abgeholt und zu ihren Terminen begleitet wird, wie uns die Koordinatorin der Stadtteilmütter in Gropiusstadt erzählt (G#1, 33). Daher ist es kein Zufall, dass manche Stadtteilmütter (nebenberuflich) auch geführte Kiezspaziergänge anbieten. Zum anderen sind die begleiteten Personen und ihre Bedarfe Ausgangspunkt der Stadtteilmütterarbeit. Auch diese Bedarfsorientierung trägt zur Flexibilität bei.

Wie beschrieben, existieren in den Quartieren unterschiedliche Bedingungen, mit denen die Stadtteilmütter umgehen müssen: Die Entfernungen, die Infrastruktur, die politische Situation, der „Ruf“ des Viertels, die Veränderung der Bevölkerungsstruktur – all dies hat Einfluss auf den Arbeitsalltag der Stadtteilmütter.

Stadtteilmütter und Koordinatorinnen fühlen sich „ihrem“ Stadtteil verbunden und können auf Veränderungen reagieren, so fasst die fachliche Projektleiterin der Kreuzberger Kiezmütter die zeitweise intensive Arbeit mit im Bezirk ankommenden Geflüchteten zusammen:

„Wenn der Ort, hier der Sozialraum, gerade einen anderen Bedarf hat über ein Dreivierteljahr und die Menschen für ihr Leben erst mal [was Anderes] brauchen, dann muss man dem auch erst mal gerecht werden“ (E#4, 3).

Damit die Stadtteilmütter ihrer Arbeit sinnvoll nachgehen können, müssen sie das Quartier und seine Besonderheiten kennen, über die Infrastruktur der Einrichtungen Bescheid wissen und sich auf die spezielle Situation vor Ort einstellen. Wie sich aus unserer Studie ergibt, müssen sie dafür aber nicht unbedingt auch in diesem Quartier wohnen. Auch diejenigen, die nicht aus dem betreffenden Quartier kommen, können dort als Stadtteilmütter effektiv arbeiten, etwa wenn sie (wie in Gropiusstadt) von Insiderinnen intensiv eingearbeitet werden oder wenn sie sich (wie in Dortmund) auf Sprechstunden in Einrichtungen konzentrieren und von dort aus Begleitungen zu Behörden etc. anbieten. In Dortmund gibt es Stadteiler*innen, die in „ihrem“ Quartier wohnen und arbeiten, und solche, die nicht im selben Quartier wohnen und arbeiten, was unterschiedliche Arbeitsweisen nach sich zieht, die sich gegenseitig ergänzen.

Darüber hinaus ist Quartiersnähe auch nicht immer gewünscht. In Dortmund kam es z. B. vor, dass Einrichtungen explizit Stadtteilmütter aus anderen Vierteln anforderten. Hintergrund war die Befürchtung, dass aus dem Viertel stammende Stadteiler*innen zu viel wissen und sich daraus eventuell Datenschutzprobleme ergeben könnten:

„... [es] war ja in der letzten Gruppe so, dass wir Frauen gehabt hatten, die in den Quartieren gelebt und gearbeitet haben, was ursprünglich die Idee war. Zwischendurch gab es aber Situationen, wo man mich angerufen und gesagt hat, ‚Bitte gerne zu uns Stadtteilmütter schicken, aber nicht aus dem Viertel‘. Denn da ging es um die Schulen und es ging um Datenschutz. Es ging darum, dass sie einfach viel zu viel Informationen bekämen“ (G#3, 7).

Die Quartiersanbindung und die Arbeitsweise der Projekte (die Stadtteilmütter werden dazu ermuntert, ihre eigenen Vorstellungen einzubringen, ihre Sicht auf das Quartier wird ernst genommen) führen dazu, dass die Stadtteilmütter innovative Ideen entwickeln und umsetzen können. Die Stadtteilmütter sind sehr nah am Geschehen, sie nehmen Veränderungen frühzeitig wahr und reagieren flexibel darauf. Diese Stärke der Stadtteilmütterprojekte kann die Arbeit der Institutionen und des QM unterstützen und sie prädestiniert die Stadtteilmütter dazu, in die Quartiersentwicklung eingebunden zu werden. Darauf gehen wir in Kapitel 8.1 noch näher ein.

Neben der genauen Kenntnis der Quartiere ist auch der sozialraumorientierte Ansatz als Methode der sozialen Arbeit an der persönlichen Umgebung, der Nachbarschaft und dem Quartier der Klientinnen orientiert. Auch auf dieser theoretischen Ebene findet also eine Koppelung der Arbeit an das Quartier statt. Die beiden untersuchten Projekte kombinieren sozialraumorientierte und inter- bzw. transkulturelle Ansätze sozialer Arbeit (Straßburger/Bestmann 2008). Diese theoretische Basis drückt sich insbesondere in der Haltung aus, die in den vielen im Projekt angelegten persönlichen Begegnungen zum Ausdruck kommt. Diese besondere Art von Begegnungen ist unserer Überzeugung nach der wichtigste Erfolgsfaktor für die Arbeit der Stadtteilmütterprojekte. Die Pädagogen Gaby Straßburger und Stefan Bestmann beschreiben diese Besonderheit folgendermaßen:

„Der Erfolg von Projekten, denen es gelingt, Familien mit Migrationshintergrund frühzeitig anzusprechen und zu unterstützen, beruht nicht nur auf der methodischen Kompetenz [...]. Auf der Suche nach Faktoren des Gelingens stießen wir immer wieder auf ein gut abgestimmtes Zusammenspiel von Haltung, Methode und Struktur“ (Straßburger/Bestmann 2008, 12).

Den Autoren zufolge beinhaltet dieser Dreiklang Wertschätzung, ehrliches Interesse an der Person, Anerkennung der Lebensexpertise sowie Ressourcenorientierung (Straßburger/Bestmann 2008, 12); genau diese Arbeitsweise wird in den beiden untersuchten Projekten umgesetzt. Dadurch sind die Stadteiler*innen in der Lage, sehr flexibel auf die konkreten und aktuellen Bedarfe in den jeweiligen Familien wie auch im Quartier insgesamt einzugehen. Voraussetzung und Erfolgsfaktor für diese Flexibilität sind der lebensweltnahe Zugang sowie die Tatsache, dass die Stadteiler*innen durch einen ähnlichen Erfahrungshintergrund und eine gemeinsame Sprache mit den begleiteten Familien verbunden sind.

6.2 Das Wirkungsgefüge

Die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Stadtteilmütterprojekten und Quartieren lässt sich bekanntlich in zwei Richtungen stellen: Welche Auswirkungen hat die Beschaffenheit des Quartiers auf die Stadtteilmütterprojekte? Und welche Effekte hat die Arbeit der Stadtteilmütter auf die Quartiere? Beide Zusammenhänge werden im Folgenden anhand eines Wirkungsgefüges (Abbildung 15) nachgezeichnet. Die Grafik lässt sich von links nach rechts lesen: In den beiden Städten werden, aufbauend auf die örtlichen Gegebenheiten, die Konzeptionen der Stadtteilmütterprojekte entwickelt. Die Arbeitsweise ist in

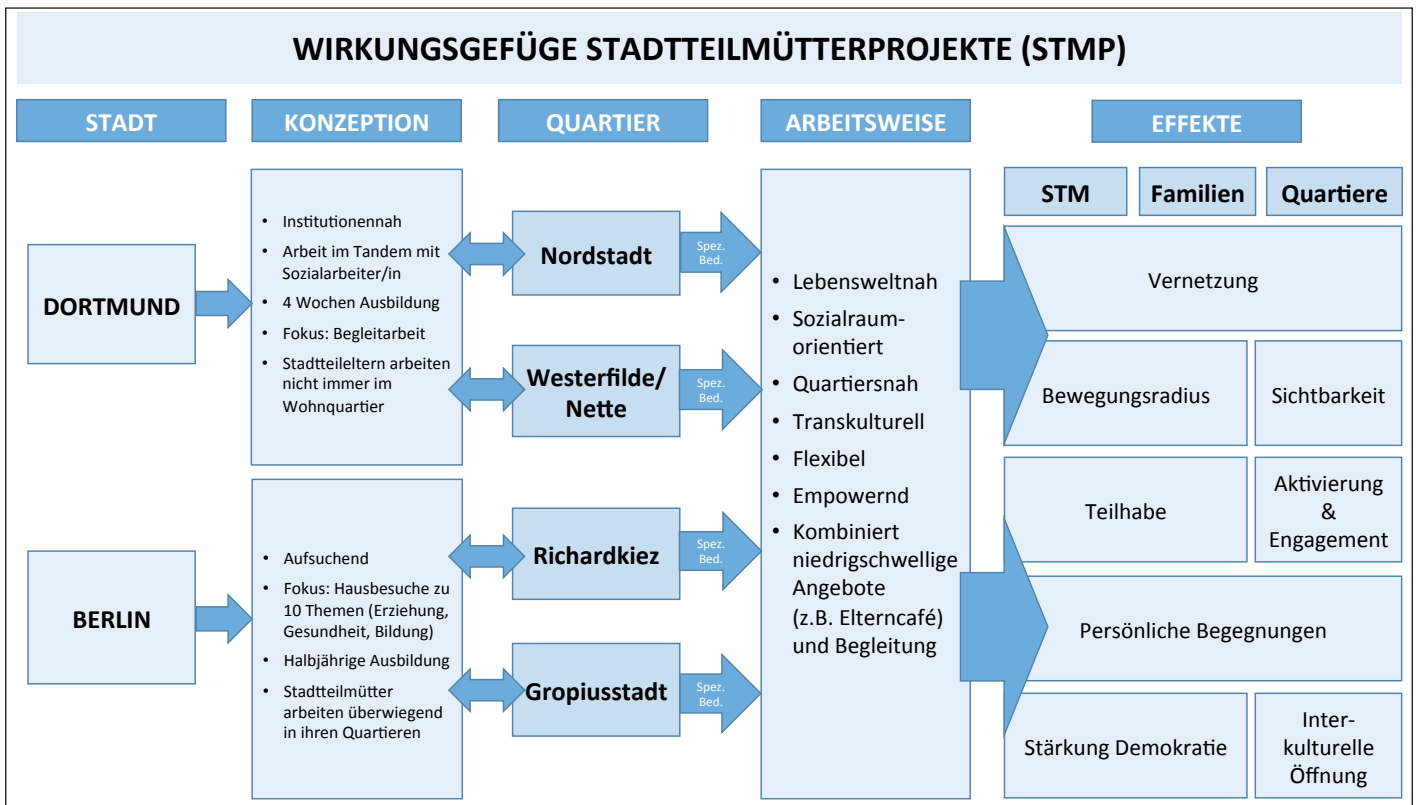


Abbildung 15: Wirkungsgefüge

Quelle: Camino/vhw

beiden Projekten gleich und es ist diese sozialräumliche Arbeitsweise, die die Effekte auf die Stadtteilütter, die Familien und die Quartiere erreichen kann (rechts). Die jeweiligen Besonderheiten der vier Quartiere (mittig) haben Einfluss auf die konkrete Ausgestaltung der Arbeit, sowohl was die Konzeptionen als auch was die Arbeitsweise angeht – ohne dabei jedoch die Grundzüge der Arbeitsweise zu verändern.

6.3 Effekte auf die Quartiere

Die Effekte auf die Quartiere sind ganz rechts in der Grafik „Wirkungsgefüge Stadtteilütterprojekte“ (Abbildung 15) dargestellt. Die Hauptursache für die aufgelisteten Effekte und Wirkungen ist die sozialraumorientierte interkulturelle Arbeitsweise. Sowohl das Dortmunder als auch das Berliner Projekt arbeitet mit diesem offenen, niedrigschwelligem sozialraumorientierten Zugang. Diese Arbeitsweise und die darin angelegte Haltung ist die Basis der persönlichen Begegnungen, die durch die Projektarbeit entstehen.

Die von uns geführten Interviews mit Klientinnen, Stadtteilütern und Vertretern der Institutionen in den Quartieren zeigen, dass es eben diese persönlichen Begegnungen sind, die das Zusammenleben respektvoller machen und ein integratives Klima im Quartier fördern. Die Interviewten zeigen sich dankbar für die Kontakte, Unterstützung und Zuwendung, die sie erhalten und die sie als genau für sich passend empfinden. Sie fühlen sich freier, reifer, respektierter und angenehmer und sie fühlen

sich gestärkt, ihr Leben in die Hand zu nehmen und ihre Umgebung zu verändern. Sowohl die Stadtteilütter als auch die Klientinnen führen all dies auf die empowernden Begegnungen im Projekt zurück (eindrucksvoll nachzuvollziehen in den Kurzvorstellungen der Interviewten im Anhang).

Diese Art der persönlichen Begegnungen führt auch zu einer stärkeren interkulturellen Öffnung der Einrichtungen. Die Stadtteilütter arbeiten aktiv daran, bei deutschen Institutionen, aber auch innerhalb der migrantischen Communities Vorurteile abzubauen und engagieren sich für Vielfalt und gegen Rassismus und Benachteiligung. Dies führt zu einer Stärkung der demokratischen Strukturen im Kiez.

Mit der Netzwerkanalyse und den Interviews lassen sich sozialräumliche Wirkungen sowohl für die beiden Zielgruppen Stadtteilütter und Klientinnen, als auch für die kooperierenden Institutionen sowie für das Quartier insgesamt herausarbeiten (vgl. Abbildung 15 unter „Effekte“). Die Netzwerkanalyse zeigt, dass die Vernetzung der Klientinnen, der Stadtteilütter selbst sowie der Institutionen im Quartier und damit auch im gesamten Quartier zunimmt. Die für die Netzwerkanalyse erstellten Karten machen auch deutlich, dass sich der Bewegungsradius der migrantischen Familien durch die Projekte vergrößert: Die Klientinnen lernen neue Orte im Quartier kennen, verlassen ihre Wohnung häufiger, bewegen sich mit größerer Selbstverständlichkeit und Sicherheit in der näheren Umgebung, kennen mehr Beratungsangebote, nutzen mehr Freizeiteinrichtungen und schließen neue Bekanntschaften. Die Stadtteilütter lernen durch ihre Arbeit und die hinzugekommenen Freundschaften mit Kolleginnen die Stadt neu kennen, sie bewegen sich

viel im Kiez und fühlen sich dort mehr zuhause, sie verlassen gemeinsam das angestammte Viertel, um die Stadt zu erkunden und suchen Orte auf, an denen sie noch nie zuvor waren. Dieser größere Bewegungsradius beider Gruppen führt auch zu mehr Sichtbarkeit von Migrantinnen im Quartier (und in der gesamten Stadt). Durch die empowernde Arbeitsweise der Projekte werden die Stadtteilmütter darin unterstützt, ihre Fähigkeiten und Interessen weiterzuentwickeln und sich am kulturellen, sozialen und politischen Leben im Quartier zu beteiligen. Die Teilhabe wächst und das Quartier hat mehr engagierte und aktive Migrantinnen, die Veranstaltungen zum Internationalen Frauentag organisieren, Straßenfeste und Elterncafés initiieren oder Schreibwerkstätten und Lesungen veranstalten.

Stadtteilmütterprojekte bewirken also auf der Ebene des Quartiers Veränderungen, die wir anhand der erhobenen Daten beschreiben können. Diese Effekte auf das Quartier werden in Kapitel 7 ausführlich dargestellt.

6.4 Quartierseffekte?

Diese Studie fragt umgekehrt auch danach, welchen Einfluss die unterschiedlichen städtebaulichen Bedingungen auf die Arbeit und die Effekte der Stadtteilmütterprojekte haben, und vergleicht hierzu Großwohnsiedlungen mit Altbauquartieren. In diesem Forschungsdesign steckt implizit die Annahme, dass Unterschiede in der Quartiersart für das Ausmaß und die Formen der Vernetzung im Quartier eine wichtige Rolle spielen könnten. Solche Quartierseffekte auf die Netzwerkbildung und das Zusammenwachsen von Nachbarschaften sind vielfach beschrieben und erforscht worden (vgl. Kapitel 1.2 Forschungsstand). So könnten Verfechter der Quartierseffekte z. B. vermuten, dass in Stadtteilen, in denen eine migrantische Bevölkerung bereits seit mehreren Generationen zuhause ist, eine innerethnische Vernetzung durch Migrantenvereine besteht, die in den erhobenen Netzwerkkarten sichtbar wird und deren Existenz die Arbeit der Stadtteilmütter beeinflusst. Eine andere naheliegende Annahme wäre, dass die Anonymität in Großwohnsiedlungen größer ist. Daher sind Netzwerke schwer aufzubauen. Diese sind daher auch kleiner. Quartierseffekt dieser Art müssten dann auf den Netzwerkkarten sichtbar und nachvollziehbar sein.

Vergleicht man aber die in den beiden Großwohnsiedlungen erhobenen Netzwerkkarten mit denjenigen aus den Altbauquartieren, sind keine systematischen übergreifenden Unterschiede oder Muster zu erkennen. Die Wirkungen (in der Abbildung 15 rechts unter der Überschrift „Effekte“ dargestellt) werden in beiden Quartiersarten unabhängig von den jeweiligen Ausgangsbedingungen erzielt. Der vermutete Zusammenhang zwischen der Art des Quartiers und der Größe und Intensität der Netzwerke lässt sich auf der Grundlage unserer Daten also nicht bestätigen. Die vorher beschriebenen Unterschiede zwischen den Quartiersarten wirken sich zwar auf die Arbeitsbedingungen und die Angebote der Stadtteilmütterprojekte, nicht aber auf die Ergebnisse dieser Arbeit, nämlich die durch die Stadtteilmütterprojekte initiierten Netzwerke aus.

Den Grund für diesen zunächst überraschenden Befund sehen wir in der bereits mehrfach angesprochenen quartiersbezogenen Arbeitsweise der Stadtteilmütter. Die qualitativen Interviews der Studie zeigen, dass Stadtteilmütterprojekte durch ihre alltagsnahe und sozialraumorientierte Arbeitsweise dafür prädestiniert sind, die Besonderheiten der jeweiligen Quartiere zu (er)kennen und auf deren Eigenarten einzugehen. Es ist gerade die Stärke eines sozialraumorientierten Ansatzes, die Lebensbedingungen der einzelnen Personen in die Unterstützung miteinzubeziehen, also beispielsweise zu begleiten, wo weite Wege zurückzulegen sind, oder den Weg zu Institutionen genau zu beschreiben, wo sie schwer aufzufinden sind.

Entsprechend finden sich im Wirkungsgefüge in Abbildung 15 zwischen den beiden nach Städten unterschiedlichen „Konzeptionen“ und der projektübergreifenden gemeinsamen „Arbeitsweise“ die vier untersuchten Quartiere, deren spezifische Bedingungen auf die Projekt-Konzeption und die Arbeitsweise Einfluss haben. Die Pfeile zeigen in beide Richtungen. Das Quartier mit seinen jeweiligen Besonderheiten hat also in dieser Darstellung Auswirkungen sowohl auf die spezifische Konzeption der Arbeit der Stadtteilmütter als auch auf die konkrete Arbeitsweise. Eine zentrale Gelingensbedingung für Stadtteilmütterprojekte ist ihre sozialräumliche Arbeitsweise, die gerade darin besteht, sich auf örtliche Gegebenheiten und Bedarfe einzustellen und die konkrete Arbeit entsprechend der aktuell vor Ort vorgefunden Bedingungen zu modifizieren. Ein erheblicher Teil des Erfolgs der Projekte ist also der Adaptionfähigkeit des Konzepts sowie der flexiblen Arbeitsweise der Träger und Projektleitungen vor Ort geschuldet, die auf die örtlichen Begebenheiten einzugehen wissen.

Die bereits zitierte Annahme einiger der von uns interviewten Expertinnen, wonach sich die Bauart eines Quartiers auf die Vernetzung im Quartier auswirkt, z. B. weil sie zum Verweilen im öffentlichen Raum einlädt oder nicht, wird durch die Ergebnisse der Netzwerkanalyse zwar nicht belegt, andererseits aber auch nicht widerlegt. Denn: Unsere Befunde sagen nichts darüber aus, ob Vernetzung und nachbarschaftlicher Kontakt eher in eng bebauten Altbauquartieren oder in weiträumiger bebauten Großwohnsiedlungen einfacher oder selbstverständlicher sind (wie die Expertinnen berichten), sondern zeigen nur, dass durch den Kontakt mit dem Stadtteilmütterprojekt die Vernetzung für alle Beteiligten zunimmt, unabhängig von Quartierseffekten. Dieses Ergebnis lässt jedoch keine Aussagen darüber zu, ob es jenseits unserer Untersuchungsgruppe Quartierseffekte auf die Vernetzung migrantischer Bewohnern gibt – wir gehen vielmehr davon aus, dass eventuell bestehende Quartierseffekte durch die Arbeit der Stadtteilmütter überformt werden.

6.5 Unterschiede nach Städten – Konzepteffekte?

Die Wirkungskette beginnt links mit den beiden Städten (Abbildung 15). In beiden Städten sind die Stadtteilmütterprojekte unterschiedlich gewachsen und ausgestaltet. Die Konzeption der Projekte (vgl. die Projektbeschreibungen in Kapitel 2) wird durch ihre Entstehungsgeschichte und auch durch die migra-

tionspolitische Haltung in der jeweiligen Stadt bzw. beim jeweiligen Träger beeinflusst. Der Schwerpunkt der Neuköllner Arbeit liegt auf Hausbesuchen, mit deren Hilfe die Stadtteilmuttermütter einen intensiven Kontakt zu den Klientinnen aufbauen und die Themen Bildung, Erziehung und Gesundheit in die Familien tragen. Die Dortmunder Stadtteileltern arbeiten überwiegend im Tandem mit Mitarbeitern der kooperierenden Institutionen. Auch die finanzielle Ausstattung der Projekte und die Länge der Ausbildung der Stadtteilmuttermütter bzw. Stadtteileltern (Dortmund: vier Wochen; Berlin: sechs Monate) ist verschieden. Beiden Projekten gemeinsam ist hingegen, dass Stadtteilmuttermütter diejenigen, die Hilfe benötigen, bei den (ersten) Schritten zur Integration unterstützen und ihnen als Ansprechpartnerinnen für alle Fragen, Probleme und Lebenslagen zur Verfügung stehen. Angeboten werden u. a. Elterncafés oder Sprechstunden in Institutionen sowie individuelle Begleitung bei Behördengängen, aber auch bei Arztbesuchen u. Ä.

In den Experteninterviews haben wir erfahren, dass die vier Quartiere tatsächlich spezifische Bedingungen aufweisen: Sie unterscheiden sich unter anderem im Hinblick auf ihre Bauart, ihre Geschichte und Lage in der Stadt sowie hinsichtlich ihrer Bewohnerschaft und dem Ruf, der ihnen anhaftet. Die Gropiusstadt ist eine Großwohnsiedlung in der Größe einer Kleinstadt mit vielen Institutionen vor Ort, die allerdings aufgrund der unübersichtlichen Bebauung und mangelhafter Beschilderung nur schwer zu finden sind. Das erfordert Begleitung auf den Wegen im Kiez und verlangt von Stadtteilmuttermüttern, dass sie sich gut auskennen. Hingegen gibt es in dem kleinen Nette kaum Institutionen vor Ort, sodass die Aufgabe der Stadtteilmuttermütter eher darin besteht, Begleitung auf den Wegen in die Innenstadt anzubieten. Hierfür brauchen sie zwar kaum Ortskenntnisse im Kiez; für sie ist es aber besonders wichtig, gut auffindbar zu sein und dafür wiederum sind viele und gute Kooperationsbeziehungen zu den wenigen Einrichtungen vor Ort erforderlich. In der Dortmunder Nordstadt und im Neuköllner Richardkiez sind Institutionen und Hilfeeinrichtungen grundsätzlich leichter auffindbar.

Unterschiede in den erhobenen Daten lassen sich nicht nach Art der Quartiere, wohl aber zwischen den beiden Städten finden. Jedoch – und das ist wiederum das Überraschende – weisen die Daten zwar sichtbare Unterschiede zum Beispiel auf Ebene der Netzwerkkarten zwischen den beiden Städten auf. Fragt man jedoch weiter, welche Wirkung die Arbeit der Stadtteilmuttermütter hat, dann zeigt sich, dass die Effekte auf die Klientinnen, auf die Stadtteilmuttermütter, auf die Institutionen und auf das Quartier die gleichen sind. In Berlin bleiben die sozialen Netzwerke eher auf das jeweilige Quartier begrenzt, während sie in Dortmund oft die Quartiers- und sogar die Stadtgrenzen überschreiten. Das ist jedoch kein Effekt der Arbeit der Stadtteilmuttermütterprojekte, sondern hängt vermutlich mit der Größe der beiden Städte bzw. damit zusammen, welche Infrastruktur sie jeweils aufweisen. Für die Unterschiede nach Städten ist auch ein Zusammenhang mit den unterschiedlichen Konzeptionen der beiden Projekte zu vermuten: In Neukölln ist ein aufsuchender Ansatz mit zehn Hausbesuchen je Familie Standard, in Dortmund hingegen setzt man auf die Anbindung der Stadtteileltern an Institutionen und die Arbeit im Tandem mit erfahrenen Fachkräften. Entsprechend sind Stadtteilmuttermütter in Neukölln häufiger eng in das familiäre Netzwerk integriert und kennen mehrere Familienmitglieder persönlich. Zu vermuten wäre weiter, dass in Neukölln die Beziehung

zwischen Stadtteilmuttermutter und Klientin mehr ins Private geht und in Dortmund auf einer eher professionellen Ebene bleibt. Die begleiteten Klientinnen geben aber in beiden Städten die Stadtteilmuttermütter als wichtige Ansprechpartnerin in allen Fragen und Lebenslagen an. In beiden Städten ist die Stadtteilmuttermutter oft die wichtigste Ansprechpartnerin in einem kleinen, überschaubaren Netzwerk und die einzige Person, an die sich die Frau bei familiären Problemen wendet.

Betrachtet man die Netzwerkkarten, werden also in beiden Städten auf unterschiedlichen Wegen sehr ähnliche Ergebnisse in der Vernetzung erzielt, und zwar sowohl in Bezug auf die Art der entstandenen Netzwerke (nämlich als enge Bindungen zwischen Stadtteilmuttermutter und Klientin, die als „Portal“ für eine Reihe loserer Verbindungen dienen) als auch in Bezug auf den Zuwachs an neu entstandenen Verbindungen zu Quartiereinrichtungen.

Stadtteilmuttermütterprojekte agieren vor dem Hintergrund von aktuellen Trends und Bewegungen der internationalen Migration, der Bevölkerungszusammensetzung und deren Wandel, der Zusammensetzung und Organisationsweise von Communities vor Ort, dem Vorhandensein und der räumlichen Anordnung sozialer und kultureller Einrichtungen sowie der baulichen Struktur des Quartiers. All dies hat auch Einfluss auf die spezifische Konzeption der Projekte, wenngleich deren grundsätzliche Arbeitsweise vor allem in der Projektgeschichte wurzelt, also darauf zurückgeht, wer wann mit welchem Ziel und unter welchen (auch finanziellen) Bedingungen das Projekt ins Leben gerufen hat. Die Rahmenbedingungen werden zudem nicht nur von dem Träger (den Diakonien), sondern auch von den fördernden Institutionen – im Fall von Dortmund also das Jobcenter und die Stadt Dortmund, im Fall von Berlin Jobcenter, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bezirk Neukölln und der Fonds „Soziale Stadt“ – definiert.

7 Fallübergreifende Ergebnisse

Im Folgenden werden die Effekte der Stadtteilmütterarbeit auf die Quartiere, also die zunehmende Vernetzung und gewachsene Teilhabe im Quartier, die zu einem integrativeren Klima beitragen, anhand unserer Ergebnisse aus den Befragungen und der Netzwerkanalyse detaillierter vorgestellt und diskutiert. Alle beschriebenen Effekte sind in allen vier Quartieren feststellbar, daher ist die Darstellung fallübergreifend. Wo es Unterschiede nach Städten (bzw. Projektkonzeptionen) gibt, werden diese ergänzend geschildert. Als Wirkungen, die die Integrationsfähigkeit der Quartiere stärken, beschreiben wir die Öffnung in den Sozialraum sowie die Öffnung in den Stadtraum für die migrantischen Frauen und ihre Familien sowie deren wachsende politische und kulturelle Teilhabe. Dieses Engagement und die daraus entstehenden Kontakte und Begegnungen sind ein Motor der interkulturellen Öffnung der Institutionen im Quartier. Zusammengefasst kann der Effekt auf die Quartiere als demokratiefördernde Basisarbeit beschrieben werden, die ein integratives Klima im Quartier stärkt.

7.1. Wachsende Netzwerke und Öffnung in den Sozialraum

Die Netzwerkkarten zeigen auf verschiedenen Ebenen positive Effekte der Vernetzung sowohl für die Einzelpersonen als auch für die Institutionen und in dieser Kombination letztendlich auch für das gesamte Quartier. Die Arbeitsweise der Stadtteilmütterprojekte, nämlich bereits vorhandene private Netzwerke der Stadtteilmütter einzubinden und auf der anderen Seite deren

Wissen über Hilfeinstitutionen sukzessive auszubauen, wirkt über die privaten Netzwerke der Einzelpersonen hinaus und führt zu einem persönlicheren und stärker vernetzten Zusammenleben und Zusammenarbeiten im Quartier. Diese enge Vernetzung über weite Sozialräume (also über unterschiedliche Personengruppen und Kapitalarten) wird durch den alltagsweltlichen und sozialräumlichen Ansatz der Arbeit ermöglicht.

Alle erhobenen Netzwerkkarten zeigen, dass die Vernetzung im Quartier durch die Arbeit der Stadtteilmütter zunimmt. Alle Interviewten haben durch die Stadtteilmütterarbeit mehr Institutionen und mehr Orte kennengelernt und neue Freundschaften und Bekanntschaften geschlossen.

Bevor sie die Stadtteilmütter kennenlernen, haben viele Klientinnen nur ein bis drei außerfamiliäre Kontakte, sind kaum nachbarschaftlich vernetzt und leben in einer – wie es eine Interviewpartnerin formuliert – „kleinen Welt“ innerhalb ihres Familiennetzwerks. Durch den Kontakt zur Stadtteilmutter wächst dieses kleine Netzwerk sehr stark an, in Dortmund konnten wir im Schnitt eine Steigerung um knapp 200 Prozent messen, in Berlin sind es sogar gut 250 Prozent. Die so gewachsenen Netzwerke sind aber immer noch deutlich kleiner als die der Stadtteilmütter.

Die meisten Stadtteilmütter sind mit acht oder mehr außerfamiliären Kontakten bereits gut vernetzt, wenn sie ihre Arbeit beginnen und lernen durch die Arbeit viele weitere Personen und Institutionen kennen. In Berlin, wo die Ausbildung auch länger dauert und viele Besuche bei Institutionen vorsieht, hat die Studie eine Steigerung der außerfamiliären Kontakte um 150 Prozent ergeben (auf insgesamt im Durchschnitt 18 Kontakte je Stadtteilmutternetzwerk) und in Dortmund einen Zuwachs von immerhin 56 Prozent (auf insgesamt 14 Kontakte).

7.1.1 Wegbegleiterinnen zu Institutionen

Die Art und Weise, in der die Stadtteilmuttermütter unter dem Gesichtspunkt von Vernetzung von ihrer Ausbildung und Arbeit profitieren, lässt sich grob in zwei Kategorien unterteilen: Für manche der Befragten bildet die Arbeit die erste wirkliche Möglichkeit, außerhalb eines muttersprachlichen, familiär dominierten Netzwerks Kontakte zu knüpfen (vgl. hierzu bspw. die Karten N#1, N#2 und N#3 im Anhang). Für die Vernetzung dieser Frauen vor Ort ist ihre Arbeit von essenzieller Bedeutung (sichtbar an vielen rot umrandeten Institutionen). Andere dagegen verfügen bereits über zahlreiche Kontakte in Neukölln – darunter zu professionellen Helfern und unterschiedlichsten Institutionen (z. B. N#13). Für diese Frauen stellt ihre Arbeit eine gute Möglichkeit dar, bereits bestehende Netzwerke auszubauen und womöglich miteinander zu verknüpfen. Die Befragten dieser Kategorie sind weniger stark darauf angewiesen, dass Kontakte durch ihre Arbeit entstehen, um im Sozialraum überhaupt erst Fuß zu fassen. Zu vermuten ist, dass sie schon vor Beginn ihrer Tätigkeit gut integriert waren und sowohl in deutschsprachigen wie muttersprachlichen Netzwerken beheimatet sind. Gleichzeitig verfügen sie über große, dichte und sehr heterogene Netzwerke – ein Schatz, von dem ihre Klientinnen nur profitieren können.

Alle Familienkarten zeigen eine Zunahme an Wissen und Kontakten zu Institutionen; die Klientinnen lernen durch die Stadtteilmuttermütter mindestens drei, oft aber auch bis zu einem guten Dutzend Anlaufstellen kennen. Im Unterschied zu den persönlichen Beziehungen zur Stadtteilmuttermutter handelt es sich bei diesen zu Institutionen vermittelten Kontakten um lose Verbindungen. Sie bekommen jedoch oft eine „persönliche Note“, weil die Stadtteilmuttermütter nicht nur abstraktes Wissen über Hilfeinrichtungen wie z. B. deren Aufgaben oder Adressen vermitteln, sondern auch aus eigenen Erfahrungen oder dem Erfahrungsschatz der Kolleginnen berichten können. So zeigt sich in den Netzwerkkarten (und den begleitenden Gesprächen zu deren Erhebung), dass oft an bereits bekannte Stellen vermittelt wird, auch wenn es alternative Angebote gäbe – die die Stadtteilerlern auch durchaus kennen. Diese Vermittlung wird dann häufig mit einem Hinweis verbunden wie z. B. „*Da arbeitet die Julia, die versteht Dich*“, wobei sich „verstehen“ hier nicht auf die Sprache bezieht, sondern auf die Situation als Migrantin. Dieses mittransportierte Erfahrungswissen ist wichtig, um die Wege für Menschen zu ebnen, die (auch sprachlich) unsicher sind, Vorbehalte haben oder wegen schlechter Erfahrungen den Umgang mit Institutionen meiden.

7.1.2 Grundlegend verbesserte soziale Situation für Familien

Legt man alle Dortmunder und Berliner Karten der Klientinnen nebeneinander, ergibt sich ein beeindruckendes Bild, denn auf allen Karten ist ein Großteil der nichtfamiliären Kontakte über die Arbeit der Stadtteilmuttermütter vermittelt. Das zeigt, welche essenzielle Bedeutung die Arbeit der Stadtteilmuttermütter für diese Familien hat. Die Familienkarten zeigen eine Bandbreite unterschiedlicher Lebenssituationen, von überbordenden Netzwerken in verschie-

denen Sprachen bis hin zu Karten, auf denen nur wenige Alteri verzeichnet sind. Insbesondere bei sehr zurückgezogen lebenden Frauen zeigt sich, dass oft das gesamte oder zumindest fast das ganze außerfamiliäre Netz über die Stadtteilmuttermütter initiiert wurde.¹³ Mit dem Kontakt zu den Stadtteilmuttermüttern hat sich das Leben der Familien grundlegend verändert. Das zeigt zum Beispiel die Karte einer Klientin aus der Gropiusstadt (Abbildung 16).

In der Karte ist das muttersprachliche Netzwerk als blaues Gewebe unten abgebildet, die grünen Linien stehen für das deutschsprachige Netzwerk. Dem muttersprachlichen Netzwerk gehören diverse Familienmitglieder, vor allem der häufig genannte Ehemann sowie zwei Stadtteilmuttermütter an. Der deutschsprachige Teil besteht aus einem Lehrer und diversen Institutionen. Alle genannten Institutionen sind über eine Stadtteilmuttermutter vermittelt, wie an der roten Umrandung zu erkennen ist. Wenn alle durch die Stadtteilmuttermütter vermittelten Kontakte ausgeblendet würden, bliebe ein enges Familiennetz (alle wohnen im selben Kiez) und als einzig deutschsprachiger Kontakt der Lehrer (vgl. Abbildung 17).

Dadurch wird nochmal deutlich, welch großer Gewinn die Arbeit der Stadtteilmuttermütter für die Klientinnen sein kann. Sie werden nicht nur an die „richtige“ Institution weitervermittelt, sondern es entstehen intensive Verbindungen, die in die Familie und ins Privatleben hineinreichen.

Wie ein Blick auf die Karten der Klientinnen insgesamt ergibt, kam ein Großteil der deutschsprachigen und muttersprachlichen Kontakte, die außerhalb der Familie stattfinden, über die Arbeit der Stadtteilmuttermütter zustande. Für manche Familien ist die Stadtteilmuttermutter sogar die einzige Verbindung zur Außenwelt.

7.1.3 Verweben der muttersprachlichen und deutschsprachigen Netzwerke

Die Karten der Stadtteilmuttermütter sind reich an Kontakten in mehreren Sprachen, sie sind mehrfachvernetzt; die Karten der Klientinnen weisen hingegen wenige Kontakte auf, hier dominieren kleine muttersprachlichen Familiennetzwerke. Die Karten zeigen auch, dass Stadtteilmuttermütter als wichtige Knotenpunkte zwischen den muttersprachlichen und den deutschsprachigen Netzwerken fungieren. Die muttersprachlichen Netzwerke der Klientinnen bestehen typischerweise und oft auch ausschließlich aus Familienmitgliedern, manchmal kommt eine meist kleine Anzahl

¹³ Zwar waren die Ursachen für die Isolation mancher Familienmütter nicht explizit Gegenstand der Forschung, in vielen Fällen haben die Interviews aber dennoch einen Einblick in die Hintergründe vermittelt. Die Stadtteilmuttermütter, die die Interviews mit den Familienmüttern führten, sehen die Gründe vor allem in besonderen Belastungen durch die aktuelle Lebenssituation der Frauen. Genannt wurden u. a. der Status als Verwitwete oder neu Angekommene, Gefühle von Depression, Unsicherheit und Angst, ein behindertes Kind, Sprachbarrieren und immer wieder der unsichere Aufenthaltsstatus und Frustration über die fehlende Arbeitserlaubnis.

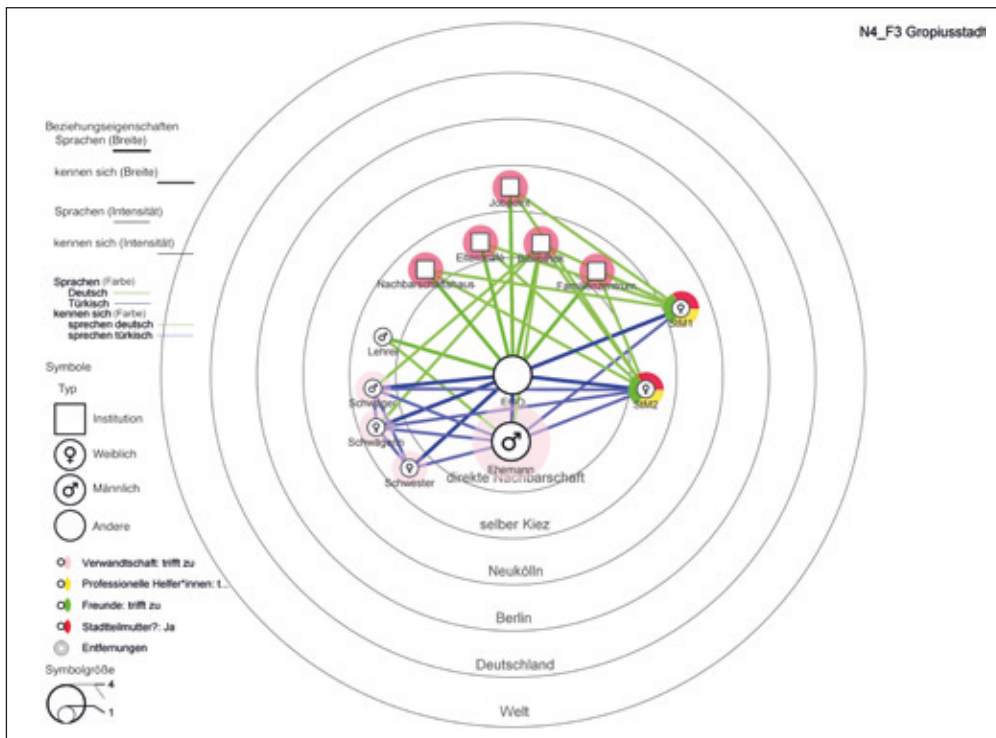


Abbildung 16: Netzwerkkarte einer Klientin aus der Gropiusstadt (N#4_F#3)

Quelle: Camino/vhw

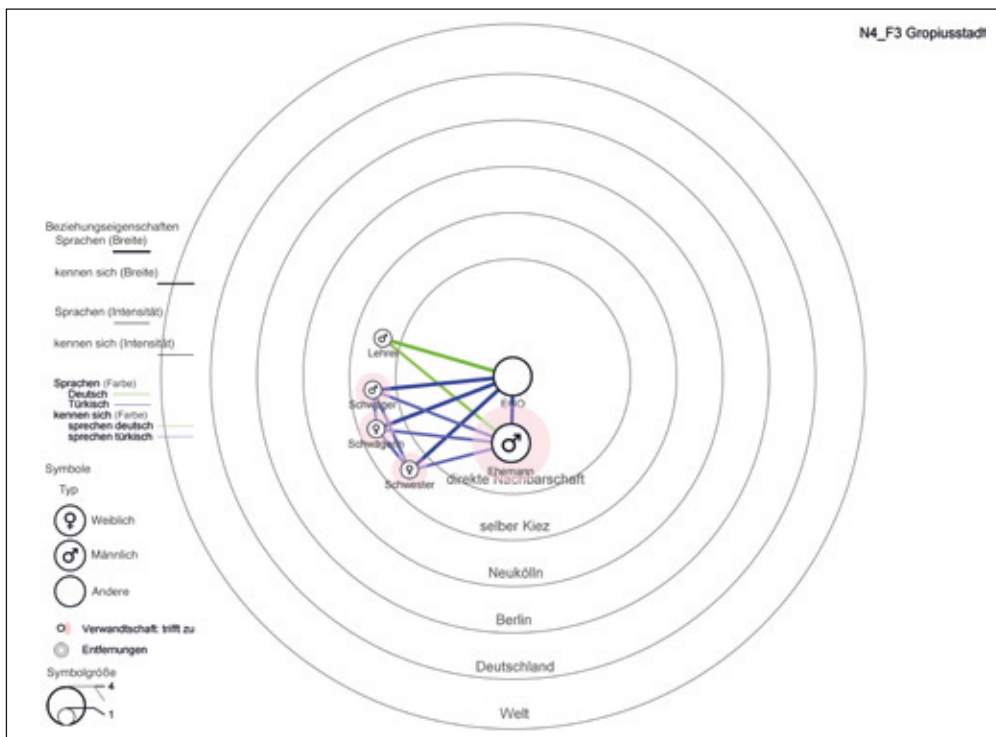


Abbildung 17: Netzwerkkarte einer Klientin aus der Gropiusstadt (N#4_F#3) ohne über die Stadtteilmutter vermittelte Kontakte

an Freundinnen hinzu. Daneben gibt es ein deutschsprachiges Netzwerk, zu dem Institutionen, Beratungseinrichtungen sowie nachbarschaftliche Kontakte im Haus oder auf dem Spielplatz zählen. Diese beiden Netzwerke sind oft komplett voneinander getrennt. Weil sie häufig viele Personen aus beiden Netzwerken kennt, wird die Stadtteilmutter zur Verbindungsperson zwischen

den Welten. So entstehen Verbindungslinien und die strikte Trennung beider Bereiche wird dadurch tendenziell aufgehoben. Das lässt sich gut nachvollziehen an der in Abbildung 16 gezeigten Netzwerkkarte einer Klientin aus der Gropiusstadt. Die beiden Stadtteilmütter rechts haben blaue und grüne Verbindungslinien zu fast allen verzeichneten Alteri, verknüpfen so die beiden bis-

Auf der Karte dominieren die beiden zweifarbig dargestellten Stadtteilmütter. Die obere Hälfte besteht aus einem Kranz aus Institutionen, die in keinerlei Netzwerke eingebunden sind. Unten zeigt sich ein kleines muttersprachliches, recht heterogenes Netzwerk. Größtenteils wird Kurdisch/Jesidisch gesprochen, mit den zwei Stadtteilmüttern spricht die Klientin auch Russisch. Die beiden Stadtteilmütter wurden jeweils fünfmal genannt und sind damit in allen abgefragten Lebensbereichen (Bildung, Privatleben, Freizeit, Behörden und Sozialberatung) wichtige Ansprechpartnerinnen. In diesem Beispiel werden zudem ausschließlich die beiden Stadtteilmütter als Ansprechpartnerinnen für wichtige private Themen genannt.

Für die Klienten sind die Stadtteilerlern oft die zentrale Anlaufstelle; sie wissen, dass sie begleitet und ggf. weitervermittelt werden, wenn sie sich an die Stadtteilerlern wenden. Die Leiterinnen beider Projekte berichten übereinstimmend, dass die Stadtteilmutter eine ganz wichtige Ansprechpartnerin für Frauen in schwierigen Lebenslagen ist, z. B. bei einer Ehekrise oder anstehenden Scheidung.

Daraus lässt sich schließen, dass es nicht unbedingt der Hausbesuch ist, der den Eintritt in die private Welt und damit den Zugang zu den unterstützungsbedürftigen, zurückgezogen lebenden Frauen/Familien ermöglicht, sondern vielmehr – das zeigen die Gespräche mit den Stadtteilmüttern beider Städte – umfassendes Vertrauen. Dieses Vertrauen wiederum entsteht durch die gemeinsame Sprache und die verständnisvoll-akzeptierende Haltung, die auch durch lebensweltliche Nähe unterstützt wird.

7.1.5 Potenziierte Netzwerke

Wenn man aus der Vogelperspektive auf die entstehenden Netzwerke schaut, ist eine spezifische Kombination von engen persönlichen und losen, sozialräumlich vernetzenden Bindungen zu erkennen, die Abbildung 19 schematisch illustriert. Die geknüpften Netzwerke zeichnen sich durch eine spezifische Kombination von engen persönlichen und losen, sozialräumlich vernetzenden Bindungen aus: So haben die Stadtteilmütter eine enge Bindung an die besuchten Familien, die Stadtteilmutter ist für die Familienmütter eine wichtige und ganz zentrale Vertrauensperson. Ebenso bestehen zwischen den Stadtteilmüttern sehr enge persönliche Beziehungen. Parallel dazu stellt jede Stadtteilmutter Kontakte zu Behörden und Institutionen her und baut so ein Netzwerk auf, das ihr zu einem breiten Wissen über die vielfältigen Hilfeangebote in der Umgebung verhilft. Dieses Netzwerk enthält viele lose Bindungen, die jedoch schnell aktiviert werden können. Man kennt sich vom Sehen und mit Namen, die Mitarbeiter in den Institutionen verbinden oft positive Erfahrungen mit einzelnen Stadtteilmüttern und darüber hinaus mit dem ganzen Projekt. Diese Position der Stadtteilmütter als vernetzte Knotenpunkte lässt sich für beide Städte als typisch beschreiben.

Insgesamt sind die Netzwerke der Stadtteilmütter oft sehr umfangreich und diejenigen der Familienmütter eher klein, was dazu führt, dass schon der Kontakt zu einer oder zwei Stadtteilmüttern die indirekt zur Verfügung stehenden Kontakte vervielfacht; was dabei entsteht, nennen wir „potenzierte Netzwerke“.

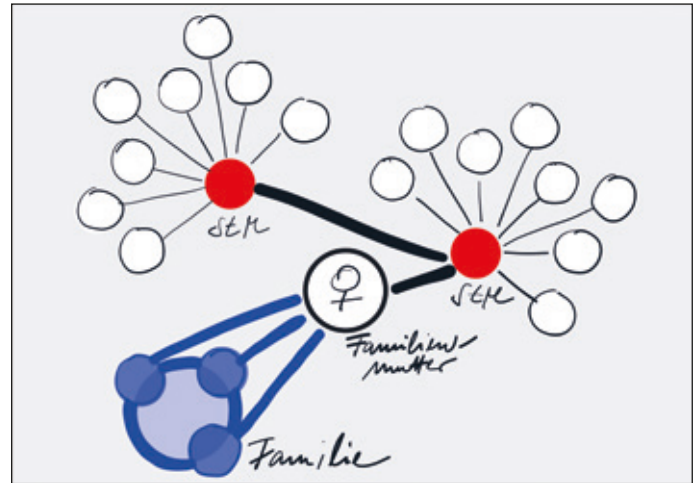


Abbildung 19: Potenziierte Netzwerke (Schema) Quelle: Camino/vhw

In der Debatte über Vernetzung und Sozialkapital von Migranten innerhalb der soziologischen Netzwerkforschung wird zwischen „strong ties“ und „weak ties“ (Granovetter 1973) unterschieden, auch „enge“ und „lose“ bzw. „starke“ und „schwache“ Beziehungen genannt (Stegbauer/Häußling 2010). In Abbildung 19 sind sie als dicke bzw. dünne Linien dargestellt. Diese Begriffe werden verwendet, um die Tragfähigkeit oder Qualität von Beziehungen zu beschreiben, wobei vermutet wird, dass wenige enge Beziehungen zu Menschen derselben Herkunft, Sprache und Schicht eher bindenden Charakter haben. Sie gelten als durchaus hilfreich für eine erste Orientierung nach der Ankunft, werden aber insgesamt als wenig förderlich für die Integration angesehen, weil sie eher zur Bildung von in sich geschlossenen Gruppen führen (Stegbauer/Häußling 2010; Schnur 2008). Hingegen bieten viele lose heterogene Beziehungen überbrückendes Sozialkapital: Viele Menschen zu kennen, kann z. B. hilfreich sein bei der Jobsuche, insbesondere dann, wenn diese Kontakte in unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen und Schichten reichen.

Wenn eine Klientin eine enge Bindung zu einer Stadtteilmutter oder sogar zu mehreren Stadtteilmüttern hat, kann es gut sein, dass zwar alle dieselbe Sprache sprechen, aber aus unterschiedlichen Bildungsschichten stammen. Auf der Netzwerkkarte dieser Klientin sind zwar unter Umständen nur wenige Institutionen verzeichnet, sie kann aber im Idealfall schnell auf alle Institutionen zugreifen, mit denen „ihre“ Stadtteilmutter vernetzt ist. Die Karten der Stadtteilmütter selbst zeigen eindeutig, dass die meisten Stadtteilmütter sehr enge Beziehungen zu anderen Stadtteilmüttern haben, die oft aus einem anderen Kulturkreis stammen und andere Bildungshintergründe haben. Durch diese Vernetzung wächst das soziale Kapital der Klientinnen. In soziologischen Begriffen formuliert:

„Nach Bourdieu [...] hängt der Umfang des Sozialkapitals, das der Einzelne besitzt, sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen und symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht“. Das soziale Kapital einer Person wächst also mit der Ausdehnung des Netzwerkes und der Kapitalausstattung der Netzwerkpersonen“ (Kecskes 2003, 68–69).

der Ausbildung, später aber auch in der Freizeit gemeinsam mit anderen Stadtteilmüttern und dann auch mit den besuchten Familien in die Stadt und in die Umgebung machen, sei es in die Philharmonie, in die Oper oder zu Ausstellungen. Mehrere Berlinerinnen berichten, dass sie während einer Rundfahrt zum Thema deutsche Geschichte zum ersten Mal das Brandenburger Tor und das Holocaust-Mahnmal gesehen haben, dass sie überhaupt zum ersten Mal in Berlin-Mitte waren, obwohl sie in Berlin geboren sind. Während dieser Ausflüge wird etlichen von ihnen auch bewusst, dass sie ihren Stadtteil vorher (fast) nie verlassen haben.

Dabei erzählen die Stadtteilmütter in sehr bewegenden und anregenden Worten und machen deutlich, welch wichtige persönliche Veränderung diese räumliche Öffnung für sie ist. Die Frauen machen sich die gesamte Stadt „zu eigen“ und überwinden die (gefühlte) Beschränkung auf einen Stadtteil.

Mit knapp 40 Jahren hat Frau P. im Rahmen ihrer Ausbildung zur Stadtteilmutter ihre Stadt für sich neu entdeckt:

„Ich hab meinen Führerschein gemacht, als ich als Stadtteilmutter gearbeitet habe. Ich brauchte ein Auto [für die Arbeit] und dann hab ich einen Führerschein gemacht. Früher kannte ich nur zwei, drei Straßen und jetzt kenne ich alles. Wissen Sie, wie viel offene Türen mir die [Arbeit als] Stadtteilmutter gegeben hat? Viele!“ (N#2, 7)

Frau P. betont im Laufe des Gesprächs immer wieder, dass sich durch die Ausbildung zur Stadtteilmutter für sie Türen zu einer ganz neuen Welt geöffnet haben. Ein ganz wichtiger Aspekt dabei ist, dass diese räumliche Öffnung von der Einsicht begleitet ist, dass sie zuvor sehr in ihrer eigenen „kleinen Welt“ (so die Bezeichnung einer anderen Neuköllner Stadtteilmutter) gelebt hat. Mit dieser Sicht ist sie nicht alleine. Während einer Schulung, in der wir die Stadtteilmütter zu Interviewerinnen ausgebildet haben, interessieren sich diese sehr für ihre eigenen wie auch die Netzwerkkarten der Kolleginnen, die bereits erhoben sind und zu Schulungszwecken auf dem Tisch liegen. Gemeinsam betrachten und diskutieren sie die Karten.

„Einigen fällt sofort auf, dass sie fast ganz auf ihre Viertel begrenzt sind, und sie suchen nach Gründen dafür: Neukölln sei eben ihre Heimat, es gibt dort ‚wie in der Heimat‘ alles zu finden, z. B. arabische und türkische Läden, Friseur, Ämter, einfach alles. Daher gibt es weder Grund noch Anlass, in andere Teile der Stadt zu gehen. Die anderen pflichten bei, es gäbe kaum Gründe, aus Neukölln rauszugehen, aber sie sehen, dass die ‚Hipster‘ in Neukölln, ‚die Studenten, die jetzt dort sind‘, dass die sich in der ganzen Stadt bewegen, die kennen unterschiedliche Viertel. Und das motiviert sie, ebenfalls andere Viertel aufzusuchen. Eine andere meint: ‚Ich bin stolz, Neuköllner zu sein‘, und einige pflichten ihr bei, ja die starke Bindung an Neukölln ist etwas Positives, das wollen sie sich nicht durch negative Zuschreibungen kaputt machen lassen. Eine erzählt, dass sie letztes Wochenende das erste Mal mit ihrer Familie am Müggelsee war. Da merkte sie, dass es doch sehr anders ist als in Neukölln, sie schämte sich erstmal für ihre Kinder, die anders sind, sagt ihnen, sie sollen nicht so laut sein und nicht diese ‚Neuköllnsprache‘ verwenden, denn sie können auch anders. Es war ein schöner Ausflug und sie

ermuntert die anderen, auch mal dorthin zu fahren“ (Feldtagebuch vom 15.4.2018).

Die Neuköllner Stadtteilmütter erschließen sich also im Rahmen ihrer Ausbildung und Tätigkeit räumlich gesehen neue Welten. So berichtet uns eine Interviewpartnerin von einer Stadtteilmutter, die jetzt einen neuen Blick auf Berlin hat, nachdem sie an einer von Aktion Sühnezeichen angebotenen Weiterbildung zur Deutschen Geschichte im Rahmen ihrer Ausbildung teilgenommen hat:

„Eine Frau hat mir erzählt, dass sie seit dem Seminar das Gefühl hat, Berlin ist mehr ihre Stadt geworden, und wenn sie Besuch bekommt, dann zeigt sie anders ihre Stadt, weil wir auch viele Orte in der Stadt auch besuchen, historische Orte, die mit der deutschen Geschichte zu tun haben. Und das fand ich interessant, dass ihr eben das Seminar noch mal geholfen so richtig anzukommen in Berlin und jetzt nach außen sozusagen zu zeigen, das ist meine Stadt – also da kann sie auch ein Stück weit besser mitreden, besser Teil sein so von der Stadt“ (E#3, 9).

Wir erwarteten, in Dortmund ähnliche Berichte zu hören, und waren daher zunächst verwundert, dass es keine solchen Erzählungen über unentdecktes Neuland gab und auch die Netzwerkkarten zumindest auf den ersten Blick gerade nicht diese für Neukölln typische Öffnung in den Stadtraum zeigen, mit rot umrandeten Freizeitorten wie Spielplätzen oder eben auch der Oper. Vielmehr finden sich in den Karten der Dortmunder Stadtteileltern zahlreiche Freizeitorte außerhalb des Viertels und auch außerhalb der Stadt Dortmund, die (nahezu alle) nicht rot umrandet sind; die Befragten haben diese Orte also nicht über die Arbeit als Stadtteileltern kennengelernt, sondern auch vorher schon besucht. Wie lassen sich diese Unterschiede erklären?

Offensichtlich gibt es in der Gruppe der Dortmunder Stadtteilmütter nicht das für Neukölln charakteristische Bild der räumlich begrenzten „kleinen Welt“, ihr Bewegungsradius im Stadtraum ist schon vor ihrer Tätigkeit als Stadtteilmutter größer. Ganz unabhängig davon, ob sie gut vernetzt sind oder eher zurückgezogen leben, kennen und nutzen sie Freizeitorte wie Museen, Zoos, Parkanlagen wie den Westfalenpark, die Kirmes usw. und verlassen ihr Viertel, um diese Orte aufzusuchen. So zeigt zum Beispiel die Netzwerkkarte von Frau S. (vgl. Abbildung 21) neun Institutionen, zumeist Orte, die sie mit ihren Kindern besucht, und nur eine davon (Frauenberatungsstelle) hat sie über ihre Arbeit als Stadtteilmutter kennengelernt.

Frau S. arbeitet seit einem Jahr als Stadtteilmutter in allen Dortmunder Bezirken. Seit 2004 lebt sie in Deutschland. Die aus der Türkei stammende Kurdin ist studierte Sozial- und Literaturwissenschaftlerin und alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Die Arbeit als Stadtteilmutter habe sie freier und mutiger gemacht, was sie so zusammenfasst: *„Ich bin (jetzt) wie ein Vogel, ich kann fliegen“ (N#9, 1).* Frau S. kennt sehr viele Orte schon aus der Zeit vor ihrer Arbeit als Stadtteilmutter, darunter das Drachendomuseum in Münster, den Dortmunder Zoo oder Sportanlagen für ihre Kinder. Um ihre Kinder zu fördern und etwas mit ihnen zu unternehmen, besucht sie viele Orte auch außerhalb ihres Viertels oder der Stadt. All diese Kontakte waren schon vorhanden, als ihre Ausbildung begann. Nur drei im oberen Bereich der Karte verzeichneten Kontakte sind rot, es handelt sich hier um Kolle-

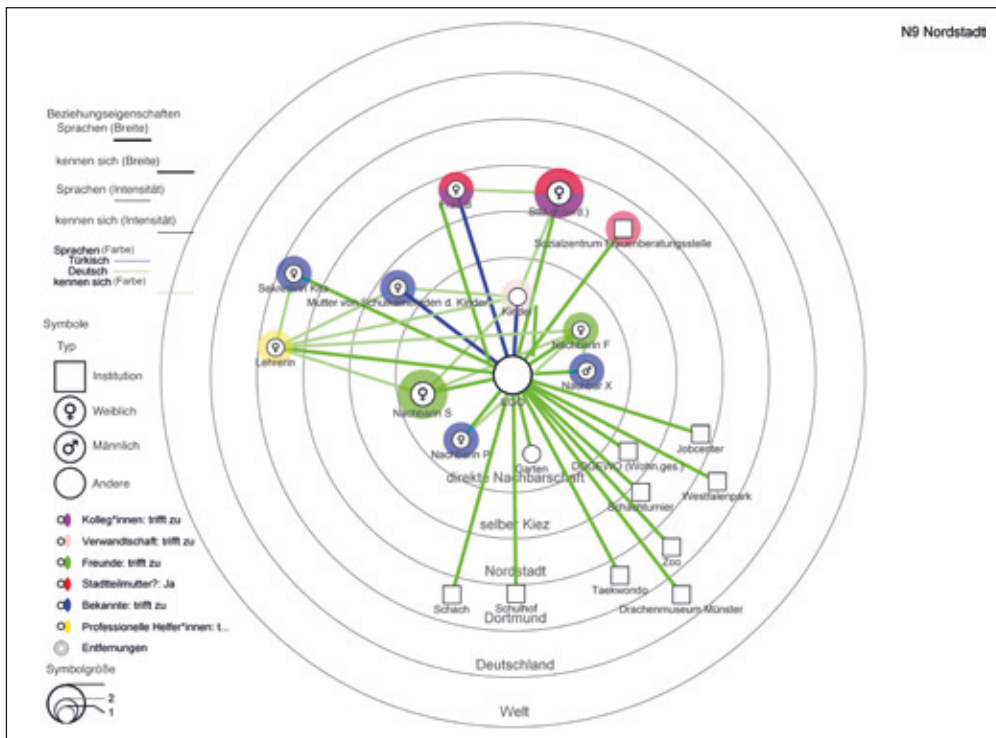


Abbildung 21: Netzwerkkarte einer Stadtteilmutter aus Dortmund-Nordstadt (N#9) Quelle: Camino/vhw

ginnen. Ein zweites muttersprachliches Familiennetzwerk hat sie nicht, damit stellt sie aber eine Ausnahme dar, sie ist in unserem Sample die einzige Gesprächspartnerin, die mit all ihren Alteri Deutsch spricht (mit zweien spricht sie Deutsch und Türkisch).

Insgesamt zeigt sich, dass sich in den Netzwerken der Dortmunder Stadtteilmütter – im Vergleich zu Berlin – häufiger deutschsprachige Institutionen und Orte auch außerhalb der eigenen Wohnbezirke finden, die sie schon vor der Ausbildung kannten. Dieser Unterschied im Bewegungsradius der Dortmunder und Berliner Stadtteilmütter ist die einzige durchgängige Differenz, die ein Vergleich der Karten nach Städten erbringt. Wir vermuten hierfür zwei Gründe: erstens, dass die Stadtteilmütter in Dortmund bereits bei Ausbildungsbeginn stärker integriert sind als in diejenigen in Neukölln, was damit zusammenhängen könnte, dass in Dortmund ein höheres Niveau an Deutschkenntnissen für die Aufnahme in das Programm vorausgesetzt wird. Der zweite Grund liegt in der Größe der jeweiligen Stadtteile und auch in der Infrastruktur, die innerhalb des Stadtteils zur Verfügung steht: In Neukölln ist von Behörden bis Geschäften alles Nötige vorhanden, während diese Anlaufstellen in Dortmund über verschiedene Viertel verteilt sind, sodass die Dortmunder ihr Viertel eben verlassen müssen, und sich selbstverständlicher in der ganzen Stadt bewegen.

Jedoch: Auch in Dortmund berichten die Stadtteilmütter von einer Zunahme der Mobilität innerhalb der Stadt, sie lernen neue Orte und Anlaufstellen kennen und es gibt u. a. gemeinsame Ausflüge mit anderen Stadtteilertern, die sie genießen und von denen sie begeistert erzählen. Das Selbstbewusstsein, mit dem sie sich in der Stadt bewegen, nimmt zu. Im Unterschied zu den Berlinerinnen betonen die Dortmunder Befragten aber nicht, dass sie vorher auf ihr Quartier beschränkt gewesen seien. Die großen Veränderungen sehen sie in der persönlichen Vernet-

zung, in einer Bestärkung, ihre eigenen Wege zu gehen („fliegen lernen“), sowie darin, in den Kontakten innerhalb des deutschsprachigen Netzwerkes selbstbewusster auftreten zu können und respektvoller behandelt zu werden. Sie gewinnen an Bewegungsfreiheit innerhalb dieser Netzwerke und bewegen sich damit selbstbewusster durch die Stadt. Diese Veränderungen beziehen sich auf ihr deutschsprachiges Netzwerk und nicht – wie in Berlin – auch auf ihre Freizeitbeschäftigungen. Denn bisher unbekannte Freizeitorte kennenzulernen, ist für sie schön, aber nichts fundamental Neues.

7.2.2 Größerer Bewegungsradius für die Klientinnen

Die Neuköllner Familienmütter lernen ihr Viertel neu kennen: Indem die Stadtteilmütter ihnen nicht nur die Wege zu Behörden und Beratungsstellen zeigen, sondern mit ihnen auch auf Spielplätze und an andere Orte gehen, erkunden sie für sich und ihre Kinder das Viertel. Auch hier spielt gerade die Erweiterung der Freizeitaktivitäten eine wichtige Rolle. Anstatt mit den Kindern nach der Schule in der Wohnung zu sitzen, gehen sie in Elterncafés, auf Spielplätze, zu Straßenfesten, zu Sport- und Kulturveranstaltungen. Dadurch verändert sich ihr Alltag stark. Insbesondere die gemeinsamen Unternehmungen mit Stadtteilmüttern führen sie an bisher unbekannte Orte: Frau D., Stadtteilmutter aus Groppiusstadt, erzählt, ihre Nachbarin habe den ganzen Tag zuhause gesessen und dadurch psychische Probleme bekommen, z. B. Wutanfälle, unter denen die Kinder gelitten hätten. Frau D. zufolge ist es ihr gelungen, diese Nachbarin davon zu überzeugen, die Wohnung zu verlassen, und sei es nur, um einmal um den Block zu gehen und sich abzulenken (N#4).

Im Gegensatz hierzu zeigen die in Dortmund erhobenen Netzwerkkarten, dass auch viele der befragten Klientinnen bereits Freizeiteinrichtungen kennen und teilweise auch mit ihren Kindern besuchen, und auch in der Qualitativen Befragung zur Erhebung der Netzwerkkarten gibt es keine Erzählungen nach dem Motto „Mein erstes Mal außerhalb des Quartiers“. Es kommt nur selten vor, dass Freizeiteinrichtungen auf den Karten rot umrandet sind, also durch Stadtteilmütter vermittelt wurden. Hingegen ist auf den Netzwerkkarten deutlich zu erkennen, dass die Klientinnen viele Institutionen über die Stadtteilmütter kennenlernen, und aus den Gesprächen wissen wir, dass sie eine Begleitung zu Behörden und Beratungsstellen rege in Anspruch nehmen, gerade auch bei sehr privaten Themen wie z. B. einem unerfüllten Kinderwunsch. Sie lernen also durch die Stadtteileltern weniger Freizeitangebote, sondern vorrangig die Beratungslandschaft kennen. Das ist ein kleiner, aber deutlicher Unterschied zwischen beiden Städten: In Berlin werden Freizeiteinrichtungen und Institutionen gleichrangig vermittelt, in Dortmund hauptsächlich Institutionen. Man kann vermuten, dass die Neuköllner Stadtteilmütter durch die Familienbesuche einfach näher an den Familien sind und darum auch mehr gemeinsame Freizeitaktivitäten stattfinden. Jedoch zeigt die Auswertung der Interviews mit den Stadtteilmüttern und mit den Familieneltern, dass in beiden Städten der wachsende Mut von bisher sehr zurückgezogen lebenden Müttern, ihren Bewegungsradius zu vergrößern, ein wichtiger Erfolg der Arbeit ist. In den Gesprächen berichten die Stadtteilmütter beider Städte in ähnlicher Weise über viele sehr isoliert lebende Klientinnen, denen die Stadtteileltern helfen konnten, indem sie ihnen die Hand reichten und sie darin bestärkten, ihre Wohnung zu verlassen. Es geht also in dieser Arbeit nicht nur darum, neue Orte kennenzulernen und zu wissen, wo ein Spielplatz oder eine Beratungsstelle ist, sondern immer auch um die Begleitung dorthin, um die Ermutigung, die Wohnung und die „kleine Welt“ zu verlassen, die eigene Situation zu verändern und die Isolation zu durchbrechen. Und diese Ermutigung bietet sowohl die Berliner als auch die Dortmunder Arbeitsweise an.

7.3 Institutionalisierte und lebensweltliche Netzwerke

Stadtteilmütter sind in mehrerlei Hinsicht Akteurinnen der Vernetzung im Stadtteil. Schubert (2018) unterscheidet zwischen lebensweltlichen und institutionalisierten Netzwerken. Erstere entstehen aus der Lebenswelt heraus, z. B. in der Nachbarschaft, und wachsen und verändern sich, ohne absichtsvolle Steuerung von irgendeiner Person oder Institution. Institutionalisierte Netzwerke haben ein bestimmtes Ziel und geben sich Strukturen und Regeln. Beispiele hierfür sind Steuerungsrunden oder Runde Tische zu Gesundheitsthemen in einem Stadtteil. Unsere Untersuchung zeigt, dass die Arbeit der Stadtteilmütter eine Brücke schlägt zwischen lebensweltlichen und organisierten Netzwerken. Dabei vernetzen sie ganz unterschiedliche Personen und Institutionen, die wiederum in sehr unterschiedlichen sozialen Positionen sind und über diverses soziales und kulturelles Kapital verfügen.

7.3.1 Vernetzung der Institutionen durch Stadtteilmütter

Stadtteilmütter vernetzen nicht nur die Familien untereinander, sondern sie sind auch zur Seite der Institutionen hin vernetzend aktiv. Durch ihre Arbeit kommen unterschiedliche Institutionen miteinander in Kontakt. Und gerade weil Stadtteilmütter nicht in eigenen gesonderten Beratungsstellen arbeiten und stattdessen mobil unterwegs sind, lernen sie z. B. durch die Begleitung bei Behördengängen oder durch Angebote wie Sprechstunden und Elterncafés viele Institutionen (insbesondere Bildungseinrichtungen) von innen kennen. Stadtteileltern sind oft eingebunden in institutionalisierte Netzwerke und werden z. B. zu Runden Tischen eingeladen. Oder sie initiieren selbst Kontakte, aus denen organisierte Netzwerke entstehen. Eine Stadtteilmutter in Dortmund-Nordstadt hatte während ihrer Ausbildung die Idee, alle im Quartier aktiven Beratungsstellen und Hilfeinrichtungen zu besuchen und dort die Arbeit der Stadtteilmütter vorzustellen. Aus dieser Initiative entstanden zunächst lose Treffen zwischen den Institutionen, inzwischen hat sich daraus ein institutionalisiertes Netzwerk entwickelt, dem die Initiatorin selbst allerdings schon längst nicht mehr angehört. Ihre Zeit als Stadtteilmutter endete nach zwei Jahren; aktuell absolviert sie eine Ausbildung als Altenpflegerin. *„Ich glaube, dass wir da das erste Steinchen reingesetzt haben – andere haben das weiterentwickelt“* (N#14, 3). Das Netzwerk in Nordstadt existiert weiter, das Stadtteilmütterprojekt ist darin inzwischen über die Projektleiterin vertreten. Wenn Stadtteilmütter ihre Klientinnen regelmäßig zu verschiedenen Institutionen wie Ämtern oder Beratungsstellen begleiten, vermitteln sie dadurch auch Kontakte und Vernetzung zwischen den Institutionen, z. B. indem sie Informationen zwischen diesen Stellen hin und her tragen. Durch ihre Flexibilität verbinden sie auch eher unbeweglich arbeitende Institutionen. Andere Stadtteilmütter arbeiten in festen Sprechstunden bei Institutionen; auch hier tragen sie zu einer Vernetzung zwischen den Institutionen bei, da sich alle an Institutionen angebotenen Stadtteilmütter in ihren wöchentlichen Teamtreffen untereinander austauschen. Man könnte diesen Vorgang als lebensweltliche Vernetzung im institutionellen Kontext bezeichnen.

7.3.2 Der Kiez wächst zusammen: Persönlicher Kontakt im Alltag

Stadtteilmütter bewirken als interkulturelle Brückenbauerinnen eine Öffnung und Veränderung auf beiden Seiten des – um in diesem gängigen Sprachbild zu bleiben – zu überbrückenden Grabens zwischen den (Hilfe)Institutionen und ihren Zielgruppen. Entsprechend liegen auch die Effekte im Quartier sowohl auf einer persönlich-nachbarschaftlichen als auch auf der institutionellen Ebene. Die Wege der Stadtteilmütter kreuzen sich im Quartier nicht nur mit denen der begleiteten Familien, sondern ebenfalls mit denen der professionellen Helferinnen und Helfern – auch außerhalb der Arbeitszeit.

Viele Stadtteilmütter und auch einige Mitarbeiterinnen sozialer Einrichtungen in Neukölln und Dortmund berichten, dass im Alltag, auf der Straße, beim Einkaufen ein neu entstehender Zusammenhalt spürbar wird. In ihren Berichten tauchen häufig

Stichworte wie Dorf und Kiez auf, um dieses wachsende Gemeinschaftsgefühl auf den Begriff zu bringen. Die Migrantinnen wie auch die deutschsprachigen Professionellen verwenden dieselben Bilder, wenn sie diese für sie sehr positive Entwicklung zu beschreiben versuchen. Man kennt sich und es ergeben sich Anknüpfungspunkte und Gespräche:

„Ich kann samstags nicht mehr einkaufen gehen, ohne jemanden zu treffen. Ich gehe auch gerne in die türkischen oder arabischen Gemüseläden und frage [die Stadtteilmuttermutter]: Kannst du mir mal sagen, welcher Feta jetzt gut schmeckt oder wo der Unterschied ist? Und dann erzählen mir die Frauen viel und sagen, wenn du in den Laden gehst, die Dose mit der Farbe, das ist der beste. Und ich gehe in den Supermarkt rein und frage: Mir wurde das und das empfohlen, wo finde ich denn das? Und die Verkäufer realisieren plötzlich. So gibt es hier viele Orte, die ich erlebe, wo die Türen sich ein bisschen mehr öffnen in der Nachbarschaft, also wo Kontakt im Alltag besser möglich ist, sich begegnen, grüßen und wahrnehmen“ (E#4, 17).

In der Erzählung dieser Mitarbeiterin eines Stadtteilmuttermütterprojektes wird deutlich, dass hier diejenigen, die sich sowieso täglich treffen, über kleine Interaktionen zueinander in Beziehung treten, „sich einfach begegnen, grüßen und wahrnehmen“, sodass z. B. die Interviewpartnerin für den Gemüsehändler nicht mehr die anonyme deutsche Kundin ist, sondern eine Bekannte der Feta-Spezialistin, die ebenfalls bei ihm einkauft.

Bei dieser alltäglichen Vernetzung geht es aber manchmal auch um deutlich mehr als „nur“ den Austausch über leckeres Essen. Dieselbe Interviewpartnerin berichtet über die langfristige Wirkung der Tätigkeit der Stadtteilmuttermütter in Moabit, die dort unter dem Namen Kiezmütter arbeiten:

„Aber auch wenn ich mir die Kinder im Jugendhaus angucke, Kinder, die wirklich herausfordernd ins Leben gestartet sind. Im Jugendhaus, da ist das Kiezmütterprojekt vormittags, und nachmittags ist es die Jugendeinrichtung. Und wir haben vormittags teilweise die Mutter da und nachmittags zwei, drei [ihrer] Kinder oder verwandte Kinder. Es ist aber auch ein vertrauter Ort für beide. Als Beispiel: Einer unserer Jugendmitarbeiter arbeitet einen Tag in der Woche auch noch in der mobilen Spielplatzbetreuung, ist mit einem weiteren Team im Kiez unterwegs und die Mutter ist bei uns bei den Kiezmüttern. Die Kinder kennen diese Verbindungen und sie wissen, dass wenn es Probleme gibt, oder sie sich total danebenbenehmen, sie sehr schnelle ein Rückmeldung bekommen“ (E#4, 16–17).

Weil sich Stadtteilmuttermütter und Jugendhausmitarbeiter kennen und die Kinder vor ihrer aller Augen im Kiez aufwachsen, gibt es eine gemeinsame soziale Kontrolle über die Kinder. Der Satz „Das Dorf erzieht besser“, mit dem die Interviewpartnerin ihre Erzählung abschließt, ist ein Bild für dieses transkulturelle Zusammenrücken im Alltag, in dem nicht die kulturelle Differenz zwischen migrantischer Klientel und deutschen Institutionen, die überbrückt werden soll, im Zentrum steht, sondern die gemeinsame Sorge um die Zukunft der Kinder.¹⁴

7.4 Politische und kulturelle Teilhabe

Stadtteilmuttermütterprojekte leisten einen wichtigen Beitrag zur politischen und kulturellen Teilhabe wie auch zur öffentlichen Sichtbarkeit migrantischer Frauen. Das folgende Kapitel soll exemplarisch zeigen, wie politische und kulturelle Teilhabe bei den Stadtteilmuttermüttern entsteht, welche Formen sie annimmt und welche Wirkungen sie haben kann. Die folgenden Beispiele machen auch deutlich, wie unterschiedlich und vielfältig das Engagement der Stadtteilmuttermütter ist – von kulturell über politisch bis hin zu kreativ und künstlerisch.

7.4.1 Kulturelle Teilhabe

Stadtteilmuttermütter beteiligen sich an vielen unterschiedlichen kulturellen Projekten wie Lesungen oder Theatervorführungen und nehmen damit am öffentlichen Leben teil. Auf diese Weise werden Frauen mit Migrationshintergrund im öffentlichen kulturellen Diskurs sichtbar und in einem positiven Kontext wahrgenommen. Diese positive Sichtbarkeit steht im Gegensatz zur häufig negativen Darstellung der Bevölkerung mit Migrationshintergrund in etlichen Medien und im öffentlichen Diskurs, auf die die Stadtteilmuttermütter in ihren künstlerischen Äußerungen auch des Öfteren explizit Bezug nehmen.

Eine Dortmunder Stadtteilmuttermutter wirkte beispielsweise an der Erstellung eines Bildbandes über die Nordstadt mit, in dem Anwohner porträtiert werden. Mit dem Projekt sollte dem Negativeimage der Nordstadt die Vielfältigkeit des Viertels entgegengesetzt werden. Der Fotograf wollte schon aufgeben, weil er zunächst keine Anwohner finden konnte, die sich porträtieren lassen wollten. Mithilfe der Stadtteilmuttermutter gelang es ihm jedoch, diese für sein Projekt zu gewinnen (N#14).

Zwei Neuköllnerinnen mit abgeschlossener Ausbildung als Stadtteilmuttermütter haben sich als interkulturelle Stadtführerinnen selbstständig gemacht, weil sie aus ganz unterschiedlichen Kulturen kommen und auch, weil sie sehr unterschiedliche Persönlichkeiten sind, die sich mit diesen Unterschiedlichkeiten gerne necken und doch zu einem reibungslos zusammenarbeitenden Team ergänzen. Unter dem Namen „Salz und Pfeffer“ führen sie Gruppen durch Neukölln und berichten dort anhand ihrer eigenen Familiengeschichten und auf Grundlage von stadthistorischen Recherchen über die Einwanderungsgeschichte des Stadtteils. Mit

¹⁴ Eine Sicht auf Integration, die auch die amtierende Bundesfamilienministerin Franziska Giffey vertritt. Für Frau Giffey ist der Weg zur ‚wirklichen Integration‘, *„dass man diese vielfältige Gesellschaft als etwas Normales betrachtet. Integration durch Normalität. Und einfach mal sagt: Das sind alles unsere Kinder und unser Job ist, dass die bestmöglich gefördert werden, egal wo sie herkommen. Egal wo ein Kind herkommt, egal ob aus einer armen oder reichen Familie, ob zuhause deutsch gesprochen wird oder nicht, dass wir es schaffen, dass diese Kinder und jungen Leute ihren Weg machen“* (Mitschrift der Rede der Ministerin auf der Veranstaltung der Stadtteilmuttermütter „Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft“ am 20. Juni 2018).



Abbildung 22: Der Stadtteilmütter-Chor auf der Fraueninfobörse in Neukölln
Foto: Almut Sülzle

diesen Führungen möchten sie dem negativen Image von Neukölln etwas Positives entgegensetzen, indem sie Einheimischen und Touristinnen die Vielfalt des Viertels zeigen. Unter dem Titel „Armes Neukölln – reiches Essen!“ (N#5, 2) wollen sie auf das gastronomische Angebot von Frauen mit Migrationshintergrund aufmerksam machen und gleichzeitig ein Zeichen gegen das in den Medien kolportierte Bild der gefährlichen Sonnenallee setzen.

Die Koordinatorin der Stadtteilmütter Richardplatz-Süd fasst das Engagement und die Präsenz der Stadtteilmütter wie folgt zusammen: „Stadtteilmütter machen alles und sind überall. Sie singen sogar“ (Gruppendiskussion Richardkiez). In Neukölln gibt es tatsächlich einen Chor, der aus aktuell im Projekt tätigen und solchen (ausgebildeten) Stadtteilmüttern besteht, die inzwischen ehrenamtlich tätig sind. Der Stadtteilmütter-Chor tritt bei verschiedenen öffentlichen Veranstaltungen wie z. B. Stadtfesten auf. Es wird in verschiedenen Sprachen gesungen und eine Stadtteilmutter begleitet den Chor auf der Gitarre. Sie beteiligten sich damit aber nicht nur am kulturellen öffentlichen Leben – es geht um mehr als das Singen. Der Chor hat eine eigene Hymne komponiert, die dem Wirken der Stadtteilmütter eine gemeinsame Identität verleiht: „Ruf uns an, wenn Du nicht weiterweißt, wir helfen jeder Frau. Wir sind bereit!“. An der Hymne wird deutlich, was auch Stadtteilmütter in den Interviews betonen: „Stadtteilmütter haben nicht nur einen Beruf, die haben eine Berufung“ (Gruppendiskussion Richardkiez, 1:00:50).

7.4.2 Politische Teilhabe

Stadtteilmütter nehmen nicht nur am kulturellen, sondern auch am politischen Leben in ihrem Viertel und ihrer gesamten Stadt teil und gestalten ihr Lebensumfeld somit aktiv.

Engagement im Quartiersrat – eine „Win-win-Situation“

Eine Form dieser gestalterischen Aktivität der Stadtteilmütter ist die Mitarbeit in den Quartiersräten. Frau S., Mitarbeiterin des

QM Gropiusstadt, berichtet von Stadtteilmüttern, die auch noch lange nach ihrer Zeit als aktive Stadtteilmutter im Quartiersrat engagiert sind, „... also sich ‚eingefädelt‘ haben in die Netzwerke, die wir hier haben“ (E#2, 3). Aufgrund ihrer Arbeit im Stadtteilmütterprojekt, so Frau S., hätten einige Frauen Interesse am Quartiersrat entwickelt und damit begonnen, sich dort einzubringen. Sie seien die einzigen Personen mit Migrationshintergrund, die in diesem Gremium vertreten seien und so an Entscheidungsprozessen im Bezirk teilnehmen würden. „Ohne die wäre so die Bevölkerung wirklich auch wenig repräsentiert, also auch dafür sind sie sehr wichtig gewesen oder ist das Projekt sehr wichtig gewesen“ (E#2, 4). Auch im Quartiersrat Richardplatz-Süd sitzen zwei inzwischen ehrenamtlich tätige Stadtteilmütter. Eine Mitarbeiterin des QM Richardplatz-Süd sieht diese Beteiligung als „Win-win-Situation, weil wir noch mal eine andere Perspektive haben im Quartiersrat. Wir freuen uns immer über Menschen, die nicht deutsch sind, sondern einen Migrationshintergrund haben, weil in der Regel engagieren sich [nur] bestimmte Menschen im Quartiersrat“ (E#8, 17:23).

Einige Stadtteilmütter engagieren sich, nachdem sie über ihre Arbeit mit dem QM in Kontakt gekommen sind, nachhaltig im Quartier, z. B. indem sie im Quartiersrat mitarbeiten und so auf die Entwicklung ihrer Wohnquartiere Einfluss nehmen.

Stadtteilmütter auf Demonstrationen und Veranstaltungen

Stadtteilmütter sind auch auf Demonstrationen zu verschiedenen Themen vertreten. So schildert die Koordinatorin der Stadtteilmütter Richardplatz-Süd beispielsweise, dass sie mit den Stadtteilmüttern jedes Jahr auf der Demonstration unter dem Motto „One Billion Rising“ zum internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen tanzt (Gruppendiskussion Richardkiez, 42:06). Ein anderes Beispiel ist, dass sich verschiedene Stadtteilmütter an der Demonstration des Neuköllner Bündnisses „Gegen rechten Terror in Neukölln“ in Gropiusstadt beteiligt haben, um gegen Rassismus im Stadtteil zu protestieren.

Stadtteilmütter nehmen aber nicht nur an verschiedenen politischen Veranstaltungen teil (wie z. B. an einer Demonstration für Kindergartenplätze), sondern initiieren sie auch selbst. Anlässlich des 100. Jahrestags der Einführung des Frauenwahlrechts in Deutschland organisierten Stadtteilmütter im Rahmen des Festivals „Offenes Neukölln“ im Juni 2018 gemeinsam mit der Ortsgruppe der SPD und dem Interkulturellen Zentrum der Evangelischen Genezareth-Gemeinde eine Veranstaltung zur Rolle der Frau in unserer Gesellschaft: In einem Theaterstück stellte eine Gruppe von Stadtteilmüttern ihre Arbeit und die damit verbundenen Herausforderungen dar. Auf dem Podium reflektierten vier Stadtteilmütter über ihre Erfahrungen als Frauen in der deutschen und ihrer Herkunftskultur. Dort berichtete z. B. eine im Libanon aufgewachsene Stadtteilmutter, sie habe in ihrer Kindheit als Mädchen keine Nachteile gehabt. Demgegenüber trug eine andere Stadtteilmutter einen selbstverfassten poetischen Text vor, in dem sie die Diskriminierung von Frauen und alte Rollenmuster in der muslimischen Religion und Kultur anklagte. Sie rief dazu auf, diese Muster zu überwinden (vgl. Feldnotizen, 2.6.2018).



Abbildung 23: Demonstration „Gegen rechten Terror in Neukölln“

Foto: Christian Mang, taz v. 22.04.2018. Bundesministerin Giffey und mehrere Stadtteilmütter mit ihren roten Schals hinter dem Transparent eines evangelischen Kirchenkreises.

Eine inzwischen ehrenamtlich tätige Dortmunder Stadtteilmutter organisierte beispielsweise 2018 eine Veranstaltung zum Internationalen Frauentag in ihrem Quartier, bei der es sowohl um Frauenrechte als auch um kulturellen Austausch ging. Eingeladen waren u. a. ehemalige Begleitete, mit denen die Stadtteilmutter heute zum Teil befreundet ist, aber auch Mitarbeiterinnen von Beratungsstellen oder des QM. Darüber hinaus brachte sie zum kurdischen Neujahr ein Fest in ihrem Quartier auf den Weg. Dieses Fest wiederum taucht in den von uns in Dortmund erhobenen Netzwerkkarten als beliebter Anlaufpunkt im Quartier wieder auf.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: Geschichtsseminar NS-Vergangenheit

Auf Anregung von Stadtteilmüttern entstand 2006 ein Geschichtsseminar zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, das seither regelmäßig stattfindet. Es wird von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Kooperation mit einer Stadtteilmutter des ersten Ausbildungsjahrganges organisiert und alle Neuköllner Stadtteilmütter können daran teilnehmen. Das Seminar ist partizipatorisch gestaltet und hat zum Ziel, die Auseinandersetzung der Stadtteilmütter mit ihrer Wahrnehmung der deutschen Geschichte zu fördern. Durch die Begegnung mit Zeitzeugen, den Besuch von Gedenkorten und Mahnmalen lernen und diskutieren sie über die NS-Vergangenheit. Mithilfe von Biografiearbeit reflektieren sie über Rassismus und (strukturelle) Benachteiligung und können so auch (eigene) Vorurteile zwischen migrantischen Gruppen, Antisemitismus und Antiziganismus infrage stellen. Die Ergebnisse der Reflektionen jeder Gruppe werden im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung vorgestellt. Auf diese Weise wird die Wahrnehmung der NS-Vergangenheit aus migrantischer Perspektive im öffentlichen Diskurs sichtbar gemacht und das Nachdenken und die Diskussion über Rassismus in die Quartiersöffentlichkeit getragen.

7.4.3 Breites bürgerschaftliches Engagement der Stadtteilmütter

Stadtteileltern werden in ihrer Ausbildung und während ihrer Tätigkeit von den Projektkoordinatorinnen dazu ermutigt, ihre persönlichen Talente und Neigungen in ihre Arbeit einfließen zu lassen. Dadurch wird ein breites Spektrum an bürgerschaftlichem Engagement angestoßen, vom Kürbisschnitzen an Halloween bis hin zu Vorlesenachmittagen in der Bibliothek, um zwei Dortmunder Beispiele zu nennen.

Ein weiteres Beispiel ist die von einer Neuköllner Stadtteilmutter gegründete Lese- und Schreib-Werkstatt, in der sich Stadtteilmütter einmal wöchentlich treffen, Texte zu verschiedenen Themen wie Emanzipation, Beziehungen etc. verfassen und Methoden des kreativen Schreibens üben. Die Koordinatorin der Stadtteilmütter Richardplatz-Süd hebt die Professionalität hervor, mit der die Stadtteilmutter die Werkstatt betreibt, und regt an, Ergebnisse im Rahmen einer Lesung zu präsentieren (Gruppen-diskussion Richardkiez, 40:00).

Eine Stadtteilmutter, der es wichtig ist, dass ihre Kinder eine mehrsprachige Ausbildung bekommen, rief eine Arabisch-Arbeitsgruppe in einer weiterführenden Schule in Neukölln ins Leben. Weil sie der deutschen Institution Schule in Sachen sprachlicher, persönlicher und politischer Bildung mehr vertraut als den Moscheen, wünscht sie sich (nicht nur für ihre eigenen Kinder) Arabischunterricht in deutschen Schulen. Sie hat beobachtet, dass viele Eltern nicht genau wissen, was in den Moscheen unterrichtet wird, und erst spät merken, dass ihre Kinder in manchen Moscheen „Informationen“ bekommen, die dazu führen, dass sie negativ über andere Religionen urteilen.

„Und das ist nicht gut für uns. Da bin ich in die Richardschule gegangen, weil meine Kinder sowieso da sind, und da hab ich geredet mit der Schulleiterin und hab ihr gesagt, was ich überlege, was ich denke. Meine Kinder wollen Arabisch lernen. Aber ich will nicht in die Moschee, nicht, weil ich die Moschee nicht mag, nein, weil ich gehört hab von vielen Leuten, welche Schwierigkeiten sie erlebt haben, nachdem, welche Informationen die Kinder bekommen. Deswegen habe ich wirklich gekämpft“ (N#2, 9).

Die vielfältigen, von Stadtteilmüttern initiierten Projekte zeigen, wie sehr sich Stadtteilmütter politisch und bürgerschaftlich engagieren. Sie machen „andere Seiten“ ihrer Viertel öffentlich, die es oft nicht in die Medien schaffen, sie bringen die unterschiedlichen Akteure ihrer Viertel bei Veranstaltungen zusammen und regen Diskussionen zu aktuellen Themen wie z.B. Frauenrechten an. Sie suchen eigene Wege im Bildungssystem und gestalten es aktiv mit.

7.4.4 Ehrenamtliche soziale Arbeit

Stadtteilmütter und Expertinnen berichten übereinstimmend, dass ehemalige Stadtteilmütter auch nach Beendigung ihres Vertrags weiterhin Familieneltern begleiten und beraten. Auch in anderen Bereichen engagieren sich Stadtteilmütter nach dem Ende ihrer Tätigkeit im Stadtteilmuttermütterprojekt. So arbeitet beispielsweise eine ehemalige Stadtteilmutter in Dortmund ehrenamtlich in der Sterbebegleitung (N#13) und hat im Rahmen der Ausbildung neuer Stadtteilmütter eine Auseinandersetzung mit Tod und Sterben in verschiedenen Kulturen angeregt. Eine andere Dortmunder Stadtteilmutter motiviert in ihrer Freizeit ihre Nachbarinnen, gemeinsam mit ihr und ihren Kindern die Wohnung zu verlassen und etwas zu unternehmen – auch bei schlechtem Wetter.

„Die sind immer Zuhause, die möchten nicht rausgehen und möchten nicht, dass die Kinder rausgehen ... Wenn es regnet, trauen sie sich nicht, rauszugehen. Und ich habe gesagt: ‚Das ist auch gesund, man soll nass werden und schmutzig werden.‘“ (N#9, 37:31).

Ehrenamtliche Arbeit ist ein wichtiger Bestandteil des Lebens vieler Stadtteilmütter. Damit haben sie auch eine wichtige Vorbildfunktion in ihre Community hinein. Die eigene Migrationsgeschichte und der Wunsch, jemand hätte auch ihnen geholfen, als sie damals ankamen oder sonst Hilfe benötigten, motiviert Stadtteilmütter, auch außerhalb ihrer Arbeitszeit und nach Beendigung ihres Vertrags weiter ehrenamtlich tätig zu sein, so berichten uns übereinstimmend die interviewten Stadtteilmütter. Viele haben auch bereits vor ihrer Arbeit als Stadtteilmutter ehrenamtlich Menschen mit Migrationshintergrund unterstützt.

7.4.5 „Stadtteilmütter machen alles und sind überall“

Soziale Netzwerkbildung wird von allen Beteiligten (Stadtteilmütter, Träger, Institutionen, Politik und Öffentlichkeit) als positive Entwicklung wahrgenommen. Durch die starke Präsenz der

Stadtteilmuttermütterprojekte sowohl in den Quartieren als auch in den Medien können Stadtteilmütter als Vorbild dafür wirken, Integration anders zu denken, und zwar als Teilhabe, Engagement und Meinungsäußerung.

In den Interviews zeigt sich, dass die Projektleiterinnen es als Teil ihrer Aufgabe verstehen, die Teilhabe von Stadtteilmüttern zu fördern. Die Stadtteilmütter werden ermutigt und dabei unterstützt, sich einzubringen, was sich Dank der Flexibilität des Stadtteilmuttermütterprojekts auch umsetzen lässt: Die Anzahl der als Stadtteileltern ausgebildeten Frauen und Männer steigt kontinuierlich (alleine in Neukölln wurden bisher insgesamt 500 Stadtteilmütter ausgebildet, in Gesamtberlin ca. 1.000, in Dortmund knapp 100) und jede/r bringt unterschiedliche Fertigkeiten, Interessen und Fähigkeiten mit, die sie/er einbringen kann. Viele Stadtteilmütter bleiben auch nach der Ausbildung weiter als Stadtteilmutter sichtbar und mischen sich im Kiez ein, nach dem Motto „Einmal Stadtteilmutter, immer Stadtteilmutter“. Diese beachtlichen (und stetig steigenden) Zahlen führen dazu, dass für immer mehr Personen, die in den jeweiligen Stadtteilen wohnen, die Wahrscheinlichkeit zunimmt, eine Stadtteilmutter kennenzulernen. Das System der Kohortenausbildung, das dazu führt, dass bereits ausgebildete Stadtteileltern nach zwei bzw. drei Jahren das Projekt verlassen müssen und durch neue Stadtteileltern ersetzt werden, trägt paradoxerweise auch dazu bei, die langfristige und sehr breitenwirksame Wirkung im Kiez zu unterstützen.

„Stadtteilmütter machen alles und sind überall“ – dieses Zitat aus der Gruppendiskussion im Richardkiez fasst die Möglichkeiten der Teilhabe, die durch Stadtteilmuttermütterprojekte angestoßen werden kann, und deren Reichweite innerhalb des Quartiers treffend zusammen. Es verweist aber zugleich auf die drohende Überlastung und Überforderung, die darin liegen kann, sich jederzeit für alles zuständig zu fühlen. Die bereits in der Projektkonzeption angelegte Mischung aus Privatem und Beruflichen, die auch den Erfolg der Projekte ausmacht, führt oftmals zu einer Überlastung der Stadtteilmütter. Die – auch räumliche – Nähe und Verbundenheit zu den begleiteten – vorwiegend – Familienmüttern macht es für die Stadtteilmütter schwer, sich abzugrenzen. So berichten viele Stadtteilmütter, dass sie etwa beim Einkaufen oder auf der Straße ständig angesprochen und um Hilfe gebeten werden, auch am Wochenende und nach Feierabend. So erzählt beispielsweise eine Dortmunder Stadtteilmutter, dass sie Geflüchtete mit nach Hause genommen habe, um ihnen zu helfen. Erst als sie vollkommen ausgebrannt war, habe sie – auch dank der Unterstützung der Projektkoordinatorin – gelernt, sich mehr abzugrenzen (N#12). Ein Großteil der Stadtteilmütter schildert übereinstimmend, dass sie immer überarbeitet sind, weil sie es nur selten schaffen, Hilfesuche abzulehnen.

7.5 Interkulturelle Öffnung der Institutionen und des Quartiers

Stadtteilmütter sind nicht nur diejenigen, die eine Verbindung zwischen migrantischen Familien und deutschen Institutionen herstellen, sondern sie wirken auch weit in diese Institutionen hinein. Sie sind wichtige Impulsgeberinnen für die interkulturelle

Öffnung der Institutionen und verändern damit auch das Quartier insgesamt.

Je intensiver und langfristiger die Zusammenarbeit mit Institutionen funktioniert, desto eher lassen sich positive Auswirkungen der Projektarbeit in beide Richtungen nachweisen, also nicht nur bei den Zielgruppen, deren Integration gefördert werden soll, sondern auch bei Institutionen und Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft.

7.5.1 Die Zweiseitigkeit der interkulturellen Arbeit der Stadtteilmuttermütter

Die von uns interviewte Mitarbeiterin eines Neuköllner Quartiermanagements betont die – wie sie es nennt – „Zweiseitigkeit“ der Arbeit der Stadtteilmuttermütter:

„Die haben wirklich eine Scharnierfunktion, die in zwei Richtungen genutzt wird. Also sie treten uns auf die Füße und sagen, wir brauchen das, aber es ist eben auch umgekehrt, also wenn man irgendwie gerne mit insbesondere migrantischen Eltern in Kontakt treten möchte, dann ist immer der erste Ratschlag, wendet euch an die Stadtteilmuttermütter, damit ihr da irgendwo einen Fuß in die Tür kriegt, wirklich im buchstäblichen Sinn manchmal. Und insbesondere die Schulen klagen eben sehr stark, dass es schwer ist, mit Eltern in Kontakt zu kommen“ (E#2, 6).

In der Zusammenarbeit zwischen Stadtteilmuttermüttern und Institutionen, im gegenseitigen Austausch, durch Nachfragen und Erklären, aber auch dann, wenn die Stadtteilmuttermütter sie explizit dazu auffordern, klischeehafte Sichtweisen zu überdenken, ihnen also „auf die Füße treten“, findet eine interkulturelle Annäherung statt. Wobei diese Annäherung laut den Erzählungen der Stadtteilmuttermütter oft darin besteht, dass sie bei Unsicherheiten und Unwissenheit geduldig und freundlich aufklären und zugleich versuchen, Vorurteile zu entlarven. Häufig beziehen sich die Stadtteilmuttermütter hierbei auf Beispiele, in denen sie offensichtlich wegen ihres Kopftuches als nicht so kompetent eingeschätzt wurden. So erzählten uns Gesprächspartnerinnen sowohl in Dortmund wie in Berlin mehrfach von einer ähnlichen Erfahrung: Wenn eine Frau mit und eine Frau ohne Kopftuch gemeinsam zu einer Behörde kommen, halten die Mitarbeiter der Behörde die Frau mit Kopftuch ungefragt für die hilfeschuchende Klientin, während sie die Frau ohne Kopftuch selbstverständlich als Stadtteilmuttermutter einordnen und ansprechen. Die kopftuchtragende Stadtteilmuttermutter muss also zu Beginn des Gespräches die Situation aufklären und kann damit auch die darin enthaltenen Zuschreibungen sichtbar machen. Wenn die Stadtteilmuttermütter von solchen Begegnungen berichten, lachen sie darüber; es scheint ihnen Freude zu bereiten, die Verwirrung und den darauf folgenden Aha-Effekt beim Gegenüber hervorzurufen, und zugleich liegt im Ton der Erzählung auch Empörung und Verletztheit über die Zumutung, immer wieder mit denselben Klischees konfrontiert zu werden.

Stadtteilmuttermütter begegnen nicht nur den von ihnen unterstützten Familien, sondern auch den Mitarbeiterinnen der Institutionen

mit großer Offenheit und auf Augenhöhe. Diese berichten immer wieder, sie könnten den Stadtteilmuttermüttern „alle Fragen“ stellen, auch solche zu Religion und Bräuchen, die sie sich sonst nicht anzusprechen trauen. Die Mitarbeiterin einer Berliner Behörde erzählt von der gemeinsamen aufsuchenden Arbeit:

„Wir kommen noch mal ganz anders in Austausch, also wir bringen ganz viele Fragen mit, was die Religion oder das Kulturverständnis angeht. Aber es bedingt sich gegenseitig. ... Also wenn ich mit der Stadtteilmuttermutter im Kiez bin [und sie sagt] ‚Guck mal, da ist eine Moschee‘, [und ich antworte] ‚Wie, das ist doch ein Wohnhaus?‘. Also, dass ich auch noch mal für mich den Kiez anders kennenlernen, das ist spannend und bereichernd“ (G#2, 1:12:50).

Dieser persönliche Austausch, bei dem irrtümliche Vorstellungen, Klischees und Vorurteile abgebaut werden und neue Blickwinkel (und Orte) zu entdecken sind, ist oft die Voraussetzung für den nächsten Schritt, nämlich die gemeinsame interkulturelle Arbeit. Um diese Offenheit gegenüber „allen Fragen“ aufzubringen, brauchen Stadtteilmuttermütter Motivation, Langmut und Resilienz; nur so können sie mit den Ressentiments umgehen, die in den immer wiederkehrenden Klischees stecken, mit denen sie dabei konfrontiert werden.

Beispielsweise erzählt eine Koordinatorin eines Stadtteilmuttermütterprojekts, dass in einem Kita-Elterncafé die Erzieherinnen dagegen gewesen seien, dass dort auch Arabisch gesprochen wird. Aufbauend auf der wissenschaftlichen These, dass es für den Spracherwerb von Kindern wichtig ist, auch die Muttersprache zu beherrschen, gehörte es aber gerade zum Konzept dieses Elterncafés, einen Raum für die Muttersprache der Eltern – in diesem Fall Arabisch – zu schaffen. Das Problem sei nun, dass die Konzepte der Aktivitäten (wie das zweisprachige Elterncafé) nur mit den Direktionen der Kitas abgesprochen worden seien. Die Mitarbeiter seien hingegen nicht informiert und würden das dahinterstehende Konzept nicht verstehen; stattdessen würden sie den Stadtteilmuttermüttern unterstellen, ihre „Parallelgesellschaft“ in die Schule tragen und die Kinder davon abhalten zu wollen, Deutsch zu sprechen. Wenn nun die Mitarbeiter wie im genannten Beispiel ablehnend reagierten, sei das für die Stadtteilmuttermütter nur schwer auszuhalten, denn teils würden sie nicht einmal begrüßt werden. Die Koordinatorinnen hätten viel damit zu tun, die Stadtteilmuttermütter wieder aufzubauen und zum Durchhalten zu animieren.

Etliche Stadtteilmuttermütter gehen auch von sich aus auf die Institutionen bzw. deren Mitarbeiter zu, um Veränderungen anzustoßen. So berichtet die inzwischen ehrenamtlich arbeitende Stadtteilmuttermutter Frau T., sie sei gemeinsam mit ihren Stadtteilmuttermutter-Kolleginnen auf die Idee gekommen, sich und ihre Arbeit bei Dortmunder Ämtern, wie z. B. dem Jugendamt, vorzustellen:

„Wir haben gesagt, nicht nur in die Familien gehen und was mit Familien machen, sondern [auch] mit der Stadt [gemeint ist das Jugendamt] und mit den anderen Institutionen... Und zum Glück, damals durften wir (lachend) alles sagen“ (N#14, 4).

Damals habe es viel Misstrauen und Unkenntnis seitens der Ämter, aber auch der Beratungsstellen gegeben, dem die beiden Frauen mit viel Offenheit und persönlichem Kontakt begegnet

sind. Daraus habe sich dann im Laufe der Zeit eine gute und enge Zusammenarbeit entwickelt.

Es sind persönliche Kontakte und einzelne Begegnungen, welche die Basis für Veränderungen schaffen und damit zu einem zweiseitigen Integrationsprozess beitragen. Putnam (2000) bezeichnet diese Form des Sozialkapitals als „bridging social capital“, also brückenbauendes Sozialkapital, welches von Olaf Schnur (2008) ebenfalls als Schlüsselressource für Integrationsprozesse auf Quartiersebene identifiziert wird:

„Interkulturelle Interaktion induziert ein gegenseitiges Kennenlernen, den Abbau von Vorurteilen sowie den Aufbau von Vertrauen – eine wichtige Voraussetzung für die Bildung gemeinsamen Sozialkapitals und die Basis für einen erfolgversprechenden Integrationsprozess“ (ebd., 141).

In diesem Prozess müssen auch die beteiligten Institutionen lernen, sich in die Einwanderungsgesellschaft zu integrieren.

7.5.2 Stadtteilmütter eröffnen neue Möglichkeiten der Quartiersarbeit

Stadtteilmütter haben in den Quartieren eine zentrale Rolle als Sprach- und Kulturmittlerinnen. Mit dieser Aufgabe werden sie in Beratungsstellen eingesetzt, indem sie dort Sprechstunden anbieten oder punktuell gebeten werden, zu Beratungsgesprächen dazuzukommen; darüber hinaus hat sich sowohl in Neukölln als auch in Dortmund eine Form der aufsuchenden Tandemarbeit entwickelt, die den staatlich finanzierten Institutionen Zugang zu einigen Zielgruppen ermöglicht und sie so dabei unterstützt, ihre Aufgaben zu erfüllen.

Das Quartiersmanagement in Dortmund-Westerfild und der KJGD in Neukölln schildern, dass sie ohne die Stadtteilmütter keinen Zugang zu bestimmten Bevölkerungsgruppen hätten (vgl. E#9; G#1 und G#2). So berichtet die Dortmunder QM-Mitarbeiterin Frau H., dass es ihr im Rahmen einer Nachbarschaftsbefragung mithilfe der Stadtteilmütter gelungen sei, mit den Anwohnern ins Gespräch zu kommen, indem sie diese gemeinsam in deren Privatwohnungen aufgesucht habe. Die Mitarbeiterin des QM-Büros Westerfild erzählt, dank der Stadtteilmütter habe sie „auf so manchem Sofa gesessen“ (Feldnotizen zu E#9). Sie führt weiter aus, warum sie die Arbeit der Stadtteilmütter für das QM wichtig findet, denn diese würden „die kleinen, feinen [kulturellen] Unterschiede“ kennen und wüssten daher, wie man mit den Menschen kommunizieren muss, um Zugang zu ihnen zu bekommen (Feldnotizen zu E#9). Projekte, in denen sie alle Anwohner erreichen möchte, kann sie sich ohne die Stadtteileltern nicht mehr vorstellen. Da aktuell weniger Stadtteileltern als bisher zur Verfügung stehen, hat sie momentan die Planung solcher Projekte eingestellt. Hier wird deutlich, wie existenziell die Mitarbeit der Stadtteilmütter bereits in der Konzeptionsphase von Projekten dieses Quartiersmanagements ist.

Wird in vielen Institutionen das Angebot der Stadtteilmütter als Ergänzung gerne angenommen, so sind es insbesondere die Mitarbeiter der QM in Dortmund und Neukölln, die berichten, dass sie die Perspektive der Stadtteilmütter aktiv in ihre Arbeit

einbeziehen. So erläutert etwa die Mitarbeiterin eines Neuköllner QM:

„Also wir schreiben ein Handlungskonzept alle zwei Jahre für das Gebiet und dieses Handlungskonzept, das schreiben wir ja auf Basis von Informationen, die wir erhalten aus dem Kiez vom Quartiersrat und von den Akteuren und Bewohnern, unabhängig vom Quartiersrat und da fließen natürlich auch die Bedarfe, die die Stadtteilmütter äußern, und die Beobachtungen, die sie machen, fließen da natürlich auch mit ein“ (E#8, 8).

Die hier erwähnte Sicht der Stadtteilmütter beschränkt sich nicht auf die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Kulturen, sondern beinhaltet auch ihr Spezialwissen über das Quartier. Durch ihre Flexibilität und ihre Nähe zum Quartier sind Stadtteilmütter einerseits Lückenfüllerinnen im Zuständigkeitsdschungel der Behörden und andererseits Springerinnen für soziale Arbeit in sich verändernden Situationen (z. B. bei Zuzug neuer Personengruppen oder in der kurzfristigen Versorgung Geflüchteter) und dadurch zugleich wichtige Expertinnen für Veränderungen im Quartier und für die Defizite in der Versorgung.

Insbesondere dort, wo Stadtteilmütter als integraler Bestandteil der institutionellen Arbeit verstanden werden, z. B. wenn sie zu Hausbesuchen oder Informationsveranstaltungen hinzugezogen werden, wenn sie in Projektplanungen von Anfang an einbezogen werden oder wenn sie Sprechstunden in den Räumen einer Institution anbieten (z. B. in Schulen, Kitas oder Anlaufstellen für Neuzugezogene), leisten sie einen Beitrag zur interkulturellen Öffnung dieser Institutionen.

7.5.3 Kein Selbstläufer

Stadtteilmütter können die interkulturelle Öffnung von Institutionen zwar nicht allein bewerkstelligen, wohl aber anstoßen. Deshalb betonen einige der von uns Interviewten, dass man den Stadtteilmüttern diesbezüglich noch viel mehr Gehör schenken sollte. Eine Mitarbeiterin der Diakonie Dortmund berichtet, dass die Stadtteilmütter ihre Ideen zur kulturellen Öffnung der Institutionen ins Projekt zurücktragen und es von dort aus wiederum weitergeleitet wird:

„Also Stadtteilen oder Menschen, die vielleicht denselben Migrationshintergrund haben wie die Klienten und in den Bereichen arbeiten, haben vielleicht noch mal einen ganz anderen Blick [auf die Institutionen]. Aber Stadtteilmütter, selbst die Fachkräfte mit Migrationshintergrund, werden ja nicht so mit einbezogen ... Also auch in den Institutionen, die sich hinsichtlich der interkulturellen Öffnung ihrer Institution bemühen, da könnten Stadtteileltern sehr viel beitragen, dass sie sagen, also Leute, wenigstens mal ein Schild auf Arabisch, wenn ihr nur arabische Klienten habt, vielleicht die Öffnungszeiten“ (E#15, 14).

Sie schlägt also vor, dass die Stadtteileltern als Expertinnen der interkulturellen Öffnung von den Institutionen, in denen und mit denen sie arbeiten, ernst genommen werden, und sie wünscht sich, dass die Beratungsstellen die Stadtteilmütter einladen und

fragen: „Was ist denn ihnen aufgefallen oder was würden sie denn ändern?“ (E#15, 14). Ihrer Beobachtung nach passiert das jedoch sehr selten.

Auf der Tagung „Stadtteilmütter – Netzwerkerinnen mit Wirkung“ berichtet eine seit vielen Jahren als Stadtteilmutter und inzwischen als Koordinatorin tätige Berlinerin ebenfalls davon, dass die Empfehlungen der Stadtteilmütter von den Institutionen noch viel zu selten wirklich gewürdigt und aufgegriffen werden. Sie betont, dass der Austausch der durch die persönlichen Kontakte entsteht, nicht automatisch zu einer Öffnung der Institutionen führt: *„Das ist kein Selbstläufer, interkulturelle Öffnung passiert nicht nebenbei“*, sondern diese Öffnung müsse vielmehr aktiv gewollt sein und institutionell begleitet werden. Sie habe im Laufe ihrer Arbeit viele Institutionen kennengelernt, die sich gegen Veränderungsvorschläge sperren und die Stadtteilmütter nicht als Expertinnen ernst nehmen.

Die Migrationsforscherin Hamra betont, dass die Zusammenarbeit mit den Stadtteilmüttern einen Prozess der interkulturellen Öffnung innerhalb der Behörden und bezirklichen Einrichtungen in Gang setzt:

„Die teilweise erzwungene Zusammenarbeit mit Mitarbeitern des Bezirksamtes, Schulen, Kitas und dem Jugendamt forciert einen Austausch, der aus Sicht der Behörden zuvor nicht möglich war. Dieser Austausch [...] ermöglicht es den verschiedenen Akteuren, sich ein differenziertes Bild dieser bis dahin auch für die Behörden und bezirklichen Einrichtungen als unnahbar und homogen wahrgenommenen Gruppe zu machen. Diese interkulturelle Öffnungsarbeit entwickelt sich aus Perspektive der Projektleiterin im Laufe der Zeit zu einem der zentralen Aufgabenfelder des Projekts“ (Hamra 2017, 277).

Diese (zusätzliche) Arbeit der Unterstützung bei der interkulturellen Öffnung von Institutionen wird inzwischen auch explizit von Institutionen angefragt und gewürdigt. So sind die Stadtteilmütter wichtig für den Prozess der interkulturellen Öffnung der Diakonie, in der sie institutionell beheimatet sind, und sie werden von externen Institutionen (z. B. dem Bundeswehr-Ausbildungslehrgang für Erzieher oder der Berliner Hochschule für Wirtschaft) als Expertinnen für interkulturelle Öffnung angefragt (vgl. Hamra 2017, 275).

7.5.4 Defizite werden sichtbar

Weil Stadtteilmütter dorthin gehen, wo sie gebraucht werden, denken und handeln sie ausgehend von den Bedarfen der Familien und nicht im Rahmen von Behördenstrukturen, rechtlichen Vorgaben und Zuständigkeitsregelungen. Die Dortmunder Stadtteilmutter Frau T. beschreibt ihre Arbeitshaltung so: *„Wo gibt es die meisten Probleme? Und wie können wir die lösen?“* (N#14, 2). Deshalb führt ihre Arbeit sie zu ganz unterschiedlichen Institutionen, vom örtlichen Stromanbieter über das Jugendamt und das Jobcenter, Beratungsstellen und Behörden zur Anerkennung der Berufsausbildungen bis hin zum Kreißaal im Krankenhaus. Stadtteilmütter lernen dabei alle für ihre Klientel wichtigen Institutionen und Akteure kennen und verstehen, wie diese jeweils „ticken“ und wo besondere Unterstützung not-

wendig ist. Dadurch machen sie Lücken und Zugangshürden in den Hilfesystemen sichtbar. Für die Institutionen ist dieses Wissen eine wichtige Hilfe, wenn sie ihr Angebot auf die tatsächlichen Bedarfe abstimmen möchten. Sie können von Stadtteilmüttern lernen, warum welches Angebot (nicht) angenommen wird und welche wiederkehrenden Missverständnisse es in der Kommunikation mit Migrantinnen und Migranten gibt. Von solchen Lernerfolgen berichten z. B. die Mitarbeiterinnen des Berliner KJGD (G#1 und G#2).

So schildert eine Stadtteilmutter, dass sie in Zeiten der Überlastung des Dortmunder Ausländeramtes (durch viele ankommende Geflüchtete) damit begonnen hat, an einigen Tagen der Woche zu festen Zeiten einfach im Warteraum zu sein, um als arabischsprachige Ansprechpartnerin zu erklären, wie die Abläufe sind, und auf Wunsch auch zu übersetzen. Dieses Angebot – keine offizielle Sprechstunde, sondern eine Reaktion auf den kurzfristigen Bedarf, den sie in ihrer Arbeit als Begleitende bei Amtsgängen wahrgenommen hat – haben sowohl die vorstellig werdenden Migrantinnen und Migranten als auch die Mitarbeiter der Behörden mit wachsendem Vertrauen in ihre Person und ihre Arbeitsweise gerne angenommen. Dabei fungiert die Stadtteilmutter nicht nur als Sprachmittlerin, sondern kann durch ihre Erfahrung, ihre Kenntnisse über die Organisation und ihr erlerntes Fachwissen zu Ausländergesetzen die Hilfesuchenden auch vor Behördenwillkür schützen. So berichtet sie, dass sie in letzter Minute eine bereits anberaumte Abschiebung verhindern konnte, die auf einem Behördenfehler beruhte. Ihrer Überzeugung nach konnte sie durch ihre verlässliche Anwesenheit und ihr bestimmtes und informiertes Auftreten bei den Behördenmitarbeitern Verständnis für die Situation der Klientinnen wecken und einen respektvolleren Umgang mit diesen erreichen (N#12). Ihre Präsenz hat die Arbeitsweise der Behörde also verändert und für mehr gegenseitiges Verständnis gesorgt, auch jenseits von Sprachgrenzen. Und zugleich werden hier eklatante Lücken und Defizite sichtbar, indem die Stadtteilmütter sich ihrer annehmen.

8 Fazit

Der Fokus dieser Studie liegt auf der besonderen Wirkkraft von Stadtteilmütterprojekten für die Integration und Partizipation im Quartier. Im Zentrum stehen dabei Fragen nach Netzwerken, die durch die Arbeit der Stadtteilmütter entstehen und die – so die Annahme – Zugehörigkeit und Teilhabe im Quartier stärken und quartiersbezogenes Sozialkapital schaffen. Diese Annahme wird durch die Ergebnisse unserer Studie vollumfänglich bestätigt.

8.1 Quartiersnahe Stadtteilmütterarbeit

Die Auswertung der bereits bestehenden Evaluationen sowie das von uns erstellte Wirkungsgefüge zeigen, dass Stadtteilmütterprojekte eine große Quartiersnähe aufweisen und durch ihren sozialräumlichen Ansatz in der Lage sind, auf die Besonderheiten der jeweiligen Quartiere einzugehen. Ihr Gelingen hängt weniger davon ab, unter den möglichen Projektkonzeptionen das eine „richtige“ Modell zu finden, als vielmehr davon, situationsangepasst, flexibel und sehr quartiersnah zu agieren, angepasst an die örtlichen Gegebenheiten, aber auch an den weiteren Kontext (Träger, politische Situation). Der sozialräumliche und den Individuen zugewandte Ansatz ist dabei Garant für die nötige Sensibilität und Flexibilität. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sich die beiden untersuchten Projekte zwar in ihrer Konzeption unterscheiden, sich aber in ihrer Arbeitsweise über die Jahre angeglichen haben (Kombination von aufsuchender Arbeit und Angeboten in Institutionen sowie die situationsbezogene Nutzung des Tandem-Modells). Dies erklärt, dass in beiden untersuchten Städten und in allen vier Quartieren dieselben Ergebnisse erzielt werden, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen.

8.2 Vernetzung

Die von uns erhobenen Netzwerkkarten zeigen, dass die Vernetzung im Quartier durch die Arbeit der Stadtteilmütter zunimmt. Alle Interviewten haben durch die Stadtteilmütterarbeit mehr Institutionen und mehr Orte kennengelernt, neue Freundschaften geschlossen und Bekanntschaften gemacht. Mit dem Kontakt zu den Stadtteilmüttern hat sich das Leben der Klientinnen grundlegend verändert. Die erhobenen Netzwerkkarten lassen erkennen, dass Stadtteilmütter als wichtige Knotenpunkte zwischen den muttersprachlichen und den deutschsprachigen Netzwerken fungieren. Für die Klientinnen werden also durch die persönliche Begleitung Brücken gebaut, um die Grenzen ihrer bisher „engen Welt“ zu überschreiten, stärker vernetzt in Nachbarschaften zu leben und das Bildungssystem besser zu verstehen und zu nutzen. Hier entstehen kleine Netzwerke mit großer Wirkung.

Ganz anders sehen die Netzwerke aus, die die Stadtteilmütter im Laufe ihrer Ausbildung insgesamt knüpfen. Hier handelt es sich um transkulturelle Netzwerke, die weit über eine Brückenfunktion hinausgehen. Sie bilden einen neuen transkulturellen Raum, in dem deutschsprachige Netzwerke nicht das Andere darstellen, die Welt am anderen Ufer, zu der angeblich eine Brücke gebaut werden muss, sondern mitverwoben sind in übergreifende Verbindungsgewebe, die sich nicht nach hier Muttersprache – dort Deutsch trennen lassen. So lässt sich an den Karten ablesen, dass viele Freundschaften zwischen Stadtteilmüttern aus unterschiedlichen Kulturen und mit unterschiedlichen Muttersprachen bestehen. Die gemeinsame Sprache ist oft Deutsch, noch öfter findet sich eine Kombination aus mehreren Sprachen, da die Stadtteilmütter häufig mehrsprachig sind und oftmals auch Sprachen unterschiedlicher Kulturkreise beherrschen. Zudem knüpfen die Stadtteilmütter im Laufe ihrer Arbeit Kontakte mit vielen Institutionen und bauen hier intensive Netzwerke auf. Durch ihre Rolle als Kulturmittlerinnen

sorgen sie für eine bessere Vernetzung der Institutionen untereinander.

Die großen transkulturellen Netzwerke der Stadtteilmütter stehen sowohl den Klientinnen als auch den kooperierenden Institutionen „nur einen Anruf entfernt“ zur Verfügung und tragen so dazu bei, dass ganz unterschiedliche Bewohnergruppen im Quartier miteinander in Kontakt kommen können. Es lassen sich aber nicht nur Aussagen über die Quantität, sondern auch über die Qualität dieser wachsenden Netzwerke machen. Die spezifische interkulturell-sozialräumliche Arbeitsweise der Stadtteilmütterprojekte sorgt dafür, dass diese Kontakte überwiegend als wertschätzende, von persönlichem Interesse und Respekt getragene Beziehungen gestaltet werden.

Neben einem Zusammenrücken im Kiez durch Vernetzung lässt sich in beiden untersuchten Projekten eine Öffnung in den Stadtraum feststellen. Für die Stadtteilmütter ergeben sich im Rahmen des Projekts ganz neue (Frei)Räume in der Stadt, sie werden mobiler und nutzen den Stadtraum selbstbewusster. Durch den Kontakt mit den Stadtteilmüttern erweitert sich gleichzeitig der Bewegungsradius der Klientinnen in ganz elementarer Form, insbesondere dann, wenn die Stadtteilmütter Frauen helfen, die zuvor zurückgezogen in ihrer Wohnung gelebt haben.

Dabei entstehen im Kontext von Stadtteilmütterprojekten neue Foren, neue Orte und Möglichkeiten, bei denen sich Menschen aus dem Quartier kennenlernen können (z. B. gemeinsame Frühstücke). So schaffen sie häufig selbst den Rahmen (mit), innerhalb dessen ihre konkrete und unmittelbare Vernetzungsarbeit stattfindet.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen: Stadtteilmütterprojekte leisten einen wichtigen Beitrag sowohl zur sozialen Integration der Klientinnen wie auch zur sozialen Integration der Stadtteilmütter selbst.

8.3 Quartierseffekte auf die Vernetzung

Mit der Netzwerkanalyse konnten wir für die beiden von uns im Vergleich untersuchten Quartierstypen Großwohnsiedlung und Altbauquartier keine Quartierseffekte auf die Art und Größe der untersuchten Netzwerke feststellen. Der Befund aus der Quartiers- bzw. Integrationsforschung, dass Quartiere einen Sozialisations-, Möglichkeits- und Handlungsraum konstituieren, der die An- und Einbindung von Quartiersbewohner beeinflusst (siehe Kapitel 1 Forschungsstand), wird damit nicht widerlegt. Vielmehr stellen wir fest, dass Stadtteilmütterprojekte durch ihre aufsuchende, sozialräumliche und interkulturelle Arbeitsweise eine so starke Wirkung für die Beteiligten haben, dass evtl. vorhandene Quartierseffekte damit überlagert werden. Ähnliches gilt auch für Unterschiede in der Konzeption und der Ausgestaltung der Stadtteilmütterprojekte: Auch hier lässt sich zeigen, dass in beiden untersuchten Städten dieselben Ergebnisse erzielt werden, wenn auch auf etwas unterschiedlichen Wegen.

Zudem bestätigt sich in unserer Untersuchung die Vermutung, dass das Leben in Quartieren mit einem hohen Anteil an Migranten nicht notwendigerweise zur Folge hat, dass Kontakte zu anderen Ethnien abgelehnt werden. Ein Befund, der im Wesentlichen an die empirischen Ergebnisse der Forschung zu den Quartierseffekten anschließt. Allerdings – und darin liegt die Stärke der Stadtteilmütterprojekte – braucht es Ermöglichungsangebote und individuell passende Starthilfen, damit diese Kontakte auch gesucht und aufrechterhalten werden können. Denn interethnische und transkulturelle Vernetzung entsteht (selbstverständlich) nur dann, wenn einladende Gelegenheiten dafür vorhanden sind, und Stadtteilmütterprojekte schaffen diese Gelegenheiten.

8.4 Engagement und Teilhabe

Neben der zunehmenden Vernetzung ist die wachsende Teilhabe der zweite wichtige Effekt auf die untersuchten Quartiere. Stadtteilmütter zeichnen sich durch großes Engagement in ihren Quartieren aus – auch dann, wenn sie schon aufgehört haben, als bezahlte Stadtteilmütter zu arbeiten. Damit fördern sie ein integratives Klima im Quartier. Wir konnten zeigen, dass Stadtteilmütterprojekte Engagement und Teilhabe initiieren und fördern. Es entstehen persönliche Kontakte zwischen ganz unterschiedlichen Personengruppen, die dabei helfen, Vorurteile zwischen Einzelpersonen, in der Nachbarschaft, aber auch in der Zusammenarbeit mit Behörden und Institutionen abzubauen. Zudem werden die Frauen darin gestärkt, ihre Ideen und Wünsche umzusetzen, sich in die Gesellschaft einzubringen und sich für ihre Perspektiven und Meinungen stark zu machen – von kulturellen Aktivitäten über ehrenamtliches Engagement im Quartiersrat oder im Elternbeirat bis hin zu politischen Aktionen und Veranstaltungen, etwa gegen Rassismus oder für mehr Kita-Plätze. Mit dieser die Teilhabe aktivierenden Komponente ihrer Arbeit leisten Stadtteilmütterprojekte demokratische Basisarbeit, die auf drei Ebenen stattfindet:

1. Die Projekte versuchen, auf der persönlichen Ebene für jede einzelne am Projekt beteiligte Person Selbstwirksamkeit erfahrbar zu machen und schaffen dadurch erst die Möglichkeit für Teilhabe. Laut Ansgar Klein ist die „*Ermöglichung realer und selbstwirksamer Teilhabe in den Erfahrungs- und Handlungsräumen der Zivilgesellschaft eine wesentliche Voraussetzung für das erfahrungsbezogene politische Lernen und die hier erfolgende Ausbildung eines demokratischen Habitus von Bürgerinnen und Bürgern*“ (Klein 2017, 109). Dieser Zusammenhang wird auch in den Interviews mit den Stadtteilmüttern sehr deutlich, wenn sie beschreiben, dass sie sich durch den respektvollen und empowernden Umgang im Projekt freier und selbstbewusster fühlen und dadurch auf die Idee kommen, sich zu engagieren und sich einzumischen.

2. Auf der Ebene der Vergemeinschaftung wird ebenfalls Demokratieförderung angestoßen: Insbesondere die transkulturellen Ausbildungsgruppen sind Orte, in denen sich die Frauen mit den Anforderungen und Problemen einer Integrationsgesellschaft auseinandersetzen, sich gemeinsam fragen, wie sie gerne zusammenleben möchten. Sie diskutieren Themen wie Rassismus

und Antisemitismus, Toleranz und Vielfalt und geben ihre daraus gewonnenen Erkenntnisse in die Familien und die Communities zurück. Wichtig für diese transkulturelle Vergemeinschaftung ist die Arbeitsweise der Stadtteilmütterprojekte, sie *„entfalten ihre Wirkung nicht als belehrende oder autoritäre Institutionen, die vermeintlich renitenten Migrantinnen erklären, was richtig oder falsch ist. Im Gegenteil: In einem Umfeld, das von vielfältigen Rassismen geprägt ist, erzeugen sie einen Schutzraum, der erst die [...] Voraussetzungen für ‚gutes Engagement‘ schafft“* (Hamra 2018, 2).

3. Stadtteilmütterprojekte stärken auch die Demokratie auf der Ebene der Institutionen, indem sie zu deren interkulturellen Öffnung beitragen, immer wieder Veränderungen einfordern und auf Probleme hinweisen. So werden sie zu wichtigen Akteurinnen im Quartier, die politische Meinungen äußern, auf rassistische Strukturen aufmerksam machen und Klischees als solche entlarven. So weisen Stadtteilmütter z. B. immer wieder darauf hin, dass die weit verbreitete Vorstellung, viele muslimische Familien würden sich weigern, ihre Kinder in eine Kita zu geben, nicht zutrifft. Vielmehr mangelt es an genügend Kitaplätzen und nicht alle Neuzugezogen können wissen, dass man sich in Neukölln schon vor der Geburt eines Kindes auf die Suche nach einem Kitaplatz machen muss.



Stadtteilmütterprojekte sind damit nicht nur ein integrationspolitisches Instrument, sondern auch ernst zu nehmende Akteurinnen der Integrationsdebatte im Quartier und auch weit darüber hinaus, denn sowohl ihre erfolgreichen Arbeitsergebnisse als auch ihre Forderungen nach gesellschaftlichen und politischen Veränderungen, die notwendig sind, um ihre Arbeit sinnvoll zu gestalten und zu verstetigen, verweisen auf prinzipielle Probleme der Integrationspolitik. Sie zeigen deren Lücken auf und legen den Finger in die Wunden, wenn Integrationspolitik z. B. bevormundend oder vorurteilsbeladen ist. Damit sind Stadtteilmütter nicht nur Seismografen für Veränderungen im Quartier, sondern auch zugleich Seismografen für gesellschaftliche Veränderungsbedarfe.

langfristige persönliche Beziehungen und Netzwerke aber gerade für die Bereiche Engagement und Teilhabe ausschlaggebend sind. Wenn die Effekte auf die Quartiere langfristig erhalten bleiben sollen, muss daher die Kontinuität der Beziehungs- und Vernetzungsarbeit zukünftig gewährleistet werden. Und auch ehrenamtliches Engagement braucht eine Basis, ein gesichertes Einkommen und eine gesicherte Kinderbetreuung.

Stadtteilmütterprojekte stoßen auch da an ihre Grenzen, wo Hilfeinstitutionen nicht auf ihre Aufgaben in einer Migrationsgesellschaft eingestellt sind oder mit sich verändernden Bedarfen nicht flexibel umgehen können. Stadtteilmütter arbeiten sozialraumorientiert, d. h. sie gehen von den realen Bedarfen und Gegebenheiten der Familien vor Ort aus. Weil sie die Probleme der Familien unmittelbar (mit)erleben und ihnen helfen möchten, sind sie oft in Gefahr, Lücken in der Hilfeversorgung selbst auszufüllen. Stadtteilmütter können diese Lücken aber nicht ausfüllen, sie können sie nur aufzeigen und damit ggf. Veränderungen anstoßen. Auch hier fungieren sie als Seismografen.

8.5 Kontext

Die Migrationsforscherin Sulamith Hamra weist darauf hin, dass Stadtteilmütterprojekten dort Grenzen gesetzt sind, wo gesellschaftliche Anschlussstellen fehlen. *„Stadtteilmütterprojekte haben sich als ein gut funktionierendes integrationspolitisches Instrument erwiesen. Sie können aber nur so gut sein wie die Gefüge, in denen sie umgesetzt werden“* (Hamra 2018, 1). Das betrifft insbesondere die Berufsperspektiven der Stadtteilmütter und die Zusammenarbeit mit Institutionen. Dass Stadtteilmütterprojekte in der Logik der Projektförderung immer befristete Maßnahmen sind, führt unter anderem dazu, dass ausgebildete Stadtteilmütter am Ende der maximal dreijährigen Projektphase wieder entlassen werden. Es fehlen bislang berufliche Perspektiven für die ausgebildeten Stadtteilmütter, und diese mangelnde Perspektive verstärkt ihre Erfahrung, von der Ankunfts-gesellschaft abgelehnt zu werden. Unsere Studie hat gezeigt, dass

9 Handlungsmöglichkeiten und Empfehlungen

Um die positiven Effekte der Stadtteilmütterprojekte auf die Quartiersentwicklung zu erhalten und auszubauen, werden im Folgenden Handlungsempfehlungen für Verwaltung und Politik sowie Vorschläge für die Weiterentwicklung der Stadtteilmütterprojekte formuliert. Die Empfehlungen und Vorschläge basieren auf den Ergebnissen der Studie und wurden innerhalb der vier Workshops auf der Tagung „Stadtteilmütter – Netzwerkerinnen mit Wirkung“ vorgestellt und gemeinsam mit Expertinnen und Experten (Stadtteilmütter, Quartiers- und Integrationsforscher und Vertreter von Kommunen und Institutionen wie QM, Träger von Stadtteilmütterprojekten, Verwaltung, Jobcenter und weitere Interessierte) aus unterschiedlichen deutschen Städten diskutiert, präzisiert und ergänzt.

9.1 Handlungsmöglichkeiten für Verwaltung und Politik

9.1.1 Beitrag zur Quartiersentwicklung

Stadtteilmütterprojekte stärken den Zusammenhalt im Kiez, sie fördern Vernetzung zwischen Institutionen, füllen Lücken in der Versorgung durch staatliche Hilfsinstitutionen und in akuten Krisensituationen, bauen Vorurteile ab, stützen die demokratische Entwicklung und sind wichtige Impulsgeber für die interkulturelle Öffnung von Bildungsinstitutionen. Wie kann die Stadtentwick-

lungsplanung all diese Aufgaben angemessen unterstützen und in ihre eigene Tätigkeit einbinden?

- Anerkennung der besonderen Leistungen für integrative Quartiere sowie eine solide und langfristige finanzielle Basis sind die wichtigsten Grundbausteine für eine nachhaltige Wirkung der Stadtteilmütterprojekte im Quartier.
- Stadtteilmütter sollten als Expertinnen für interkulturelle Öffnung und als Seismografen für Entwicklungen im Quartier ernst genommen und auch entsprechend in die Quartiersentwicklung eingebunden werden. Dabei ist darauf zu achten, dass ihr Beitrag nicht als exotisches Beiwerk („was Buntes für das internationale Buffet“) präsentiert und auch nicht als kostenloses „Nebenprodukt“ vereinbart wird, sondern als Expertise Wertschätzung erfährt. Das kann durch Mitarbeit in bestehenden Gremien und Netzwerken geschehen; der Arbeit und der Rolle der Stadtteilmütter angemessener wäre jedoch eine persönlichere und informellere Form, etwa in eher losen, aber regelmäßig stattfindenden Diskussionsrunden mit anderen wichtigen Akteuren im Kiez oder wie z. B. bei einem vierteljährlichen Kaffeetrinken mit der Bürgermeisterin, der Stadtentwicklerin und dem Integrationsbeauftragten.
- Der Austausch mit Entscheidern in den Kommunen lässt sich z. B. durch gemeinsame Ortsbegehungen verbessern, bei denen sie sich ein Bild von den Projekten machen und positive Wirkungen sehen können.
- Um Stadtteilmütter langfristig in die Quartiersentwicklung einzubinden, müssen günstige Bedingungen geschaffen werden, damit Engagierte nicht rasch wieder verprellt werden. Dazu gehört z. B. Sitzungen an Orten und zu Uhrzeiten abzuhalten, die für Berufstätige mit Familien geeignet sind, dort für eine möglichst diskriminierungsfreie Atmosphäre

und dafür zu sorgen, dass Sprach- und Verständnishindernisse (beispielsweise durch übermäßige Beamtensprache) vermieden werden.

Solcherart auf die gemeinsame Entwicklung der transkulturellen Quartiere zu setzen, bedeutet zu zeigen, dass aktive Teilhabe erwünscht und wirkmächtig ist.

- Die Quartiersanbindung kommt häufig auch durch gemeinsame Projekte mit dem QM zustande. Wenn die Schließung des QM droht, muss deshalb frühzeitig ein Konzept entwickelt werden, wie die Quartiersanbindung erhalten werden kann – ohne dass die Stadtteilmütterprojekte diese Aufgaben noch zusätzlich übernehmen.
- Im Sinne einer möglichst breiten Vernetzung und Teilhabe im Quartier ist auch zu bedenken, dass die Zusammenarbeit mit Migrantenselbstorganisationen nicht zu kurz kommt, nur weil Stadtteilmütter (vermeintlich) einfacher zu erreichen sind.

9.1.2 Interkulturelle Öffnung der Institutionen

Auch wenn es nicht zu ihren zentralen Aufgaben gehört, tragen Stadtteilmütter zu einer interkulturellen Öffnung der Institutionen bei. Die Berichte zeigen, dass aufseiten der Institutionen oft zunächst einmal Vorurteile und Missverständnisse im Umgang mit Migrantinnen und Migranten und auch im Kontakt mit den Stadtteilmüttern aus dem Weg geräumt werden müssen. Die Mitarbeiter der Institutionen betonen häufig, dass dies durch die persönlichen Begegnungen gut gelingt. Der nächste Schritt, die interkulturelle Öffnung der Institution, kann aber nur glücken, wenn die Institutionen hierzu ernsthafte Maßnahmen ergreifen und die einzelnen Mitarbeiter diesen Initiativen gegenüber offen sind. Stadtteilmütter können die interkulturelle Öffnung der Institutionen nicht allein bewirken und sollen auch nicht die Verantwortung dafür tragen. Denn Stadtteilmütter arbeiten vorrangig im Auftrag der Anwohner und nicht der Institutionen, und das sollte auch weiterhin der Fokus sein.

- Institutionen sollten an ihrer interkulturellen Öffnung – sowohl auf institutioneller wie auch auf personeller Ebene – arbeiten, beispielsweise durch Weiterbildungen für Mitarbeitende zu Themen wie Interkulturalität, Anti-Diskriminierungsarbeit etc.
- Um eine interkulturelle Öffnung der Institutionen zu erreichen, muss dieser Prozess von innen gewollt sein und sollte zudem von außen von Experten begleitet werden. Innerhalb dieser Entwicklung sollte den Stadtteilmüttern eine beratende Aufgabe zukommen, die ihrem Status als Expertinnen der interkulturellen Kompetenz entspricht.
- Auch Kommunen sollten Stadtteilmütter aktiv in ihren Prozess der interkulturellen Öffnung einbinden.
- Wünschenswert wäre auch eine angemessene Anerkennung und Honorierung dieser zusätzlichen Integrationsleistung durch die Institutionen.

9.1.3 Zusammenarbeit mit Institutionen

Es lassen sich wiederkehrende Probleme in der Zusammenarbeit beschreiben, die zumeist darauf zurückgehen, dass die Mitarbeiter die genauen Aufgaben und Arbeitsweisen der Stadtteilmütter nicht kennen.

- Um die Kooperation zwischen den Stadtteilmüttern und den kooperierenden Institutionen zu verbessern, sollten:
 - ▶ Mitarbeiter von Anfang an in die Konzeptentwicklung von gemeinsamen Projekten miteinbezogen und Absprachen nicht nur auf der Leitungsebene getroffen werden,
 - ▶ Mitarbeiter kontinuierlich über Ziele und Nutzen der Zusammenarbeit (z. B. mehrsprachige Elterncafés zur Förderung des Spracherwerbs) informiert werden,
 - ▶ Stadtteilmütter mehr in die Arbeit der Institutionen integriert werden, beispielsweise durch feste Sprechstunden vor Ort und Teilnahme an Teamsitzungen,
 - ▶ Aufgaben und Grenzen der Arbeit der Stadtteilmütter für Institutionen und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter klar benannt sein.
- Ein gemeinsam entwickelter Leitfaden über die Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern und Stadtteilmütterprojekten, wie es ihn beispielsweise im Dortmunder Stadtteilmütterprojekt gibt, ist eine Möglichkeit, sich über gemeinsame Ziele und klare Aufgabe zu einigen. Wichtig wäre, dass auch Mitarbeitenden der Institutionen die Möglichkeit gegeben wird, sich einzubringen.

9.1.4 Einsatz als „Lückenbüßerinnen“ vermeiden

Stadtteilmütter ergänzen das Angebot von Institutionen und arbeiten dabei vorrangig als Übersetzerinnen zwischen den Kulturen. Diese Arbeit erfordert Zeit und die Möglichkeit, sich in die jeweiligen Gegebenheiten einzuarbeiten. Die Beweglichkeit der Stadtteilmütter, ihr Einsatz an verschiedenen Orten und ihre Begleitangebote für die Wege dazwischen, gleicht die Unbeweglichkeit von Institutionen aus. Stadtteilmütter bringen damit nicht nur Klientinnen und Institutionen zusammen, sondern zeigen auch Lücken im Hilfesystem auf. Stadtteilmütter arbeiten primär im Auftrag der Eltern und sollten von Institutionen nicht als „Lückenbüßerinnen“ für Engpässe eingesetzt, sondern langfristig in Kooperationen einbezogen werden. Werden Stadtteilmütter erst dann von Institutionen angefordert, wenn ein akutes Problem aufgetaucht ist und sie als (unbezahlte) Mediatorinnen oder Übersetzerinnen einspringen sollen, besteht die Gefahr, dass sie Aufgaben nicht den Erwartungen entsprechend wahrnehmen und damit Enttäuschungen statt Verbindungen entstehen.

Zudem sollten Stadtteilmütter nicht für Aufgaben herangezogen werden, für die sie nicht ausgebildet wurden. So können und dürfen sie beispielsweise die Dolmetscher bei Gericht nicht ersetzen.

- Die Mitarbeiter der Institutionen müssen über die Arbeitsweise, Kompetenzen und Aufgaben der Stadtteilmütter informiert sein.
- Wenn Stadtteilmütter in Behörden oder Bildungsinstitutionen kurzfristig bzw. auf Abruf eingesetzt werden, muss ihrer vermittelnden Tätigkeit Raum gegeben werden. Das heißt, ihnen muss neben der reinen Übersetzung vor allem Zeit gegeben werden, Hintergründe, Zusammenhänge und kulturelle Unterschiede zu erläutern.

9.1.5 Persönliche Begegnungen ermöglichen

Sowohl für die interkulturelle Öffnung der Institutionen als auch für die Vernetzung der Institutionen untereinander ist die persönliche Begegnung zwischen den Mitarbeitern der Institutionen und den Stadtteilmüttern der entscheidende Gelingensfaktor. Häufig entsteht die Vernetzung um eine einzelne Person herum, die Vertrauen genießt und so zum Vernetzungsknotenpunkt wird.

- Institutionen sollten darauf achten, auf unterschiedlichen Wegen Gelegenheiten für persönliche Kontakte zu schaffen. Dazu gehören:
 - ▶ Anbindung der Arbeit an Institutionen (z. B. Sprechstunden vor Ort, Arbeit im Tandem, Angebote vor Ort wie Elterncafés),
 - ▶ Einbindung der Stadtteilmütter in die Arbeit, von der Projektkonzeption bis zur Teamsitzung,
 - ▶ gemeinsame Veranstaltungen von Straßenfesten bis hin zu Weihnachtsfeiern,
 - ▶ Besuche bei den Institutionen vor Ort im Rahmen der Ausbildung der Stadtteilmütter.

9.1.6 Nachhaltige Vernetzung

Der hohe Vernetzungsgrad der Stadtteilmütter, insbesondere ihr Erfahrungswissen aus dem Umgang mit vielen Institutionen, kommt nicht nur den begleiteten Familien zugute, sondern verbessert auch die Erreichbarkeit der Institutionen. Die Nachhaltigkeit der quartiersbezogenen Netzwerke, die die Stadtteilmütter mit den Institutionen knüpfen, hängt auch davon ab, wie langfristig die Arbeit der einzelnen Stadtteilmütter angelegt ist. Eine Konzeption, die alle zwei bis drei Jahre ein Auswechseln der Stadtteilmütter-Belegschaft vorsieht, gefährdet den Bestand und die nachhaltige Wirkung dieser Netzwerke.

- Nachhaltige Vernetzung braucht eine langfristige und planbare Arbeitsgrundlage. Dafür müssen feste Stellen geschaffen werden.

9.1.7 Integration auf Zeit?

Die aktive Teilnahme an einem Stadtteilmütterprojekt ermöglicht vielen arbeitslosen Frauen eine berufliche Aktivierung. Die Frauen fühlen sich bestätigt und anerkannt und auch besser vorbereitet, eine neue Arbeit aufzunehmen. Am Ende ihrer zwei- oder dreijährigen Tätigkeit als Stadtteilmutter werden sie jedoch wieder ausgebremst, weil auf dem ersten Arbeitsmarkt (fast) keine Stellen für sie zur Verfügung stehen.

In beiden Städten begegnen die Stadtteilmütterprojekte dieser unsicheren Langzeitperspektive auf unterschiedliche Weise. In Neukölln (wie in ganz Berlin) streben die Träger eine dauerhafte Institutionalisierung des Berufsbildes der Stadtteilmutter an. In der Zwischenzeit wurden für einige Stadtteilmütter längerfristige Stellen und Beschäftigungsmöglichkeiten (als Integrationslotsinnen und bei Familienzentren) geschaffen. Hingegen werden die Stadtteileltern in Dortmund von Anfang an dazu angehalten, ihre Tätigkeit als zeitlich befristete Unterstützung der Sozialarbeiter und nicht als Beruf zu betrachten. Einige ehemalige Stadtteilmütter schließen in Dortmund aktuell eine sogenannte SprInt-Ausbildung¹⁵ ab. Zwar werden die Stadtteileltern in beiden Städten von Beginn der Tätigkeit an eng durch Jobcoachings begleitet, um nach individuellen Möglichkeiten für eine Arbeitsmarktintegration zu suchen. Dennoch geben die befragten Stadtteilmütter an, dass sie diese unklaren Berufsperspektiven als verunsichernd empfinden. Gleichzeitig verweisen die interviewten Quartierseinrichtungen immer wieder darauf, dass Stadtteileltern inzwischen eine für sie unverzichtbare Funktion als Mittler in das Quartier hinein haben.

Was den Frauen nach ihrer Tätigkeit im Stadtteilmütterprojekt bleibt, sind bessere Sprachkenntnisse, die soziale Vernetzung und die Erfahrung von Selbstwirksamkeit – allerdings auch die Erfahrung, dass die Aufnahmebereitschaft der Aufnahmegesellschaft zwar der Idee der Stadtteilmütter, aber nicht ihnen persönlich gilt. Das löst unter den Stadtteilmüttern großen Unmut und auch Ratlosigkeit aus, wirkt als Dämpfer für die zuvor gelungene Aktivierung der Frauen (für den Arbeitsmarkt und für die Aufgabe des kulturellen Brückenbauens) und kann zugleich als deutliches Zeichen für die fehlende Ernsthaftigkeit der Integrationsbemühungen der Gesellschaft verstanden werden. Die Botschaft, die ausgesendet wird, ist widersprüchlich: Einerseits werden Stadtteilmütterprojekte von allen Seiten hoch gelobt, bekommen Integrationspreise und es wird ihnen eine positive Wirkung auf vielen Ebenen attestiert. Andererseits werden die arbeitswilligen Stadtteilmütter, nachdem der Bürgermeister am Ende ihrer Projektzeit persönlich ihre Arbeit gewürdigt und ihnen eine Urkunde überreicht hat, in die Arbeitslosigkeit zurückgeschickt.

¹⁵ Das SprInt Netzwerk – ein Zusammenschluss von Akteuren der Sprach- und Integrationsmittlung in Deutschland – strebt eine staatliche Anerkennung des Berufes der Sprach- und Integrationsmittler (SprInt) an und hat eine 18-monatige Qualifizierung für Sprach- und Integrationsmittler auf dem Niveau eines Fortbildungsberufs erarbeitet.

- Hier sind Verwaltung und Politik gefordert, langfristige Lösungen anzubieten, denn eine Integration, die mit einem Ablaufdatum versehen ist, ist nicht nur für die Stadtteilmütter eine Enttäuschung, sondern auch ein fatales Signal an die migrantischen Communities insgesamt.
- Die konzeptionellen Lücken müssen geschlossen und die widerstreitenden Logiken – einerseits das Bemühen um eine Verstetigung der Arbeit der Stadtteilmütter, andererseits die befristete Förderung im Rahmen der Beschäftigungsförderung, die auf eine anschließende Integration in den ersten Arbeitsmarkt zielt – müssen ausgeglichen werden.
- Die Studie hat gezeigt, dass sowohl die Kohortenausbildung vieler Stadtteilmütter als auch die Verstetigung der Arbeit Sinn ergibt: Mit immer neuen Stadtteilmüttern lässt sich die Akquise und Aktivierung von Familien aus dem Quartier über persönliche Verbindungen eher gewährleisten, hingegen verstärken langfristige Stellen eher die Aktivierung und Öffnung der Institutionen vor Ort, denn insbesondere Bildungsinstitutionen benötigen eine langfristige Zusammenarbeit mit wenig personellem Wechsel.
- Soziale Kohäsion über kulturelle Unterschiede hinweg herzustellen, ist eine wichtige Aufgabe in sich zunehmend diversifizierenden (Stadt)Gesellschaften. Daher sollte überlegt werden, die Aufgabe der transkulturellen Mittlerin, die aktuell die Stadtteilmütterprojekte in Berlin und Dortmund wahrnehmen, als eigenes Berufsbild dauerhaft zu institutionalisieren.
- Die Expertinnen und Experten auf der vhw-Tagung „Stadtteilmütter – Netzwerkerinnen mit Wirkung“ waren sich einig, dass ein Berufsbild für Stadtteilmütter entwickelt werden muss. Ein solches neues Berufsbild ist komplex, aber essenziell für die Arbeit der Stadtteilmütter. Mit der Etablierung eines solchen anerkannten Berufs könnte die Lücke zwischen dem semiprofessionellen Bereich der Stadtteilmütter und dem (sozialpädagogischen) Studium geschlossen werden. Der Beruf sollte dabei allerdings auf mehreren Stufen zugänglich sein, d. h. informelle Qualifikationen der Stadtteilmütter sollten anerkannt werden und damit die Möglichkeit eröffnen, diesen Beruf auszuüben. Zum Beispiel könnte ein Beruf „Integrationsassistent*in“ mit unterschiedlichen Schwerpunkten, wie Familie, Gesundheit, Arbeit und Behörden, geschaffen werden.
- Gerade wenn (einzelne) feste Stellen eingerichtet werden, bedarf es einer kontinuierlichen pädagogischen Begleitung und/oder einer Supervision der Arbeit und eines regelmäßigen Austausches zwischen den Stadtteilmüttern untereinander.

9.1.9 Grundlagen schaffen

Um die langfristige Arbeit der Stadtteilmütterprojekte zu sichern, sollten solide Arbeitsgrundlagen geschaffen werden.

- Geklärt werden sollten wichtige rechtliche Grundlagen, wie z. B.: Inwieweit gilt für Stadtteilmütter eine Schweigepflicht? Wie können sie ihre Arbeit im Rahmen der Europäischen Datenschutzverordnung sinnvoll gestalten?
- Hilfreich wäre eine Vernetzung der Stadtteilmütterprojekte bundesweit, z. B. durch eine jährliche Fachtagung. Auf der gemeinsam mit dem vhw organisierten Tagung „Stadtteilmütter – Netzwerkerinnen mit Wirkung“ wurde ein großes Interesse deutlich, die Arbeit der anderen kennenzulernen und davon zu lernen. Gewünscht wird auch ein bundesweiter Austausch über Weiterbildungs- und Schulungsangebote für Stadtteilmütter und Koordinatorinnen.

9.1.8 Verberuflichung und Berufsperspektiven

Wichtig ist es, auf der Bundesebene politische Rahmenbedingungen zu schaffen, um geeignete Berufsperspektiven für Stadtteilmütter anbieten zu können. In diesem Prozess müssen die Kommunen sowie die landes- und bundespolitische Ebene zusammenarbeiten.

- Insbesondere müssen Stellen geschaffen werden für diejenigen, die erfolgreich sinnvolle Arbeit leisten, gerne langfristig als Stadtteilmutter arbeiten möchten und dazu auch geeignet sind. Nur so können die Erfolge der Arbeit langfristig gesichert werden.
- Ebenso sollten die Bemühungen weiter verstärkt werden, Übergänge in angrenzende Berufe zu ermöglichen.
- Ein großes Hindernis für die berufliche Integration ist die fehlende oder zögerliche Anerkennung ausländischer Berufs- und Bildungsabschlüsse. Auch hier sind politische Lösungen gefragt: Wartezeiten sollten verkürzt und das Verfahren sollte transparenter gestaltet werden.

9.2 Handlungsmöglichkeiten für Stadtteilmütterprojekte

9.2.1 Institutionen als dritte Zielgruppe

Stadtteilmütter beteiligen sich sehr engagiert und effektiv an der interkulturellen Öffnung der Institutionen, mit denen sie zusammenarbeiten. Diese Arbeit wird von den Institutionen jedoch oft nicht gesehen.

- Die interkulturelle Arbeit der Stadtteilwütter in Institutionen sollte stärker sichtbar gemacht werden, z. B. indem Institutionen als dritte Zielgruppe in die Projektkonzeption Stadtteilwütter aufgenommen werden.

9.2.2 Diversität der Ausbildungsgruppen: Vielfalt im Quartier

Im Laufe der Geschichte der Stadtteilwütterprojekte hat die Diversität der Ausbildungsgruppen zugenommen. Neben türkisch- und arabischsprachigen Stadtteilwütern finden sich dort inzwischen auch Geflüchtete aus Syrien und dem Irak, Russlanddeutsche und Frauen, die aus Osteuropa, Lateinamerika oder aus Afrika eingewandert sind, mit und ohne deutscher Staatsangehörigkeit. Diese Frauen haben unterschiedliche Lebens- und Migrationsgeschichten sowie unterschiedliche Bildungshintergründe und sie leben unterschiedliche Religionen. Die Erfahrungen der Stadtteilwüter in diesen transkulturellen Ausbildungsgruppen sind ein wichtiger Baustein für ihre Arbeit als Kulturmittlerinnen und ihr Engagement gegen Rassismus und Benachteiligung.

- Die Vielfalt in den Ausbildungsgruppen sollte beibehalten werden und die transkulturelle Zusammenarbeit weiterhin durch Biografiearbeit und die Auseinandersetzung mit Rassismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit unterstützt werden.
- Für die transkulturelle Vernetzung im Quartier ist die fortlaufende Ausbildung neuer Gruppen sinnvoll, da so möglichst viele Frauen in gemischten Gruppen Erfahrungen sammeln und Freundschaften schließen können.
- Der Ausdifferenzierung der Zielgruppen sollte auch eine Ausdifferenzierung der Methoden und Ziele folgen. Hier sollte zukünftig weiter bedacht werden, dass der Ansatz auf eine bestimmte Gruppe zugeschnitten war bzw. ist (z. B. bildungsferne Frauen) und dass deshalb für andere Gruppen (etwa Frauen, die arbeitslos sind, weil ihre Ausbildung in Deutschland nicht anerkannt wird) andere Herangehensweisen sinnvoll sein können.

9.2.3 Quartiersbezug beibehalten

Im Zuge der zunehmenden Professionalisierung und Verstetigung wird die Quartiersanbindung der Stadtteilwüterarbeit gelockert, da erfahrene Stadtteilwüter auch über die Quartiersgrenzen hinaus eingesetzt werden oder aus dem Quartier wegziehen, in dem sie bisher gearbeitet haben. Auch eine stärkere Anbindung an Institutionen führt zu einer Lockerung des Quartiersbezugs, weil sich die Arbeit der Stadtteilwüter dann stärker am Zuständigkeits- und Einzugsgebiet der Institution orientiert. Die Verortung der einzelnen Stadtteilwüter in nur einem Kiez schwindet also zusehends. Das muss aber nicht dazu führen, dass auch die Wirkungen auf den Kiez schwächer werden. Vielmehr halten wir es für möglich, den Quartiersbezug der Arbeit zu erhalten.

- „Externe“ Stadtteilwüter müssen mit den Besonderheiten des Quartiers vertraut gemacht und eingearbeitet werden.
- Auch mit „externen“ Stadtteilwütern kann und sollte es das Ziel der Projekte sein, quartiersbezogenes Sozialkapital für die Familien aufzubauen und den Zusammenhalt im Kiez zu verbessern. Erfahrene Stadtteilwüter können sozialräumliches Arbeiten auf andere Quartiere übertragen; dazu brauchen sie fachliche Begleitung und der Quartiersbezug muss auch Teil ihrer Stellenbeschreibung sein.
- Vor allem den Koordinatorinnen der Stadtteilwüterprojekte kommt eine wichtige Funktion bei der Aufrechterhaltung des Quartierbezugs zu. Da die Stadtteilwüter im Normalfall nur einen begrenzten Zeitraum in den Netzwerken der Quartiersinstitutionen mitarbeiten, obliegt es den Koordinatorinnen, den Kontakt zu den Institutionen kontinuierlich aufrechtzuerhalten.
- Werden in einem Projekt mehrere Koordinatorinnen eingesetzt, empfiehlt es sich, diesen konkrete Quartiere zuzuordnen.
- Als besonders wichtig (für die Ausbildungsgruppen) haben sich gemeinsame Ausflüge in die Stadt und die Beschäftigung mit deren Geschichte erwiesen. Diese (im wahrsten Sinne des Wortes) Erfahrungen bewirken, dass die Stadtteilwüter sich den Stadtraum aneignen und sich in „ihrer“ Stadt und dadurch auch in ihrem Quartier zuhause fühlen.

9.2.4 Demokratieförderung

Stadtteilwüterarbeit ist Politische Bildung(sarbeit). Durch die gemeinsame Ausbildung, Weiterbildungen, Gruppenaktivitäten und Diskussionen wird bei den einzelnen Stadtteilwütern ein persönlicher Entwicklungsprozess in Gang gesetzt. Die Beteiligten stärken sich gegenseitig, beteiligen sich als Gruppe an Aktivitäten im Sozialraum. Sie lernen, sich vor anderen zu artikulieren und ihre Botschaften zu transportieren, auch wenn ihr Deutsch nicht perfekt ist. Die Auseinandersetzung mit eigenen Rassismuserfahrungen und das gemeinsame Nachdenken über verschiedene Formen von Diskriminierung vermittelt den Frauen wichtiges Wissen für ihre transkulturelle kulturvermittelnde Arbeit und gibt ihnen zugleich die Möglichkeit, ihre individuellen Stärken und Kompetenzen zu erkennen und zu entwickeln. Die Beteiligten gehen einen gemeinsamen erkenntnisreichen Weg hin zur Anerkennung von vielfältigen Lebensentwürfen. Dadurch wird wirksam Rassismus bekämpft (die Frauen lernen, sich zu wehren), einem Auseinanderdriften unterschiedlicher ethnischer Gruppen entgegengewirkt und letztendlich auch Radikalisierungen vorgebeugt. Stadtteilwüterprojekte sind damit eine „Riesenchance“ (so eine Expertin), um politische Bildung an dafür sonst sehr schwer erreichbare Personenkreise zu vermitteln.

- Weiterbildungen und Angebote der politischen Bildung sollten in Stadtteilwüterprojekten zum Standard in der Ausbildung gehören. In Berlin wird das Programm „Stadtteilwüter auf den Spuren der NS-Geschichte“ in Kooperation mit Aktion Sühnezeichen angeboten, in dessen

Rahmen Ausflüge zu Gedenkstätten und zu historischen Orten stattfinden, das aber auch Raum bietet, die eigene (Migrations-)Geschichte und die eigenen Diskriminierungserfahrungen zu reflektieren. Solche Angebote bewirken nicht nur, dass sich die Frauen mit der deutschen Geschichte auseinandersetzen, sondern tragen auch zur Entwicklung eines individuellen Demokratieverständnisses bei.

- Kontinuierliche interne Fortbildungen für alle Stadtteilütter zur Situation von Frauen in unterschiedlichen Ländern, zu Scharia und Grundgesetz, zur Geschichte Deutschlands als Einwanderungsland oder anderen Themen können diese demokratieförderliche persönliche Entwicklung weiter unterstützen und die gemeinsamen Diskussionen wachhalten.
- Damit die Demokratieförderung in die Quartiere hineinwirkt, ist – so zeigt die vorliegende Studie – vor allem die Vorbildfunktion der (vielen) Stadtteilütter zentral. Sie tragen ihre respektvolle und wertschätzende Haltung für unterschiedliche Lebensentwürfe und Lebenswelten in ihre eigenen Familien, in die begleiteten Familien (alleine in Neukölln sind das bisher knapp 12.000 Familien) und dadurch auch in die Communities. Je mehr Stadtteilütter ausgebildet werden, desto größer ist auch die Wirkung auf das gesamte Quartier, weil mittels Schneeballeffekt potentiell mehr Personen an die mit den Stadtteilütern assoziierten Angeboten teilnehmen können. Um diese Entwicklung zu fördern, sollte eine Art Alumni-Netzwerk aufgebaut werden, das regelmäßige (kulturelle, sportliche, informierende) Angebote macht und Möglichkeiten zu Austausch und Diskussion, aber auch zu öffentlichen Auftritten bietet, sei es als Stadtteilütter-Chor, am Stand beim Straßenfest oder auf politischen Podien.

9.2.5 Teilhabe fördern

Aktivitäten jenseits der eigentlichen Beratungsarbeit in den Familien, wie etwa die Beteiligung an Straßenfesten oder an Kunstaktionen, sind wichtig, damit Stadtteilütter sich eingeladen fühlen und sich trauen, ihr Quartier aktiv mitzugestalten.

- Voraussetzung dafür, dass die Stadtteilütter in ihrer Projektzeit verschiedenen Teilhabeaktivitäten entwickeln und dann später auch weiterführen, ist es, bereits in der Ausbildung viel Raum für kulturelle und politische Aktivitäten zu bieten. Zudem ist es wichtig, dass die Koordinatorinnen genug Ressourcen haben, die Frauen dabei empowernd zu unterstützen.
- Die Stadtteilütter wünschen sich mehr Zeit für Engagement im Kiez und für Fortbildungen im Rahmen der Tätigkeit als Stadtteilütter, also nach der Ausbildungsphase und während der Arbeitszeit.
- Die Tatsache, dass sich Stadtteilütter auch nach beendeter Ausbildung weiter im Quartier engagieren („Einmal Stadtteilütter – immer Stadtteilütter“), basiert auf dem Wir-Gefühl in den Ausbildungsgruppen und der engen per-

sönlichen Bindung zum Projekt. Das sollte durch Angebote an „Ehemalige“ unterstützt werden.

- Insbesondere wenn „Ehemalige“ weiter ehrenamtlich soziale Arbeit leisten und in „ihren Familien“ Kriseninterventionen betreiben, brauchen sie eine Anlaufstelle, bei der sie sich Unterstützung holen können. Das bedeutet, dass finanzielle und personelle Mittel für eine entsprechende Betreuung bei den Stadtteilütterprojekten eingeplant werden müssen.

9.2.6 Arbeit mit hohem persönlichen Anteil

Die starke sozialräumliche Orientierung der Stadtteilütterarbeit verschärft das Problem der Grenzziehung zwischen Berufs- und Privatleben. Die Arbeit in Stadtteilütterprojekten wird nicht auf die Produktion messbarer Fallzahlen und klar abgegrenzte Beratungsthemen reduziert, es gehört auch Integrationsarbeit dazu: Verarbeiten und Reflektieren von Rassismuserfahrungen, Möglichkeiten der Veränderung und Teilhabe an der Gesellschaft, Gegenwehr gegen strukturelle Zumutungen, das Einfordern der eigenen Rechte. Die persönlichen Erfahrungen zu reflektieren und dieses Erfahrungswissen in der Arbeit weiterzugeben, ist ein zentraler Aspekt professioneller Stadtteilütterarbeit.

Die Fähigkeit, Privates von Beruflichem zu trennen, ist ein weiterer sehr wichtiger Aspekt einer guten im Sinne einer professionellen sozialen Arbeit. Diese Grenzziehung fällt Stadtteilütern aufgrund des Charakters ihrer Arbeit häufig besonders schwer. Aber auch für Stadtteilütter ist der Schutz der Privatsphäre und der eigenen Gesundheit eine Voraussetzung, um langfristig und erfolgreich in ihrem Beruf arbeiten zu können.

- Es ist dringend erforderlich, einer drohenden emotionalen Überlastung und potenziellen (Selbst)Ausbeutung der Stadtteilütter vorzubeugen.

Die Koordinatorinnen und Projektleiterinnen widmen diesem Thema bereits viel Aufmerksamkeit und federn Belastungen ab, indem sie sich mit jedem Fall einzeln beschäftigen und versuchen, gemeinsam eine persönlich passende Lösung zu finden.

- Für die sozialarbeiterische Begleitung der Stadtteilütterarbeit durch die Koordinatorinnen und Projektleiterinnen sollte mehr Arbeitszeit zu Verfügung stehen.
- Auch Supervision und entsprechende Weiterbildungen sind eine sinnvolle Unterstützung für diese professionelle Arbeit mit hohem persönlichen Anteil.

9.3 Forschungsbedarf

Die Wirkung der Stadtteilütterarbeit auf die interkulturelle Öffnung der Institutionen ist noch nicht ausreichend beschrieben und erforscht.

- Welche Impulse kommen von den Stadtteilwörtern, wo können sie Veränderung bewirken?
- Und warum ist ihre Art der Intervention so erfolgreich?
- Wie können diese Veränderungen langfristig gesichert werden?
- Welche Hürden stehen dem entgegen, wo gibt es Widerstände und wie steht es um das Beharrungsvermögen der Institutionen?
- Inwieweit ergibt es aus Sicht der Institutionen Sinn, die Stadtteilwörter systematisch in die interkulturelle Öffnung miteinzubeziehen?
- Und auf welchem Weg könnte das geschehen?
- Inwieweit ist das wiederum aus Sicht der Stadtteilwörterprojekte sinnvoll?
- Kann die ohnehin im Alltag der Stadtteilwörter stattfindende sensibilisierende Arbeit dadurch aufgewertet werden?
- Würden dadurch auch widersprüchliche Anforderungen und Zielgruppenkonflikte entstehen und die Stadtteilwörter schlicht überfordert?

In weiterführenden Forschungen sollte zudem kritisch hinterfragt werden, welche ethnisierten bzw. rassifizierten und vergeschlechtlichten Subjektpositionen innerhalb welcher Integrationsdiskurse aufgebaut werden.

So könnte erstens gefragt werden, inwiefern die Stadtteilwörtergruppen tatsächlich die Zusammensetzung sozial benachteiligter Quartiere widerspiegeln und inwiefern nichtmigrantische Familien, die zurückgezogen leben, aus einem spezifischen Integrationsparadigma ausgeklammert werden. In einem Verständnis, das Migrantinnen und Migranten nicht nur als Adressaten oder Ausführende einer Integrationsaufgabe begreift, könnten so im Sinne einer stärkeren „Entmigrantisierung der Migrationsforschung“ bzw. einer „Migrantisierung der Gesellschaftsforschung“ (Römhild/Bojadžijev 2014) neue Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit formuliert werden. Eine solche Betrachtung müsste darauf achten, Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen (migrantischen und nichtmigrantischen) Bevölkerungsgruppen herauszuarbeiten, ohne die Differenzen in den strukturellen Benachteiligungen der einzelnen Gruppen zu verwischen.

Zweitens bleibt zu untersuchen, welche Vorstellungen von Geschlecht im Rahmen der Projekte verhandelt werden (vgl. Marquardt/Schreiber 2016, 2015; Bitzan 2016) und ob darüber die „Klischees chauvinistischer Migrantengesellschaften reproduziert [werden], deren männliche Vertreter lernresistent gegenüber demokratischen Erziehungsstilen seien“ (Hamra 2017, 282), ob also der Diskurs über vermeintliche muslimische Parallelgesellschaften eher verfestigt wird oder vielmehr aufgebrochen werden kann. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie zeigen diesbezüglich ein interessantes Spannungsfeld: Einerseits werden die Stadtteilwörter zunächst in ihrer reproduktiven Mutterrolle angerufen, andererseits empowern sie sich über ihre Arbeit verstärkt

als unabhängige Berufstätige und treten mit diesem gestärkten Selbstbewusstsein dem Klischee von der Parallelgesellschaft engagiert entgegen. Aus kritischer Geschlechter- und Migrationsforschungsperspektive sollte deshalb auch danach gefragt werden, ob und wenn ja, wie die Stadtteilwörterarbeit für Männer – wie beispielsweise in Dortmund – und nichtmigrantische Deutsche geöffnet werden könnte, denn von der hier beschriebenen Demokratieförderung und den Perspektivwechseln können (und sollten) alle profitieren.

Die Studie räumt mit einigen Klischees auf. Sie zeigt, dass sich die Migrantinnen, insbesondere auch die türkisch- und arabischsprachigen Frauen nicht gegen ihre Umwelt abschotten, sondern an Kontakten und der Erweiterung ihres Radius sehr interessiert sind. Auch die häufig anzutreffende Vorstellung, dass sich Frauen häufiger als Männer in ihre eigene ethnische Gemeinschaft zurückziehen und kein Interesse an Kontakten außerhalb der Familie haben, ist kritisch zu hinterfragen, was Uslucan am Beispiel türkischer Migrantinnen und Migranten gezeigt hat (Uslucan 2016, 152). Hieran könnten Forschungen anschließen, die in den Blick nehmen, von wem und wie die Zielgruppe der vermeintlich „Unerreichbaren“ eigentlich konstruiert wird.

Wie gelungene Politische Bildung funktioniert, sollte intensiver erforscht werden. Die demokratiefördernde Arbeit der Stadtteilwörterprojekte bringt Menschen unterschiedlicher Prägungen, mit diversen religiösen und kulturellen Hintergründen, mit unterschiedlichen Geschichten und Erfahrungen zusammen. Laut Einschätzung der Experten findet hier – neben all den anderen Projektzielen und -aufgaben und doch absichtsvoll und mit viel Elan und Kompetenz betrieben – eine besonders wirkungsvolle Demokratieförderung statt. Zu erforschen wäre, warum und wie diese Art der politischen Bildung so besonders gut und umfassend wirkt und (fast) alle Frauen, die eine Ausbildung beginnen, in diesen Entwicklungsprozess eintreten und von ihm profitieren, auch wenn sie manchen Angeboten und Themen zuerst skeptisch gegenüberstanden. Die Angebote an politischer Bildung, das Empowerment und der Blick auf das Besondere jeder einzelnen Frau, darin inbegriffen selbstverständlich auch die Bearbeitung eigener Rassismuserfahrungen, ist in die Ausbildung integriert und erreicht die Zielgruppe (Migrantinnen) viel eher als freiwillige Workshopangebote, die ohne die Einbindung in eine tragfähige und längerfristig existierende Gruppe häufig im luftleeren Raum stehen. Stadtteilwörterarbeit ist politische Bildung(sarbeit) – ausgehend von den Ausbildungsgruppen, die ihre Ansätze und Erkenntnisse als Multiplikatorinnen in ihre Familien, die Nachbarschaften und Communities, aber auch in die (deutschen) Institutionen tragen und Themen wie Rassismus, Antisemitismus, Sexismus und Homophobie ansprechen. Inwieweit leisten damit Stadtteilwörterprojekte einen ganz besonderen Beitrag für die gesamte Gesellschaft und wie könnten davon noch mehr Menschen – in allen Quartieren der Stadt, in allen gesellschaftlichen Gruppen profitieren?

Stadtteilwörterprojekte zeigen exemplarisch, wie durch transkulturelle nachbarschaftsbezogene Arbeit Strukturen entstehen, die zur Partizipation im Quartier einladen. Sie zeigen auch, welche Hindernisse auf diesem Weg zu überwinden sind. Indem Frauen unterschiedlicher Kulturen aufeinander zugehen, sind sie zugleich auch aktiv darin, den Klischees der angeblichen Parallelgesellschaften entgegenzutreten.

Die Studie zeigt, dass Stadtteilmütterprojekte eine besondere Wirkkraft haben für die Stadtteilmütter, die begleiteten Familien und das Quartier insgesamt. Die im Namen der Projekte bereits angelegte Kombination von Quartier („Stadtteil“) und alltäglicher Lebenswelt („Mutter“) als Fokus der Arbeit erweist sich als sinnvoll, um sowohl Teilhabe als auch Vernetzung anzustoßen und das Wachstum des sozialen Kapitals zu ermöglichen. Damit daraus auch eine Integration entlang der anderen beschriebenen Dimensionen in den Arbeitsmarkt entstehen kann (und nur dadurch wird Integration letztendlich vollständig), sind weitere politische und gesellschaftliche Veränderungen notwendig. Die Stadtteilmütter (und in der logischen Folge auch die Forschungen über sie) geben hierzu wichtige Hinweise.

Anhang*

Leitfadenzentrierte Experteninterviews

Interview-nummer	Position/Institution
E#1	Projektleiterin Stadtteilmütter Neukölln, Diakoniewerk Simeon, Berlin
E#2	Projektleiterin Quartiersmanagement Gropiusstadt, Berlin
E#3	<ul style="list-style-type: none"> • Projektleiterin Stadtteilmütter auf den Spuren der nationalsozialistischen Geschichte, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. (ASF), Berlin • Mitarbeiterin Stadtteilmütter auf den Spuren der nationalsozialistischen Geschichte, Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. (ASF), Berlin
E#4	Ethnologin und fachliche Projektleitung Kiezmütter für Mitte, Diakoniegemeinschaft Bethania gGmbH, Berlin
E#5	Koordinatorin Integrationslotsinnen und Integrationslotsen für geflüchtete Menschen, Neukölln, Diakoniewerk Simeon, Berlin
E#6	Projektleiterin Kiezmütter für Mitte, Diakoniegemeinschaft Bethania gGmbH, Berlin
E#8 ¹	Mitarbeiterin Quartiersmanagement Richardplatz-Süd, Berlin
E#9	Mitarbeiterin Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH im Quartiersmanagement Westerfilde/Bodelschwingh
E#10	Büroleiter Lokal Willkommen, Westerfilde, Dortmund
E#11	Mitarbeiter Migrationsberatung, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH
E#12	Arbeitsvermittlerin, Jobcenter Dortmund
E#13	Sozialarbeiterin, Elterncafé Nordstadt, Dortmund
E#15	Mitarbeiterin Stadtteilmütter- und Stadtteilväter, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH
E#16	Projektleiterin und – Koordinatorin Stadtteilmütter – und Stadtteilväter, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH

Fokusgruppendiskussionen

Interview-nummer	Position/Institution
G#1	Experten Gropiusstadt, Berlin: <ul style="list-style-type: none"> • Koordinatorin Stadtteilmütter Gropiusstadt • Sozialarbeiterin, Kinder- und Jugendgesundheitsdienst, Gesundheitsamt, Rudow • Sozialarbeiter, Evangelische Kirchengemeinde Gropiusstadt-Süd • Mitarbeiterinnen Quartiersmanagement Gropiusstadt (2) • Projektleiterin und Geschäftsführerin ImpULS e.V., Gropiusstadt
G#2	Experten Richardkiez, Berlin: <ul style="list-style-type: none"> • Koordinatorin Stadtteilmütter Neukölln • Jobcoach, Kulturnetzwerk, Neukölln • Sozialarbeiterin, Kinder- und Jugendgesundheitsdienst, Gesundheitsamt, Campus Rütli • Brückenbauerin, Kita Mosaik, Richardkiez • Erzieherin, Kita Mosaik, Richardkiez
G#3	Experten in Dortmund: <ul style="list-style-type: none"> • Leiterin des Arbeitsgebietes Flucht, Asyl und Migrationsberatung, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH • Koordinatorin Stadtteilmütter- und Stadtteilväter, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH • Mitarbeiterin Stadtteilmütter- und Stadtteilväter, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH • Mitarbeiterin des Arbeitsgebietes Migration und Integration, Diakonisches Werk Dortmund und Lünen gGmbH
G#4	Mitarbeiterinnen in Beratung für Bürger mit Migrationshintergrund, Seniorenbüro, Nordstadt, Dortmund (2)

¹ In der fortlaufenden Nummerierung fehlt E#7, das Interview wurde kurzfristig abgesagt.

* Der vollständige Anhang zum Endbericht ist online abrufbar unter: <https://www.vhw.de/publikationen/vhw-schriftenreihe>

Explorative Interviews mit Stadtteilmüttern

Interview-nummer	Position/Institution
S#1	Frau B., Integrationslotsin, ehemalige Stadtteilmutter Nord-Neukölln der ersten Generation und Mitarbeiterin ASF Projekt „Stadtteilmütter auf den Spuren der nationalsozialistischen Geschichte“
S#2	Frau A., Integrationslotsin und ehemalige Stadtteilmutter Gropiusstadt: „Früher war ich noch keine Berühmtheit“

Netzwerkkarteninterviews mit Stadtteilmüttern

Interview-nummer	Position/Institution
N#1	Frau R., Stadtteilmutter Nord-Neukölln
N#2	Frau P., Stadtteilmutter Nord-Neukölln und Poetin
N#3	siehe S#2
N#4	Frau D., Stadtteilmutter Gropiusstadt
N#5	Frau Y., Integrationslotsin und ehemalige Stadtteilmutter Nord-Neukölln
N#6	Frau L., Stadtteilmutter Gropiusstadt
N#7	Frau G., Stadtteilmutter Nord-Neukölln
N#8	Frau P., Stadtteilmutter Gropiusstadt
N#9	Frau S., Stadtteilmutter Dortmund
N#10	Frau H., ehemalige Stadtteilmutter Dortmund
N#11	Frau I., ehemalige Stadtteilmutter Dortmund
N#12	Frau O. Stadtteilmutter Dortmund
N#13	Frau Q., ehemalige Stadtteilmutter Dortmund
N#14	Frau T., ehemalige Stadtteilmutter Dortmund

Netzwerkkarteninterviews mit Klientinnen

Interview-nummer	Position/Institution
N2#F1	Frau Ru., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N2#F2	Frau We., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N2#F3	Frau Ze., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N3#F1	Frau Ya., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N3#F2	Frau Wa., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N3#F3	Frau Ve., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N#4F1	Frau Ul., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N#4F3	Frau Yi., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N#5F1	Frau Sa., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N#5F2	Frau Re., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N#5F3	Frau Pa., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N#7F1	Frau Ma., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N#7F2	Frau Le., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N#7F3	Frau Ka., Klientin, Nord-Neukölln, Berlin
N#8F1	Frau Je., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N#8F2	Frau Fu., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N#8F3	Frau Ga., Klientin, Gropiusstadt, Berlin
N#9F1	Herr Lo., Klient, Nordstadt, Dortmund
N#9F2	Frau Be., Klientin, Kirchhörde, Dortmund
N#10F1	Frau Au., Klientin, Nette, Dortmund
N#10F2	Frau Al, Klientin, Nette, Dortmund
N#11F2	Frau Ge. Klientin, Nette, Dortmund

Interview-nummer	Position/Institution
N#11F2	Frau Mü., Klientin, Nette, Dortmund
N#12F1	Frau Ce., Klientin, Nordstadt, Dortmund
N#12F2	Frau El., Klientin, Nordstadt, Dortmund
N#13F1	Frau Ke., Klientin, Nette, Dortmund
N#13F2	Frau Pe., Klientin, Nette, Dortmund
N#14F1	Frau Do., Klientin, Nordstadt, Dortmund
N#14F2	Frau Fa., Klientin, Nordstadt, Dortmund

Der vollständige Anhang zum Endbericht ist online verfügbar unter:
<https://www.vhw.de/publikationen/vhw-schriftenreihe/>

Inhalt

- 1 Datenbank zu aktiven Stadtteilmütterprojekten (2018)
- 2 Übersicht recherchierter Stadtteilmütterprojekte
- 3 Erhebungsinstrument Netzwerkkarten
- 4 Leitfaden Netzwerkkarten Stadtteilmütter
- 5 Die wichtigsten Aussagen aus den Interviews mit Stadtteilmüttern und Klientinnen
- 6 Die Netzwerkkarten

Literaturverzeichnis

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildungen

- Abbildung 1: Erhebungskarte
- Abbildung 2: Beispiel für eine Darstellungskarte I
- Abbildung 3: Beispiel für eine Darstellungskarte II
- Abbildung 4: Gebiet Quartiersmanagement Gropiusstadt (Stand 2014)
- Abbildung 5: Brunnen an der Lipschitzallee in der Gropiusstadt
- Abbildung 6: Schild im Grün: Das Reiten ist in der Gropiusstadt auf Deutsch und Türkisch untersagt
- Abbildung 7: Gebiet Quartiersmanagement Richardplatz-Süd (Stand 2014)
- Abbildung 8: Karl-Marx-Platz im Richardkiez
- Abbildung 9: Street Art in Nordstadt
- Abbildung 10: Gebiet Quartiersmanagement Nordstadt (Stand 2012)
- Abbildung 11: Mallinckrodtstraße in Nordstadt
- Abbildung 12: Bebauung in Westerfilde
- Abbildung 13: Gebiet Quartiersmanagement Westerfilde/Bodelschwingh (Stand 2015)
- Abbildung 14: Werbetafel Wohnungsbaugesellschaft in Westerfilde
- Abbildung 15: Wirkungsgefüge
- Abbildung 16: Netzwerkkarte einer Klientin aus der Gropiusstadt (N#4_F#3)
- Abbildung 17: Netzwerkkarte einer Klientin aus der Gropiusstadt (N#4_F#3) ohne über die Stadtteilmuttermütter vermittelte Kontakte
- Abbildung 18: Netzwerkkarte einer Klientin aus Dortmund-Nette (N#13_F2)
- Abbildung 19: Potenzierte Netzwerke (Schema)
- Abbildung 20: Netzwerkkarte einer Stadtteilmuttermutter aus dem Richardkiez (N#7)
- Abbildung 21: Netzwerkkarte einer Stadtteilmuttermutter aus Dortmund-Nordstadt (N#9)

Abbildung 22: Der Stadtteilmuttermütter-Chor auf der Fraueninfobörse in Neukölln

Abbildung 23: Demonstration „Gegen rechten Terror in Neukölln“

Tabellen

Tabelle 1: Übersicht Interviews

Tabelle 2: Kita-Besuch von Kindern der Stadtteilmuttermütter und der begleiteten Familien

Tabellen im Anhang: Teilnehmer und Teilnehmerinnen der:

- Experteninterviews,
- Fokusgruppendifkussionen,
- Interviews mit Stadtteilmuttermüttern,
- Netzwerkkarteninterviews mit Stadtteilmuttermüttern und
- Netzwerkkarteninterviews mit Klientinnen

Literaturverzeichnis

- Bauer, Frank (2013): Die Implementationsanalyse zum Modellprojekt „Stadtteilmütter in Nordrhein-Westfalen“. Hg. v. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB). <http://iab.de/242/section.aspx/Publikation/k131112n01>, 26.02.2018.
- Behn, Sabine/Bischof, Christine/Koch, Liv-Berit (2010): Evaluation des Modellprojektes „Stadtteilmütter gehen in die Schule (2009–2010)“. Hg. v. Camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung. Berlin.
- Berg, Giselin/Stolzenberg, Regina (2008): Projekt „Stadtteilmütter in Berlin-Kreuzberg“. Ergebnisse der ersten Befragung der Stadtteilmütter zu Beginn der Trainingsmaßnahme. Berlin. <http://www.dw-stadtmitte.de/uploads/media/Stadt>, 24.11.2014.
- Berg, Giselin/Stolzenberg, Regina (2011): Ergebnisse der Evaluation des Projekts Stadtteilmütter in Berlin-Kreuzberg. Vortrag. Netzwerk Frühe Bildung. Charité. Berlin, 15.11.2011.
- berlin.de (2016): Neuköllner Präventionskette. <http://www.berlin.de/ba-neukoelln/politik-und-verwaltung/stelle-fuer-qualitaets-entwicklung-planung-und-koordination/neukoellner-praeventionskette-124281.php>, 26.03.2018.
- Bezirksamt Neukölln von Berlin (2016): Kurzprofil Bezirksregion Gropiusstadt. Berlin. https://www.berlin.de/ba-neukoelln/politik-und-verwaltung/aemter/jugendamt/bzr-kurzprofil_08-gropiusstadt_nkn_26-10-2016.pdf, 30.10.2018.
- Bitzan, Maria (2016): Recht auf Beteiligung. Kommunale Planung und Gemeinwesenarbeit unter Genderaspekten. In: Drilling, Matthias/Oehler, Patrick (Hg.): Soziale Arbeit und Stadtentwicklung. Forschungsperspektiven, Handlungsfelder, Herausforderungen. 2. Auflage. Wiesbaden (Quartiersforschung), S. 237–251.
- Brandenburgische Stadterneuerungsgesellschaft (2017): Integriertes Handlungskonzept 2017–2019. Richardplatz Süd. Berlin. https://www.quartiersmanagement-berlin.de/fileadmin/content-media/Handlungskonzept_2017/IHEK_2017_19_QM_Richardplatz_Sued_barrierefrei_final.pdf, 30.10.2018.
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (2017): Zukunft im Quartier gestalten – Beteiligung für Zuwanderer verbessern. Ein Projekt des Forschungsprogramms „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“ (ExWoSt) des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB), betreut vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR). Hg. v. Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Bonn.
- Campbell, Karen/Marsden, Peter/Hurlbert, Jeanne (1986): Social Resources and Socioeconomic Status. In: Social Networks, H. 8, S. 97–117.
- Deutscher Kinderschutzbund (DKSB) (2000): Stadtteilmütter. Ein Konzept zur Mehrsprachigkeit und Elternbildung. http://buendnis.augsburg.de/fileadmin/buendnis-aug/dat2_projekte/stadtteilmuetter/pdf/buendnis_stadtteilmuetter_2012.pdf, 13.11.2018.
- Diakonie Dortmund (2017a): Arbeit mit Familien aus Rumänien und Bulgarien. <http://www.diakoniedortmund.de/migration-und-integration/eu-zuwanderung/schritt-weise-muttersprachliche-familienbegleiterinnen.html>, 26.03.2018.
- Diakonie Dortmund (2017b): Projekt Stadtteilmütter und Stadtteilväter in Dortmund. <http://www.diakoniedortmund.de/migration-und-integration/projekt-stadtteilmuetter-stadtteilvaeter.html>, 26.03.2018.
- Diakoniewerk Simeon gGmbH (2018): Stadtteilmütter in Neukölln. <https://www.diakoniewerk-simeon.de/beratung-integration/stadtteilmuetter-in-neukoelln/>, 13.11.2018.
- Drever, Anita (2004): Separate Spaces, Separate Outcomes? Neighbourhood Impacts on Minorities in Germany. In: Urban Studies, H. 8, S. 1423–1439.
- Elwert, Georg (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 4, S. 717–731.
- Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. Hg. v. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Mannheim (Arbeitspapiere, 40). <http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp-40.pdf>, 09.04.2018.
- Esser, Hartmut (2006): Sprache und Integration: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Zusammenhänge. Wien (KMI Working Paper Series, 7).
- Farwick, Andreas (2014): Behindern ethnisch geprägte Wohnquartiere die Eingliederung von Migranten? In: Schnur, Olaf (Hg.): Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. 2., aktualisierte und erw. Auflage. Wiesbaden (Quartiersforschung), S. 209–232.
- Fenicia, Tatjana/Gamper, Markus/Schönhuth, Michael (2014): Integration, Sozialkapital und soziale Netzwerke. Egozentrierte Netzwerke von (Spät-)Aussiedlern. In: Gamper, Markus/Reschke, Linda (Hg.): Knoten und Kanten 2.0. Soziale Netzwerkanalyse in Medienforschung und Kulturanthropologie. Bielefeld (Sozialtheorie), S. 305–332.
- Foroutan, Naika/Canan, Coşkun/Arnold, Sina/Schwarze, Benjamin/Beigang, Steffen/Kalkum, Dorina (2014): Deutschland postmigrantisch. Gesellschaft, Religion, Identität. Erste Ergebnisse. Berlin. <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/junited/deutschland-postmigrantisch-1/>, 16.01.2019.
- Gesemann, Frank (2015): Integrationslotsenprojekte in Deutschland im Überblick. Konzepte, Einsatzfelder und Finanzierung. Im Auftrag des Beauftragten für Integration und Migration des Senats von Berlin. Hg. v. DESI – Institut für Demokratische Entwicklung. Berlin.

- Gestring, Norbert/Janssen, Andrea/Polat, Ayça (2006): Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der zweiten Generation. Wiesbaden.
- Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology*, H. 6, S. 1360–1380.
- Gutknecht, Stefanie (2015): Im Dialog mit den „Nicht-Erreichbaren“? Aufsuchende Gespräche als ein methodischer Ansatz der Ansprache von „Nicht-Erreichbaren“ – Nutzen, Vorteile, Herausforderungen und Grenzen. In: *Forum Wohnen und Stadtentwicklung*, H. 5, S. 266–271.
- Hamra, Sulamith (2017): Berliner Stadtteilwörterprojekte als Aushandlungsraum städtischer Integrationspolitik. Dissertation. Georg-August-Universität, Göttingen. Philosophische Fakultät, Fachbereich Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie.
- Hamra, Sulamith (2018): Kommentar. Zur Präsentation der Ergebnisse der Netzwerkanalyse auf der Tagung „Stadtteilwörter – Netzwerkerinnen mit Wirkung“. Camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung; vhw. Berlin, Werkstatt der Kulturen, 20.09.2018.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (2001): Soziale Integration und ethnische Schichtung. Zusammenhänge zwischen räumlicher und sozialer Integration. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“. Berlin/Oldenburg. http://archiv.schader-stiftung.de/docs/haeussermann_siebel_gutachten.pdf, 09.04.2018.
- Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.) (2004): *An den Rändern der Städte*. Frankfurt/Main.
- Häußermann, Hartmut (2007): Effekte der Segregation. In: *Forum Wohnen und Stadtentwicklung*, H. 5, S. 234–240.
- Häußermann, Hartmut/Kapphan, Andreas (2009): Migration und räumliche Segregation. In: Mund, Petra/Theobald, Bernhard (Hg.): *Kommunale Integration von Menschen mit Migrationshintergrund – ein Handbuch*. Freiburg, S. 173–187.
- Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin (2009): Räumliche Segregation und innerstädtisches Ghetto. In: Stichweh, Rudolf/Windolf, Paul (Hg.): *Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit*. Wiesbaden, S. 157–173.
- Heckmann, Friedrich (1992): *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart.
- Heckmann, Friedrich (1997): *Integration und Integrationspolitik in Deutschland*. Hg. v. Europäisches Forum für Migrationsstudien (efms). Bamberg (efms Paper, 11).
- Herz, Andreas (2014): *Strukturen transnationaler sozialer Unterstützung. Eine Netzwerkanalyse von personal communities im Kontext von Migration*. Wiesbaden (Netzwerkforschung).
- Herz, Andreas (2012): Ego-zentrierte Netzwerkanalysen zur Erforschung von Sozialräumen. In: *sozialraum.de*, H. 2. <https://www.sozialraum.de/ego-zentrierte-netzwerkanalysen-zur-erforschung-von-sozialraeumen.php>, 16.01.2019.
- Hickman, Paul (2013): ‚Third places‘ and social interaction in deprived neighbourhoods in Great Britain. In: *Journal of Housing and the Built Environment* 28, H. 2, S. 221–236.
- Hollstein, Bettina/Pfeffer, Jürgen (2010): Netzwerkkarten als Instrument zur Erhebung egozentrierter Netzwerke. <http://www.pfeffer.at/egonet/Hollstein%20Pfeffer.pdf>, 23.05.2018.
- Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung (ILS) (2018): Dortmund. <https://www.kooplab.de/das-projekt/kooplab/dortmund/>, 11.12.2018.
- Jansen, Dorothea (2006): *Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele*. 3., überarb. Auflage. Wiesbaden.
- Kast, Alexandra (2015): *Gesellschaftliche Teilhabe sichern. Partizipation von Migrantinnen und Migranten in der „Sozialen Stadt“*. Berlin. Hg. v. Friedrich Ebert Stiftung, Landesbüro Berlin. Berlin. <http://library.fes.de/pdf-files/bueros/berlin/50202.pdf>, 09.04.2018.
- Kecskes, Robert (2003): Ethnische Homogenität in sozialen Netzwerken türkischer Jugendlicher. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, H. 1, S. 68–84.
- Khan-Zvorničanin, Meggi/Schaffranke, Dorte (2016): *Evaluation „Kiezmütter für Mitte“*. Abschlussbericht. Evaluation im Auftrag der Pfefferwerk Stadtkultur gGmbH. Camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung. Berlin. https://www.berlin.de/ba-mitte/politik-und-verwaltung/beauftragte/gleichstellung/evaluationsbericht_kiezm_tter_2015_2016.pdf, 25.04.2018.
- Klein, Ansgar (2017): Engagement- und Demokratiepilotik vor der rechtspopulistischen Herausforderung. Die Stärkung von Orten demokratischen Lernens als Aufgabe zivilgesellschaftlicher Struktur- und Gesellschaftspolitik. In: *Forschungsjournal soziale Bewegungen*, H. 2, S. 108–119.
- Koch, Liv-Berit (2009): *Evaluation des Pilotprojektes „Stadtteilwörter in Neukölln“*. Abschlussbericht. Camino – Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung. Berlin.
- Koch, Liv-Berit (2017): *Verwirklichungschancen von Berliner Stadtteilwörtern. Konjunktive Erfahrungen im Spannungsfeld von Aktivierung und Nicht-/Anerkennung*. (zugl. Dissertation, Freie Universität Berlin, 2016). Wiesbaden.
- Kronauer, Martin/Siebel, Walter (2013): Einleitung. Die Aktualität der Polarisierungsthese für die Stadtforschung. In: Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.): *Polarisierte Städte. Soziale Ungleichheit als Herausforderung für die Stadtpolitik*. Frankfurt/Main (Sozialwissenschaften 2013), S. 9–24.

- Kronauer, Martin/Vogel, Bernhard (2004): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt/Main, S. 235–257.
- Kroneder, Andreas/Regnoux, Nalan (2014): Aufbruch oder Rückbesinnung. Evaluation dreier Kiezmütterprojekte in Berlin-Mitte. Abschlussbericht. Berlin. https://www.berlin.de/ba-mitte/politik-und-verwaltung/beauftragte/gleichstellung/evaluation_kiezmueter_berlin_mitte_2014.pdf, 16.01.2019.
- Kuckartz, Udo (2012): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim.
- Lessenich, Stephan (2012): Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft. In: Dörre, Klaus / Lessenich, Stephan / Rosa, Hartmut (Hg.) Soziologie. Kapitalismus. Kritik. Eine Debatte. Frankfurt / Main.
- Macher, Maria (2015): Projekt „Stadtteilmütter in Neukölln“. Curriculum für die Basisqualifizierung der Stadtteilmütter in Berlin-Neukölln. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Marquardt, Nadine/Schreiber, Verena (2015): Mothering urban space, governing migrant women: the construction of intersectional positions in area-based interventions in Berlin. In: Urban Geography 36, H. 1, S. 44–63.
- Marquardt, Nadine/Schreiber, Verena (2016): Zwischen Aneignung und Abwehr. Städtische Integrationspolitik im Blick ihrer Adressat_innen. In: Geographische Zeitschrift, H. 104, S. 239–265.
- Mund, Petra/Theobald, Bernhard (Hg.) (2009): Kommunale Integration von Menschen mit Migrationshintergrund – ein Handbuch. Freiburg.
- Oberwittler, Dietrich (2013): Wohnquartier und Kriminalität – Überblick über die Forschung zu den sozialräumlichen Dimensionen urbaner Kriminalität. In: Oberwittler, Dietrich/Rabold, Susann/Baier, Dirk (Hg.): Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen. Heidelberg, S. 45–95.
- Pappi, Franz Urban (Hg.) (1987): Methoden der Netzwerkanalyse. München (Techniken der empirischen Sozialforschung, Band 1).
- Polizeipräsidium Dortmund (2018): Polizeiliche Kriminalstatistik 2017. Bericht zur Kriminalitätsentwicklung des Polizeipräsidiums Dortmund für das Jahr 2017. https://dortmund.polizei.nrw/sites/default/files/2018-03/PKS_Pressekonferenz_Tischpapier_final.pdf, 16.01.2019.
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York.
- Quartiersmanagement Gropiusstadt (QM Gropiusstadt) (2017): Statistische Daten zur Gropiusstadt (Stand Nov. 2017). https://www.qm-gropiusstadt.de/uploads/media/Statistiken_zur_Gropiusstadt_11-2017.pdf, 30.10.2018.
- Quartiersmanagement Körnerpark (QM Körnerpark) (2014): Teil dieser Gesellschaft. <http://www.qm-koernerpark.de/index.php/component/content/article/61-kiezzeitung2/kiezzeitung2/791-teil-dieser-gesellschaft>, 26.03.2018.
- Römhild, Regina/Bojadžijev, Manuela (2014): Was kommt nach dem „transnational turn“? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: Berliner Blätter, H. 65, S. 10–24.
- Salentin, Kurt (2004): Ziehen sich Migranten in „ethnische Kolonien“ zurück? In: Bade, Klaus J./Bommes, Michael/Münz, Rainer (Hg.): Migrationsreport 2004. Fakten – Analysen – Perspektiven. Frankfurt am Main/New York, S. 97–116.
- Schnur, Olaf (2008): Gute Beziehungen, schlechte Beziehungen. Lokales Sozialkapital und soziale Integration von Migranten im Quartier. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung, H. 3, S. 138–144.
- Schreier, Margit (2014): Varianten qualitativer Inhaltsanalyse. Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten. In: Forum Qualitative Sozialforschung, H. 1, Art. 18. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1401185>, 16.01.2019.
- Schubert, Herbert/Veil, Katja (2014): Der „Sozialraumgenerator“ als Ableitung aus der egozentrierten Netzwerkanalyse. In: sozialraum.de, H. 1. <http://www.sozialraum.de/der-sozialraumgenerator-als-ableitung-aus-der-egozentrierten-netzwerkanalyse.php>, 12.04.2018.
- Schubert, Herbert (2018): Netzwerkorientierung in Kommune und Sozialwirtschaft. Eine Einführung. Wiesbaden (Basiswissen Sozialwirtschaft und Sozialmanagement).
- Senkel, Patrick (2012): Quartiereffekte im urbanen Raum. Konzept und methodische Kritik. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung, H. 6, S. 326–328.
- Sinning, Heidi (2013): Partizipation in der sozialen Stadtteilentwicklung. Daueraufgabe für öffentliche Hand und Wohnungswirtschaft. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung, H. 1, S. 13–18.
- Sommer, Antje/Lingg, Eva/Reutlinger, Christian/Stiehler, Steve (2010): Netzkarten. Visualisierung von Struktur- und Qualitätsdimensionen nachbarschaftlicher Netzwerke. In: sozialraum.de, H. 2. <https://www.sozialraum.de/netzkarten.php>, 16.01.2019.
- Stadt Dortmund (o.J.): Quartiersmanagement Nordstadt. https://www.dortmund.de/de/leben_in_dortmund/planen_bauen_wohnen/stadterneuerung_nordstadt/qm_nordstadt/startseite_qmn/index.html, 29.10.2018.

- Stadt Dortmund (2004): Integriertes Stadtbezirkentwicklungs-konzept Innenstadt-Nord. https://www.dortmund.de/media/p/stadtplanungs_und_bauordnungsamt/stadtplanung_bauordnung_downloads/insekt/innen_nord/InSEkt_In_nord_Bericht_2004.pdf, 29.10.2018.
- Stadt Dortmund (2016): Jahresbericht Bevölkerung 2016. https://www.dortmund.de/media/p/statistik_3/statistik/veroeffentlichungen/jahresberichte/bevoelkerung_1/206_Jahresbericht_2016_Dortmunder_Bevoelkerung.pdf, 23.04.2018.
- Stadt Dortmund (2017): Jahresbericht Bevölkerung 2017 https://www.dortmund.de/media/p/statistik_3/statistik/veroeffentlichungen/jahresberichte/bevoelkerung_1/209_Jahresbericht_2017_Dortmunder_Bevoelkerung_August_2017.pdf, 23.04.2018.
- Stadt Dortmund (2018): Jahresbericht Bevölkerung 2018. https://www.dortmund.de/media/p/statistik_3/statistik/veroeffentlichungen/jahresberichte/211_-_Jahresbericht_2018_Dortmunder_Bevoelkerung.pdf, 30.10.2018.
- Steckelberg, Birgit (2009): Interkulturelle Bildungslotsinnen. In: Fürstenau, Sara/Gomolla, Mechthild (Hg.): Migration und schulischer Wandel: Elternbeteiligung. Wiesbaden, S. 121–136.
- Stegbauer, Christian/Häußling, Roger (Hg.) (2010): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden (Netzwerkforschung, Band 4).
- Stein, Rachel E. (2014): Neighborhood Scale and Collective Efficacy: Does Size Matter? In: *Sociology Compass*, H. 2, S. 119–128.
- Stolzenberg, Regina/Berg, Giselind/Maschewsky-Schneider, Ulrike (2013): Wege zu Familien in sozial benachteiligten Regionen. Ergebnisse der Evaluation des Projekts Stadtteilwörter in Berlin-Kreuzberg. In: *Prävention und Gesundheitsförderung*, H. 2, S. 61–66.
- Straßburger, Gaby/Bestmann, Stefan (2008): Praxishandbuch für sozialraumorientierte interkulturelle Arbeit. Bonn (Arbeitshilfen für Selbsthilfe- und Bürgerinitiativen Nr. 36).
- Straßburger, Gaby (2009): Sozialraumorientierte interkulturelle Arbeit. Interkulturelle Öffnung und Sozialraumorientierung Hand in Hand. In: *sozialraum.de*, H. 1. <https://www.sozialraum.de/sozialraumorientierte-interkulturelle-arbeit.php>, 06.12.2018.
- Straßburger, Gaby/Wurtzbacher, Jens (2011): Partizipative Brückenschläge: das Projekt „Stadtteilwörter“. In: Klein, Ansgar/Fuchs, Petra/Flohé, Alexander (Hg.): Handbuch Kommunale Engagementförderung im sozialen Bereich. Berlin, S. 210–212.
- Toukolehto, Saara (2015): Mothers of the Kiez. Values and cultural change in immigrant communities in Neukölln, Berlin. Masterarbeit. University of Helsinki, Helsinki. Faculty of Social and Political Sciences. https://helda.helsinki.fi/bitstream/handle/10138/155236/Toukolehto_Sosiaalija%20kulttuuriantropologia.pdf?sequence=2, 16.08.2018.
- Urbano et al. (2014): Stadterneuerung Dortmund Westertal/Bodelschwingh. Integriertes Handlungskonzept. https://www.dortmund.de/media/p/sozialestadt_westertal_bodelschwingh/pdf_westertal/IHK_Westertal.pdf, 23.04.2018.
- Uslucan, Haci-Halil (2016): Die Lebenswelten von (türkeistämmigen) Zuwanderern. Von sinnvollen und negativen Kontakten zu Einheimischen. In: *Der Bürger im Staat*, H. 2–3, S. 150–157.
- Volkman, Anne (2012): Quartiereffekte in der Stadtforschung und in der sozialen Stadtpolitik. Die Rolle des Raumes bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Berlin (Graue Reihe des Instituts für Stadt- und Regionalplanung Nr. 36).
- Wießmeier, Brigitte (2011): Evaluation des Projektes „Stadtteilwörter in Charlottenburg Nord“. Abschlussbericht von Studentinnen der Evangelischen Hochschule Berlin im Diplomstudiengang Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Unveröffentlichtes Manuskript. Berlin.

Impressum

Herausgeber: vhw – Bundesverband für Wohnen
und Stadtentwicklung e. V.
Fritschestraße 27/28
10585 Berlin

Auftragnehmer: Camino gGmbH

Autorinnen: Dr. Almut Sülzle, Camino gGmbH
Dr. Birgit Glock, Camino gGmbH
Susanne Jörg, Camino gGmbH

Mit herzlichem Dank an Carmen Grimm, David Kempf,
Christin Scheurer und Kathrin Fleischmann für ihre Mitarbeit
in der Forschung und an der Erarbeitung des Berichts.

Wissenschaftliche
Begleitung: Steffen Jähn, vhw e. V.
Dr. Anna Becker, vhw e. V.
Stefanie Gutknecht, vhw e. V.

ISBN: 978-3-87941-990-6

Berlin, im Mai 2019

Anmerkungen zur Schreibweise:

In der Schriftenreihe Nr. 12 verzichten wir zugunsten einer besseren Lesbarkeit auf die stete Schreibweise „/in“, „/innen“, (in), (innen). Stattdessen greifen wir bei Begriffen wie Bürger, Bewohner, Migranten, Forscher, Nutzer, Akteure, Experten etc. auf das generische Maskulinum zurück. Damit sind Frauen und Männer gleichermaßen gemeint. Eine Ausnahme bildet der Begriff Klientin bzw. Klientinnen. Da sich in dieser Gruppe Männer in der absoluten Minderheit befinden, verwenden wir hier die weibliche Form.

Anmerkungen zu Fotos und Abbildungen:

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Auftraggeber dieser Studie Urheber der erstellten Abbildung.

Gestaltung/Druck: Druckerei Franz Paffenholz GmbH,
Bornheim